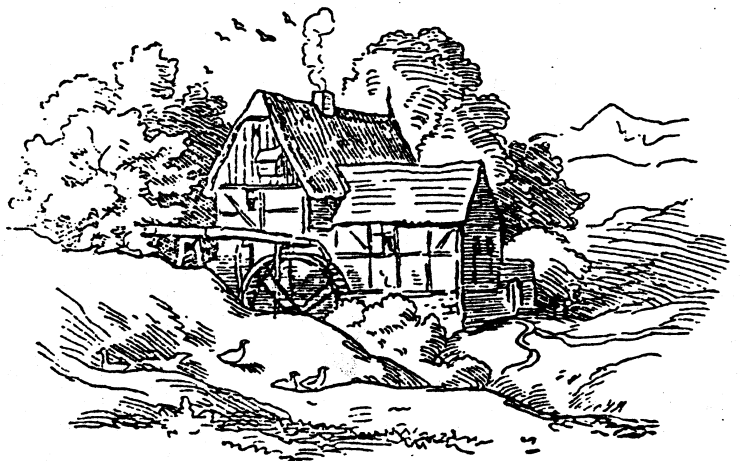




In der Heimat



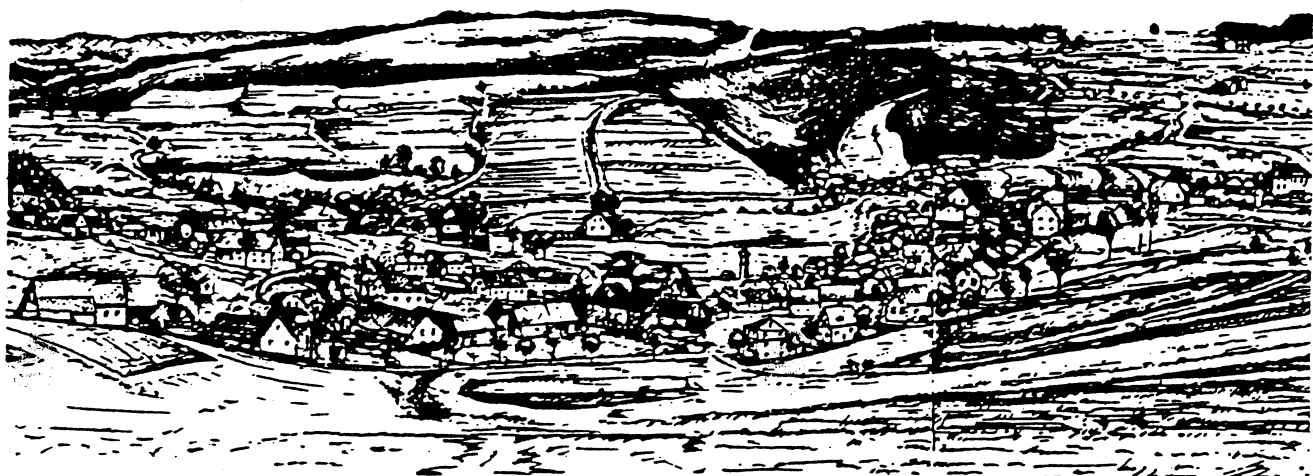
Anmerkung :

Seit April 1981 erschien im "Ascher Rundbrief" eine Artikelserie unter dem Titel "Lebenslinien eines Dorfes - Wernersreuth". Ernst Martin und Herbert Braun, aber auch andere Wernersreuther schrieben dazu über ihren Heimatort. Nachfolgend sind diese Berichte über die Heimat der Wernersreuther zusammengefaßt.

Marktbreit, im Mai 1989

Herbert Braun:

**Lebenslinien eines Dorfes:
Wernersreuth**



Zeichnung: Alfred Schreyer

Vorbemerkung

In den sechziger Jahren erschien im Ascher Rundbrief eine Beitragsreihe in neunzehn Fortsetzungen über „Steinpöhl — Gesicht eines Dorfes“ von Landsmann Theodor Christianus. Darin war zusammengetragen, was an Orts- und Sachkunde, Geschichte und Geschehen mitgeteilt werden konnte, um das lebendige Gesicht des Dorfes Steinpöhl für künftige Zeiten festzuhalten.

Seither ist mehrfach der Wunsch geäußert worden, auch andere Dörfer sollten ausführlich dargestellt werden. Im Heimatbuch, („Die eigenwillige Historie des Ascher Ländchens“) erschienen — notwendigerweise kurze — Übersichten; Roßbach trat mit einem eigenen Heimatbuch hervor. Von anderen Orten fehlen aber zusammenhängende Darstellungen, so auch von *Wernersreuth*, das zu den flächengrößten Gemeinden des Ascher Bezirks zählt.

Wer aber soll sich trauen, von dem — sprichwörtlich — eigenwilligen Ort Gültiges zusammenzufassen? Das sollte ein erfahrener Kenner des Ortes sein. (Anmerkung der Schriftleitung: Der Verfasser spielt hier auf die daheim als Redensart bekanntgewesene Aussage an: „Die Wernerschreither machns, wöi se selwa wölln.“) Ich dagegen muß sagen: „Leitla, iich koa dees niat; ich war äiascht alf Gäu(h)a, wöi ma furt gmöißt hann!“ Als Zehnjährigem zeigte sich mir die Heimat nicht mit ihrem ganzen Gesicht, vor allem nicht mit den Sorgenfalten aus dem täglichen Lebenskampf. Meine Kinderwelt waren, im Jahreslauf, der Duft der „Kannasblouma“, die Wiesensteige, barfuß beschritten, das Waten im Bach und in den „Tümpeln“, Schwarzbeerpflücken, „Heuschneckfangen“, Erdäpfelfeuerlein, die Winterherrlichkeit und die tausend Rinnsale über schmelzenden Eisplatten, wenn dann der Frühling wieder ausbrach mit Lärchen-, Birken- und Stachelbeerstaudengrün.

Aber die Heimatbücher klagen über die verrinnende Zeit, in der die Wissensträger dahingehen. Wenn nicht bald das verstreute Wissen gesammelt wird, kann es zu spät sein. So drängt sich die Frage auf, ob nicht mit Hilfe mehrerer Landsleute doch noch eine Darstellung des Dorfes *Wernersreuth* möglich werden könnte, trotz aller Schwierigkeiten der räumlichen und zeitlichen Ferne, auf die Richard Rogler schon 1955 in seinem Standardwerk über die heimatlichen Orts- und Flurnamen mit den Worten reagierte: „Gleichwohl, der Heimat zuliebe, es muß geschehen“.

Auf dem letztjährigen Treffen kam ich ins Gespräch mit meinem Verwandten, dem *Wernersreuther* Heimatkundler Ernst *Martin* (vgl. Aufsätze in den Rundbriefen von 1962, 1975, 1976, 1980). Seit daheim sah er mich zum erstenmal wieder — Vertriebenenschicksal. Nun stellt er mir eine Reihe von Erinnerungen und Erzählungen zur Verfügung, die ein Anfang sein könnten. Aber das Zustandekommen einer Gesamtschau hängt entscheidend davon ab, ob noch mehr *Wernersreuther* zusammenwirken, durch Mitteilungen (und seien sie von kleinstem Umfang), Erinnerungen und auch Berichtigungen, denn Fehler werden unvermeidbar sein, eine Dorfgeschichte zusammenzusetzen. Zuschriften solcher Art sind an den Verlag Ascher Rundbrief, Grashofstraße 11, 8000 München 50 erbeten.

Mich ermutigt nicht zuletzt die Tatsache, daß sich gerade in letzter Zeit zunehmend Landsleute meiner Generation zu Worte melden, die den Verlust der Heimat auch nicht verschmerzen können.

Die Form der Darstellung ergibt sich aus dem Gesagten: ich kann zunächst nur Linien ziehen, denen ich nachgehe, auf Wegen, Steigen, Rundgängen. Das entspricht gewiß auch der weitgestreckten Gestalt unseres Gemeindegebiets mit seinen vielen Ortsteilen, Streusiedlungen und Einschichten, die nur auf

langen, durch wundersam herbe Natur führenden Wegen erreichbar waren. Von solchen Grundlinien aus könnte sich das Gewebe einer Gesamtdarstellung ergeben, wenn genügend Fäden zugeschossen werden.

Der Titel „*Lebenslinien*“ soll schließlich darauf hinweisen, daß der Lebensfaden auch dieser Gemeinde von einem unfaßbaren Schicksal plötzlich abgerissen wurde.

Die Beiträge Ernst Martins sind durch Kursivdruck hervorgehoben und mit seinem Namen gekennzeichnet.

LAGE

Das Steinkreuz am Wege könnte zum Vorbild gedient haben, als die Staatengeschichte die Umrisse des Ascher Bezirks in die Landkarte des Elstergebirges einzeichnete. Auf dieser Kreuzfläche liegt das Dorf Wernersreuth ziemlich in der Mitte — östlich neben der Bezirksstadt Asch auf einer Linie, die weiter im Osten nach Oberreuth und über die Landesgrenze nach Brambach führt.

Diese Mittellage hat bei der verhältnismäßig geringen Ausdehnung des Ascher Ländchens zunächst nicht viel mehr zu besagen, als daß Wernersreuth den anderen Gemeinden im Grunde ziemlich ähnlich ist. Der Wernersreuther kann sich in den Schilderungen aus anderen Orten durchaus wiedererkennen. Bis vor wenig mehr als hundert Jahren (1873 bzw. 1874) waren zudem die Nachbarortschaften Niederreuth, Oberreuth und Nassengrub lange Zeit Teile der Ortsgemeinde Wernersreuth, die somit fast das gesamte Elstertal und seine Hänge umfaßte.

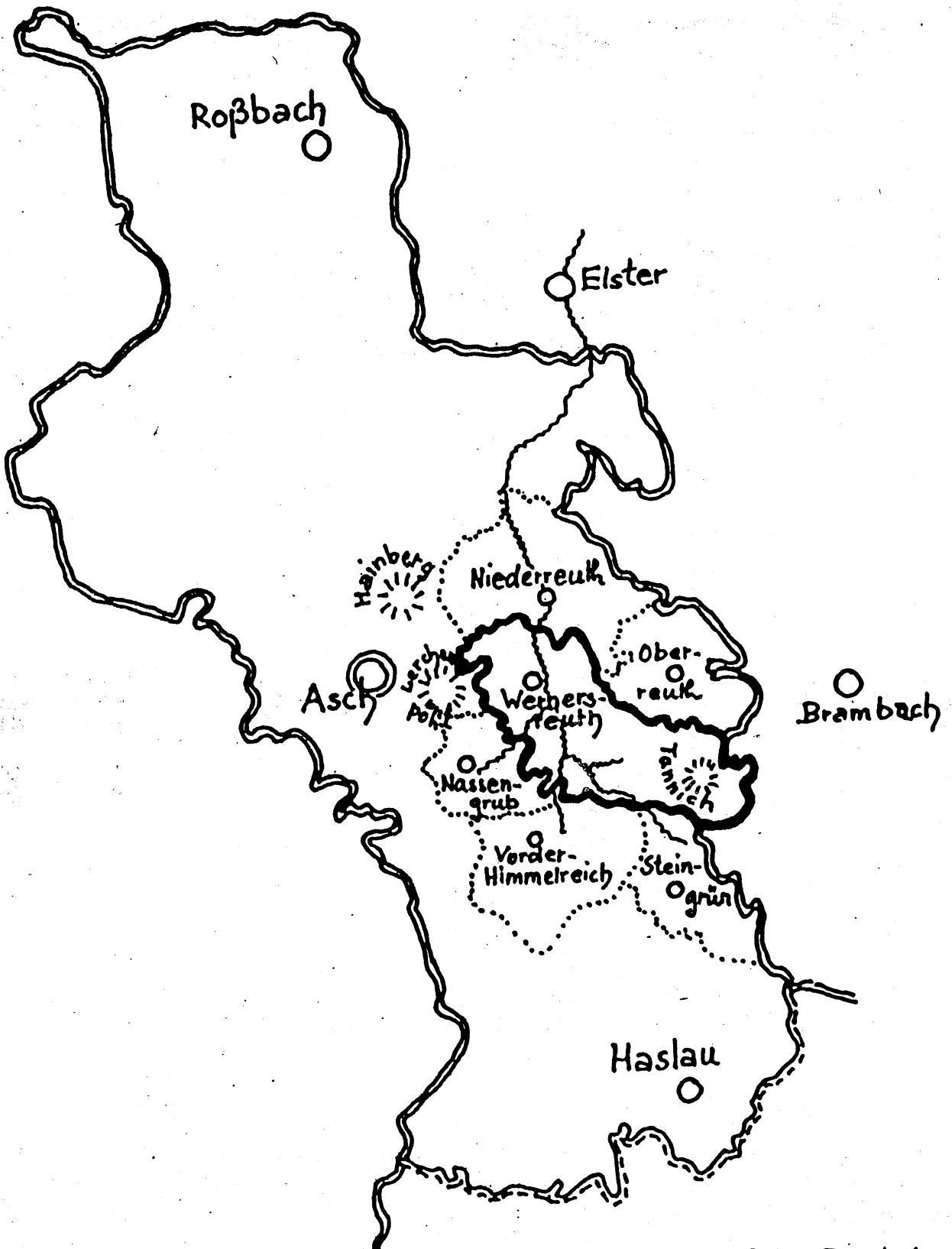
Im Relief betrachtet gehört Wernersreuth zu den hoch gelegenen Gemeinden. Die Straße von Asch her muß 700 Meter Höhenlage überwinden; unweit erhebt sich die Krönung des näheren Hügellandes, der Hainberg, auf 753 m. Von hier aus schweift der Blick frei über den Ortskern im Tal zu den Streusiedlungen hinüber auf den jenseitigen

Hängen und weiter über das anschließende Waldland, ohne auf die Grenze der Gemeindeflur zu stoßen. Wie zwischen zwei mächtigen Ecksteinen, dem Gipfel des Lerchenpöhls bei Asch und den Anhöhen des Tannich drüben an der sächsischen Grenze („Mittelberg“), die beiderseits über 730 m aufragen, dehnt sich die Gemeindeflur über 5 km Luftlinie. Dieser Landstrich bildet den Nordhang der großen Wasserscheide des Ascher Bezirks.

Besagte Scheidelinie verläuft als Kamm eines bewaldeten Höhenrückens von Asch aus südostwärts nach Steingrün; das wellige Hochland fällt von ihr aus nordwärts und südwärts ab. Nicht nur die Gewässer sondern diese Linie: hier hat die Erdgeschichte augenfällig Menschengeschichte vorgeformt. (Um gleich den „geistigsten“ Unterschied zu benennen: „Über dem Wald drinnen“ war man katholisch, herüber lutherisch). Erde und Himmel sind im Nordteil nicht ganz so wie im südlichen Gebiet. Während die wettergeschützte Südseite nach den fruchtbaren egerischen und nordbayerischen Landen schaut, verdunkeln auf der Wetterseite Regenwolken und Schneestürme öfter den Blick für die herbe Schönheit der Landschaft.

DIE ELSTER

Von den reicheren Niederschlägen gespeist, fließt so auch das bedeutendere Gewässer nach Norden ab; die Elster gibt dem ganzen Bergland den Namen. Im Tannich entspringend, vergrößert sich das Bächlein rasch aus einem Geäder von Gräben und Wasserchen, plätschert und gurgelt durch die Wiesengründe, golden leuchtend über moorigem Grund, dann glitzernd von Silbersand und Forellenschuppen. Nicht weniger als sieben Mühlen trieb es einst an seinem erlenbestandenen Oberlauf, bevor es durch eine Engstelle den ersten Talkessel nach Niederreuth hin verläßt. Diesen Talkessel umfaßt die Gemeindeflur von Wernersreuth. Und nichts prägt den Charakter des ersten Orts im Elstertal mehr als dieser muntere und allgegenwärtige Wasserlauf.



Das Gemeindegebiet von Wernersreuth im Ascher Bezirk

BEWOHNER

Daß die gebirgige und rauhe, nach Norden geöffnete Lage zu besonderem landwirtschaftlichen Fleiß, zu Sparsamkeit und Bescheidenheit zwang, dieses Geschick teilen die Wernersreuther mit allen Landsleuten. Ein neues Kleidungsstück ohne Notwendigkeit zu kaufen, war für die Leute undenkbar. „Ich ho doch nuu an Ruak, der gäi(h)t doch nuu“, wehrte mein Großvater entsprechende Ansinnen ab. Da der Ackerbau dennoch meist nicht ausreichte, waren Gewerbe (Maurer, Zimmerer als Sommer-, Hausweber als Winterberuf) häufig anzutreffen. Findigkeit und Intelligenz, die in so karger Umwelt geschult wurden, erleichterten schließlich mit dem Aufkommen der Industrialisierung die Hinwendung vieler Bewohner zur Textilstadt Asch als Fach- oder Heimarbeiter.

Die Kargheit des Hochlandes machte die Menschen nicht nur bedürfnislos und zäh, sondern auch brüderlich und innig. Tiefer Schnee im Winter schuf eine abgeschlossene Welt im kleinen, deren heimelige Stimmung die heutige mobile Welt nur noch am Weihnachtsabend und da vergebens sucht. Die Stimmung der Geborgenheit lag über dem Ort, wenn das waldgesäumte Tal an Sommerabenden vom Klang des Sensendengels widerhallte. War es die Mischung aus der Härte der Umwelt und dieser Besinnlichkeit des Tals, die die Bewohner gleichzeitig stolz und weichherzig machte?

Dabei pulsierte im Ort das Leben heftig, und Musik, Gesang, Geselligkeit waren fester Teil des Wochenablaufs.

Die verstreute Siedlungsweise scheint zu einem Charakterzug beigetragen zu haben, der mir besonders auffiel: eine Art von würdevollem Ernst. An vielen Wernersreuthern ist eine gravitatische Haltung festzustellen, die keineswegs hochmütig, sondern mit Herzlichkeit und einem Augenzwinkern zur Schau getragen wird. „Baron“ nannte man den Hausweber und Maurer Wolfgang

Braun (Wolfm-Gustl) auf der „Hut“, weil er beim Grüßen so würdevoll an seine Mütze tippte. (Hatte man auch nur eine Ziege, war man doch sein eigener Herr auf weiter Flur). Beredtes Zeugnis legen die alten Fotografien ab, auf denen die Hausbesitzer stolz vor ihren Besitzungen stehen, die blaue Schürze an einem Eck hochgeschlagen. Verschränkte Arme, Schnurrbart und Mütze drücken Bedeutung aus. Vom Wernersreuther Heimatdichter Gustav Künzel (Gowers) stammen viele innige Verse über das Häuschen daheim, wie folgendes (Rdbr. 17. Jg., S. 224):

Ich ho a Haisl ghatt,
dees war ma Frad, ma Staat,
öitz koare nimma ei,
d' Frad is vabei.

Wo solches Fühlen und Denken allen gemeinsam waren, konnte sprachlich an die Stelle von Bitten oder Fragen der Aussagesatz treten. Der mitschwingende Befehlston setzte augenzwinkernd das Einverständnis voraus, wie es unnachahmlich der Gowers wiedergibt: „Ich ho damals za mein Nachbarn gsagt: ‚Nachba — howe gsagt — heit gängan mia zwäi amal afs Nassagröiwa Kinnafest!‘ ‚Selbstvaständle‘, häut da Nachba gsagt, ‚af dees Kinnafest däu wird heit ganga.‘“ (Rdbr. 23. Jg. S. 102)

Oder wer möchte den Auskünften, des Michael Mühling eine augenzwinkernde und lakonische Würde absprechen, mitgeteilt von Ernst Martin:

Am Waldessaum in der Heuraath waren öfters Schüsse zu hören. Gendarmen und Förster vermuteten einen Wilderer und beobachteten von nun an zwei Häuser am Waldrand. Bei einer solchen Gelegenheit, kaum angekommen, hörten sie die Tür in dem kleineren Haus zufallen. Aber der Eigentümer Michael Mühling war ein Kriegsinvalide aus dem Ersten Weltkrieg, dem man kaum zutraute, daß er als Beinamputierter den Wald unsicher machte.

Doch wieder krachten Schüsse eines Abends, als die Gendarmen postiert waren, und niemand anders als der Mühling-Michel kam des Wegs.

Nun gingen sie mit ihm nach Hause. Ein Rehsahnebraten stand in der Ofenröhre für den nächsten Tag!

Jetzt machten die Gendarmen Meldung bei ihrer Dienststelle in Asch und kamen nach zwei Tagen mit einem Haussuchungsbefehl wieder. „Haben Sie gewildert? Wo haben Sie das Wild versteckt? Besitzen Sie ein Gewehr?“

„Alles sage ich Ihnen“, antwortete der Verhörte, „nur wo ich mein Geld habe, sage ich Ihnen nicht“.

Nun grub man um das Haus herum den Boden auf und fand Rehgeweihe und zwei Hasenfelle. Darauf angesprochen, wo die herkommen, soll der Mühling-Michel geantwortet haben: „Die Rehböcke sind zu mir gekommen, und ich habe ihnen die Haare schneiden müssen. Die Hasen haben bei mir ein Bad genommen und sind nackt davon, als sie Leute herankommen hörten!“

Die Gendarmen mußten über die Einfälle des Schwerbeschädigten lachen. Um ihm doch Angst zu machen, sagten sie, sie müßten ihn mitnehmen und er solle sich anziehen. „Das geht nicht“, meinte der Michel und verwies auf seine Prothese, die er erst anlegen müsse. Weil es so lange dauerte, schauten die Gendarmen näher hin und fanden in der Prothese die Jagdflinte. „Wie kommt dahin das Gewehr?“ war die Frage. „Ja, weil: jedes Ding an seinen Ort!“ erwiderte Michael Mühling.

GESINNUNG

Einen Volkscharakter zu beschreiben ist eine heikle Sache, weil jeder Mensch doch seine eigene Art hat. Das gilt für die Ascher Gegend besonders, weil sich hier verschiedene Stämme und Einflüsse gemischt haben. Die beiden umfangreicheren Beschreibungen des Ascher Charakters, die ich kenne (Gustav Grüner, „Sitte und Brauch im Jahreslauf“ 1960, und Irmgard Pilmeier, „Der alte Ascher“ Rb. Dez. 1976) bestätigen das. Eindeutige Aussagen über den Volkscharakter der Ascherländischen Bevölkerung zu

machen, fällt schwer, meint Grüner (S. 30). „Ins Innerste ließ der Ascher so wieso niemanden hineinsehen. Er hatte ein sehr tiefes und feines Empfinden, und um das zu schützen, wappnete er sich nach außen mit Sprödigkeit“ (Pilmeier).

So ergeben sich oft gegensätzliche Eigenschaften, ein „einerseits“ und ein „andererseits“, die sich allerdings fruchtbar verbinden können. Ich greife ein solches Eigenschaftspaar heraus, das sich der Anekdote vom Mühling Michel entnehmen läßt: Wendigkeit und Eigenwille.

Der einfache Held unserer Anekdote behauptet sich gegen die Obrigkeit mit Schläue („wief“ hieß diese Eigenschaft auch) und doch zugleich mit Anstand. „Elastisch“ könnte man diesen Menschenschlag nennen — wie die Stahlfeder: biegsam in der Form, fest im Stoff. Diese Doppelanlage mag schon aus der Besiedelungszeit stammen, als man nur Pioniere gebrauchen konnte, die zugleich anpassungsfähig und hartnäckig waren. Gesinnung wird aber auch durch die mitmenschlichen, gesellschaftlichen und historischen Beziehungen geprägt; und gerade diese Umstände mußten beim Heimatvolk sowohl Geschmeidigkeit wie Standfestigkeit herauszüchten. Die Grenzlage ist ein prägender historischer Faktor gewesen!

„Eine Grenze macht die Bewohner scharfsinnig“ (Grüner S. 32). Die geistige Wendigkeit teilen die Wernersreuther natürlich mit allen Bewohnern des Bezirks, der wie ein Keil Bayern von Sachsen trennt und wie eine Halbinsel den politischen Wellenschlägen ausgesetzt war. „Wir Egerländer mußten schon immer sehen, wie wir es allen rechtmachen und dabei doch auf unsere Kosten kommen“, war jüngst von dem aus Franzensbad stammenden Bundestagsabgeordneten Erich Riedl zu lesen. Für Wernersreuth ist zu sagen, daß die Staatsgrenzen nach Osten und Westen nur wenige Kilometer entfernt

waren. In anderen, binnenländischen Gegenden konnten sich Siedler nach der Landnahme behäbig zur Ruhe setzen – hier dagegen übte der Grenzverlauf seine ständigen Herausforderungen aus. Mit wechselnden Herren, mit unterschiedlichem Volkstum mußte man auskommen. Franken, Nordbairern, Sachsen (unsere „Preußen“) siedelten in der Nachbarschaft. Das gab Reibungen (mit Schimpfnamen nach allen Seiten, wie „bayerische Rãutoasch“ und „Buttermilchsax“), aber auch, vor allem von sächsischer Seite, fruchtbaren kulturellen Austausch. Österreichische Kultur und Lebensart wirkten herein. Doch das abweichende evangelische Bekenntnis und schließlich die Situation im tschechoslowakischen Staatsgefüge zwangen den Ascherländer wiederum, wie andere Minderheiten eine intelligente Überlebensstrategie zu entwickeln.

Buchstäbliche Geschmeidigkeit erforderte schon „das sich geradezu zwangsläufig ergebende Schmuggeln, umgangssprachlich ‚paschen‘ genannt, (es) macht ‚pffiffig‘“ (Grüner S. 32). In Roßbach gab es nahezu in jedem Haus ein sogenanntes „Garnloch“, „wo das aus Sachsen geschmuggelte Garn vor den Behörden versteckt wurde. Von hier aus ist auch eine gewisse Behördenfeindlichkeit zu verstehen.“ Der einfache Mann hatte stets zu gewärtigen, Grenzpolizei („Finanzer“) anzutreffen. Da galt es unter Umständen rasch zu reagieren. Anekdoten über schlagfertige Antworten der zur Rede Gestellten, ähnlich der vom Mühling Michel, sind zahlreich. Nicht ihr oft geringfügiger Inhalt, sondern die Denkschule, die sie offenbaren, ist daran das Interessanteste. Ich zitiere aus einem „Geschichtlein“ vom Gowers:

(Am Wernersreuther Röthenbach, der die Grenze nach Sachsen bildet, lebte der „Schäiblwirtschousta“. Sein ein und alles war das – illegale – Fischen nach den schönen Forellen im Bach. Plötzlich steht einmal auf der sächsischen Seite ein Grenzpolizist hinter ihm.)

„Wissen Sie nicht, daß hier das Fischen verboten ist?“

„Das weiß ich schon, ich tue aber nur Forellen heraus, die zu uns herüber gehören, die sächsischen rühre ich nicht an.“

Der Finanzer: „Aber wie wollen Sie diese Forellen auseinanderkennen?“

Der Schäiblwirtschousta gab zur Antwort: „Herr Respizent, des koa (r)e Ihnen scha sogn. Unnara Forelln, döi sänn meitooch dick u fett, däu häut ma wos in da Pfanna. Döi Fora, döi won af Sachsnghäian, döi sänn zaudürr und hann a gräußa, gräußa Goschn.“ (Rb. 22. Nov. 52)

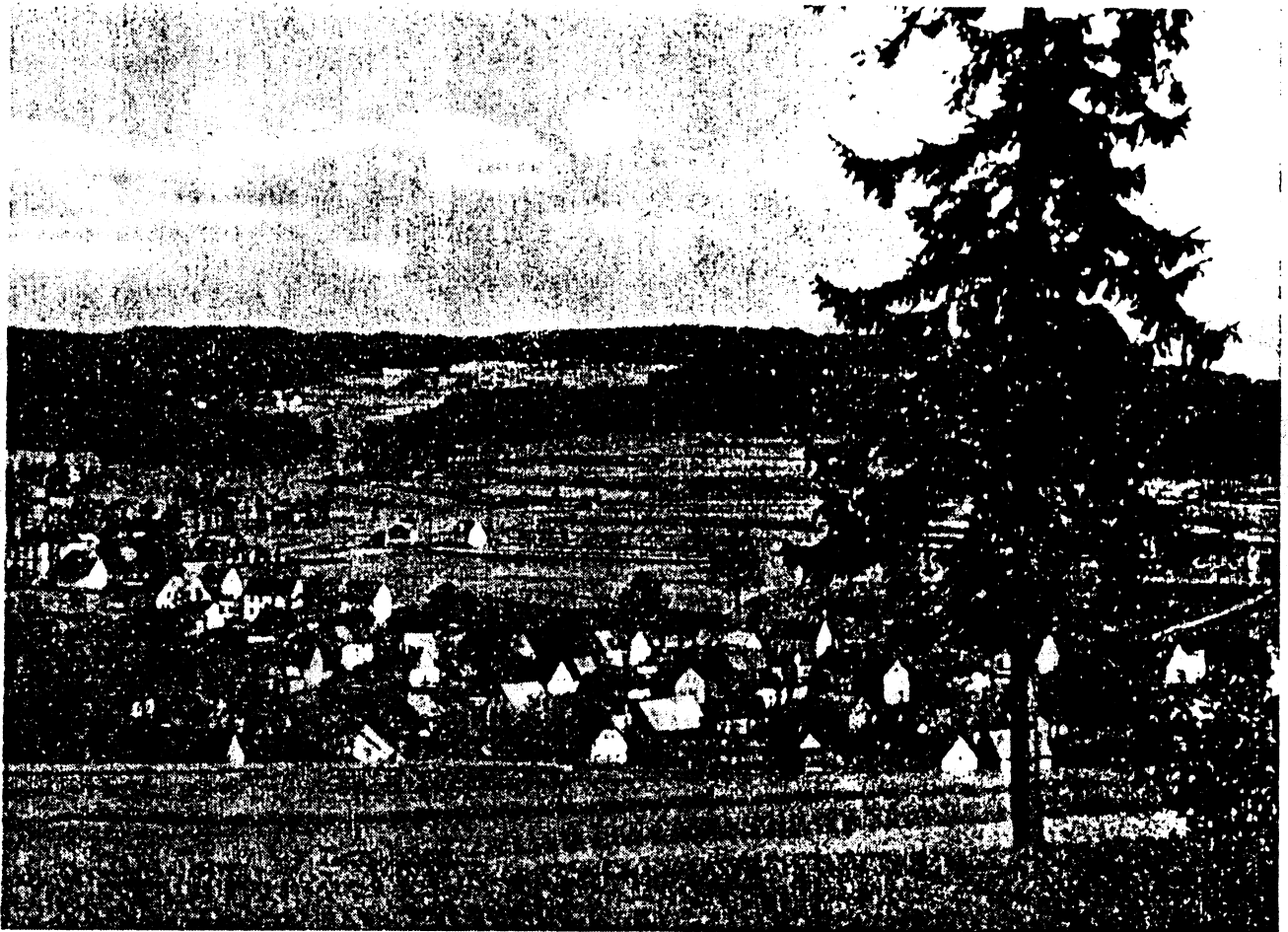
Das ist ein kleines, bescheidenes Beispiel.

Aber auch im großen befähigten das rasche Auffassen, die Anpassungs- und Umstellungsfähigkeit, die ein anderes Wort für Intelligenz ist, die Bewohner zu vielseitiger Tätigkeit. Der alte Wernersreuther hatte, wie schon gesagt, häufig zwei oder drei Berufe. Gepaart mit Fleiß und Sparsamkeit ergab dies die „Tüchtigkeit“, die beim Ascher „letztlich Triebfeder der blühenden Industrie gewesen ist“ (Grüner, Heimatbuch S. 306).

TÜCHTIGKEIT

Auf Wernersreuther Boden wurden zwar keine Fabriken errichtet; der Standortvorteil der zentralen Textilstadt Asch mag das verhindert haben. Aber man denke an die erstaunliche Zahl von sieben Mühlen, an den ehemaligen Zinnbergbau, das Wachstum des Ortes, der 1688 erst halb so viele Haushalte wie Niederreuth (22 zu 40), 1930 aber doppelt so viele Einwohner wie das Nachbardorf hatte (1058 zu 491).

Viele Begabungen wurden von den Daseinsbedingungen oder der Bescheidenheit der Eltern an der Entfaltung gehindert. Die Vertreibung mag mit ihren Erschütterungen auch Talente freigesetzt haben; so gelangen einigen Wernersreuthern in der Bundesrepublik bemerkenswerte Hervorbringungen – ich nenne nur das Privatgymnasium Dr. Merz in München, das wissenschaftliche Wirken von Prof. Emil Ploß



Aufnahme Hermann Korndörfer †

Das Mittelstück von Wernersreuth mit seiner zweistöckigen Schule auf der linken Bildseite. Der Blick geht von Nordwesten nach Südosten. Im Hintergrund vom Wald umfaßt „Lutherisch-Himmelreich“. Es gehörte zur Gemeinde

Wernersreuth und war im Gegensatz zu „Vorder-Himmelreich“ von Protestanten besiedelt, bis sich die Glaubensbekenntnisse im Ascher Ländchen vermischten.

in Erlangen und München, und die große Textilfabrik von Adolf Riedl mit Hunderten von Arbeitsplätzen in Bayreuth und Zweigniederlassungen – ganz zu schweigen von den gewöhnlichen Aufbauleistungen jedes Einzelnen, die zur Hochblüte der Bundesrepublik beigetragen haben.

Die der Biegsamkeit entgegengesetzte Wesenhälfte, die aufrechte Haltung vor den Mächtigen – wie läßt sich diese zweite Seite mit der besprochenen vereinbaren? Es sind die beiden Seiten einer Medaille, die „SELBSTHILFE“ heißt. Wo man von der Obrigkeit nicht viel erwarten konnte, mußte man selber handeln: entweder das Hindernis geschickt umgehen oder tapfer seinen Mann stehen. Der Hang zur standhaften Selbsthilfe scheint

bei den Wernersreuther besonders entwickelt zu sein, bis hin zu einem sprichwörtlichen Individualismus, der in dem Motto gipfelt: „Die Wernerschreita machn's, wöi(n) se selwa wölln“. Auf diesen Wahlspruch war man in Wernersreuth stolz, und manche Eigenwilligkeiten mögen mit einem Seitenblick auf diesen Spruch erst recht unternommen worden sein. So bedeutet die geographische Mittellage von Wernersreuth in bezug auf diesen Individualismus nicht Durchschnitt, sondern Schwerpunkt. Die Steigerung bis zur Selbstherrlichkeit, beim Einzelnen wie beim ganzen Gemeinwesen, muß die Wernersreuther nicht gerade zu den Beliebtesten im Landkreis gemacht haben – oder täusche ich mich da?

Die Schule für den ehrgeizigen Individualismus war die kritische Dorfgemeinschaft. „Nur keine Schwäche zeigen — das Gesicht wahren — Anstand beweisen — was würden die Leute sagen?“ — diese Gedanken beherrschten das Verhalten. Da mußte jeder für sich „sehen, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle“:

Und wenn der Sonntag die Leute in den Dorfschänken zusammenführte, lebten die alten Erzählungen von längst verstorbenen Vätern und Müttern wieder auf. Auch das Gegenwärtige wurde beurteilt. Wenn jemand eine Neuerung einführte oder sich einen lustigen Streich erlaubt hatte, ging es durch aller Mund. Das hatte erzieherische Wirkung, denn keiner wollte Gesprächsstoff liefern in einer blamablen Sache, für die er sein Leben lang — und länger — ausgelacht worden wäre. Natürlich kam es immer wieder einmal vor, daß einer irgendwo hineinrutschte; dann war die einzige Rettung, wenn nicht schon Sieger, doch wenigstens ein Held zu bleiben. So wollte jeder ein Beispiel geben und maß sich am Beispiel der anderen. (Ernst Martin)

Über die Entstehung und Anwendung des Wernersreuther Wahlspruchs sind mehrere Versionen in Umlauf. Darüber das nächste Mal.

An einem Sonntag Abend gruben Wernersreuther Familien Torf in einer Lohe am Waldrand von Himmelreich. Eine Kutsche näherte sich aus dem Wald heraus und blieb stehen. Nun stieg ein Herr mit einem sonderbaren Hut aus und stellte sich hinter einen Baum, wo er seine Notdurft verrichtete. Die Kinder liefen zu ihren Eltern und fragten, wer das sei. Der eine Vater sagte: der Teufel; der andere meinte, „das wird der Nikolaus im Sommer sein“. Nun tat der solchermaßen Verulkte den Mund auf und sagte barsch: „Machen wir Feierabend, Sonntag ist Ruhetag und Arbeit verboten!“ Nun merkten die beiden Väter, daß es der Herr Bezirkshauptmann aus Asch war,

der von einer Fahnenweihe des Haslauer Veteranenvereins gekommen war. Sie kehrten sich aber nicht an seine Anordnung und gaben eine ausweichende Antwort, worauf dieser seine Mahnung wiederholte. „Hat keinen Zweck, Herr Bezirkshauptmann“, gab nun der eine Familienvater zurück, „wir sind Wernersreuther und machen es, wie wir selber wollen.“

Das merkte sich der Bezirkshauptmann und hielt es seitdem bei jeder Gelegenheit dem Wernersreuther Bürgermeister Wölfl vor.

Die andere Version wird ebenfalls von Ernst Martin berichtet:

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wollten die Wernersreuther endlich einen eigenen Friedhof; zu beschwerlich war der Weg nach Asch bei den Beerdigungen und zur Grabpflege. So rang man sich im Gemeinderat zu dem teuren Vorhaben durch, nahm Geld auf und kaufte den schönsten Platz im Dorf auf dem Reifacker für einen Friedhof und ein neues Schulhaus.

Bald war der Platz schon mit einem schönen Zaun versehen, eine Pumpe, ein Totenhaus waren errichtet, eine Totenbahre angeschafft. Aber die behördlichen Genehmigungen ließen auf sich warten. Die sanitätspolizeiliche Bewilligung fehlte, dann sollte geprüft werden, ob der Platz der Pietät entsprechend gelegen sei, und anderes mehr, so daß dem Bürgermeister Simon Wölfl die Geduld ausging. Kurzerhand kündigte er dem Bezirkshauptmann an, die Wernersreuther würden in vier Wochen den neuen Friedhof einweihen.

Aber der Bezirkshauptmann machte wieder Vorbehalte. „Das ist eine Versammlung unter freiem Himmel, und muß mit einem schriftlichen Gesuch, versehen mit einer Guldenstempelmarke, spätestens vier Wochen vorher hier beantragt werden. Dazu muß der Text der Reden vorliegen, abschließend muß das Kaiserlied gespielt werden.“

„Das kostet wieder einen Haufen Geld“, antwortete der sparsame Bürgermeister, willigte aber notgedrungen

in alles ein. Der Bezirkshauptmann war noch nicht zufrieden. „Ich muß jetzt den Hauptgedanken Ihrer Festansprache wissen, damit ich mich danach richten kann, denn ich will auch ein paar Worte sprechen“, sagte der Bezirkshauptmann.

Hierauf der Bürgermeister: „Sie sagen Ihres und wir machen es, wie wir selber wollen.“

Wenn sich fortan der Bezirkshauptmann in einem Paragraphen nicht zu recht fand, sagte er: „Dann machen wir es eben wie die Wernersreuther, wie wir selber wollen“, und mit der Zeit wurde daraus ein geflügeltes Wort in den Bürgermeistersitzungen.

(Es handelt sich um den Bezirkshauptmann Tittmann, der in seiner „Heimatskunde“ den Bürgermeister Simon Wöfl (Schneider Simer, Schneiderwirthshaus am Sand Nr. 25), und die Gemeinderäte Johann Beilschmidt (Beilschmidt-Wirthshaus am Sand Nr. 25), Johann Wunderlich (Hendel-Mühle Nr. 70) und Johann Hädler (Hädler-Mühle Nr. 4) benennt).

„Da Wernerschreitha Schneida“

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Legendenbildung um den Baumwollweber Johann Heinrich Künzel, geb. 6. I. 1798 in Grün, wohnhaft in Wernersreuth, wahrscheinlich auf dem Salaberg, genannt „Spitzbubenschneider“. Dieser Mann war verschiedentlich mit dem Gesetz in Konflikt geraten, worum sich zunächst heitere Anekdoten ranken, bis er nach einem Raubmord bei Mies im südlichen Egerland am 20. April 1844 in Eger öffentlich gehängt wurde. Verständlicherweise hören es die Wernersreuther nicht eben gern, daß er auch „Wernersreuther Schneider“ genannt wird — aus demselben Ehrgeiz, aus dem sie sich mit geheimem Stolz doch ein wenig an seinem Abenteurertum weiden. Auch andere Volksgruppen haben sich aus Räubern oder Wilderern Heldengestalten zurechtgeschliffen, die ihr Streben nach sozialer Gerechtigkeit, ihr Bedürfnis, der Obrigkeit unerschrocken gegenüberzutreten, verkörpern sollen. Deshalb ist

hier wichtiger als die bloßen Tatsachen (im RB 1945, S. 178 f. von Hedwig Riedl zusammengestellt), was hinzugefügt und ausgeschmückt wurde. Seine aufrechte Haltung vor der Hinrichtung beflügelte die Gemüter der Wernersreuther und ihr Wunschdenken, auch im Angesicht des Todes „Mannesmut vor Königsthronen“ zu beweisen.

Was erzählt man vom Ende des „Wernersreuther Schneiders“?

Es „hatte auch dieser Gauner seine Ehre“, berichtet der Gowers (RB 1954, S. 139). „Niemals vergriff er sich an einem Wernersreuther. Seine Parole . . . lautete: ‚Um das Nest muß man sich sauber halten.‘“ Daß er Todesangst kannte wie jeder andere Mensch, verraten seine Worte, als er aufgegriffen wurde. Die Gendarmen stachen mit ihren Bajonetten in das Heu des Anwesens Korndörfer auf dem Salaberg (Guast, Nr. 85), in welchem er sich versteckt hatte. Da rief er „Ich bin es schon“ und kam heraus (Gowers).

Als er zur Richtstätte geführt wurde und die Leute an ihm vorüber eilten, um einen sightgünstigen Platz zu bekommen, rief er ihnen zu: „Leit, latts enk Zeit, ich mou ja aa dabaa saa!“ (Hedwig Riedl).

Vor dem Galgen, als er unter den Zuschauern den Simon Korndörfer vom Salaberg erblickte, rief er: „Gäih, Sima, låu me nea nu amål schnupfm!“ (Gowers).

Auf einen letzten Wunsch angesprochen, verlangte er seine Mutter zu umarmen. Statt sie zum Abschied zu küssen, soll er sie groteskerweise in die Wange gebissen haben mit der Beschuldigung, sie trage die Schuld, daß er so enden müsse.

Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Die reihn Leit sölln as Fleisch daquer schnei(d)n, daß se sich's niat in d'Zäah eikeia“.

In einer früheren, wilderen Zeit hätte diese Lebensgeschichte vielleicht Stoff zu Romanen vom Schlage der berühmten norgermanischen Bauernsaga gegeben, in denen es aus Ehrenhändeln oft um Leben und Tod ging. Dort war es

für das Ansehen und den Nachruhm entscheidend, auch im Untergang gleichgültig und gelassen zu bleiben. Da entgegen beispielsweise der Pächter Ingjald, als sein Großbauer droht, ihn totzuschlagen: „Mein Rock ist schon schlecht, und es soll mir recht sein, wenn ich ihn nicht mehr ganz auftrage — aber zum Verräter werde ich dir zu Liebe nicht“. Und als einer der kühnsten seefahrenden Wikinger an der Küste von Labrador von einem Indianerpfel zu Tode verwundet wird, zieht er eigenhändig das Geschoß aus seinen Eingeweiden. Am Widerhaken hängt Nierenfett, da sagt er die letzten Worte: „Wir haben nicht schlecht gelebt vergangenen Winter“.

Wenn auch in verschiedenem Größenmaßstab, brachten die abgelegenen Täler der isländischen bäuerlichen Siedler und unsere Waldtäler Menschen ähnlicher Gesinnung hervor.

Gegen die Katastrophe von 1946 half dann keine Gesinnung mehr. Das drücken auch die wehmütig-heiteren Zeilen vom Gowers aus: „Mia woan halt immer a weng annerscht und han allas gmacht, wöi mas selwa gwollt han. Die



Ein Wernersreuther Wohnhaus („Auf der Hut“, Blechschmidt). Das Bild zeigt alt und neu vereint, wobei wir Heutigen mit allmählich wieder geschärftem Blick für bauliche Qualitäten den schlichten Holzbau höher bewerten würden. Das Holzhaus ist typisch für eine in der Heimat oft geübte Kleinbauweise.

Kirwa han mia aa acht Tocht spata gfeiert als wöi alla annern Dörfer. Ower mit dera Vatreibung damals, däu sänn mia Wernaschreita schöif oakumma. Mia

moußtn unnara kleun Päckla grodasua schultern wöi di annern Leit. Däu hann mia Wernaschreita a neis Spröchl glernt: „Mia machns öitz wöi die annern ā, bleibt uns ja nix anners üwerlä“. Des Selwa-Wolln, des war öitz vabei. Des kinna ma uns öitz afm Hout steckn, owa āfd Winterkappm, wenns kolt wird.“ (RB 23. 7. 66, S. 122).

Unsere Mundart

Löiwa Wernerschreitha u üwricha Landsleit!

Diats werds scha bal sogn: kinnt er denn mit seina Schreiwerei imma nu niat weiter! Wenn bringa se denn amal wos van Dorf u van Leitn selwa?

Owa sua gschwind gäiht des niat. Ich ho holt denkt, döi Gschicht sölltn aa fremma Leit lesn kinna, daan se amal wos va uus Aschern lernan! Derstwegn mou vanäi allerdahand assn imme gredt wer(d)n. Heit kinnt die Spräuch droa — des is amend as schwaarsta Zeich. Also, eus nāun annern. Wenn des imme is, nāu fleckts besser!

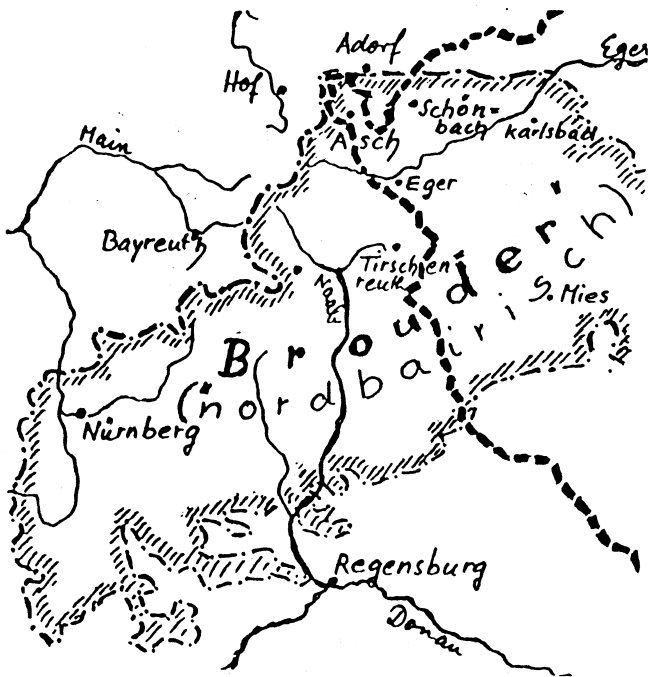
UNSERE MUNDART

In Wernersreuth und im ganzen Ascher Bezirk wurde grundsätzlich egerländisch, im weiteren Sinne nordbairisch gesprochen. Dieses Nordbairische fällt allgemein auf durch seine Zwie-laute (Brouder = Bruder, Bröih = Brüche, Breama = Bremse (Insekt), Biat = (Feder-)Bett, Boa = Beine usw. Überall wo „Brouder“ gesagt wird, fühlt sich des Egerländers Ohr noch angeheimelt; und damit läßt sich die Ausdehnung des Nordbairischen veranschaulichen (siehe Karte). Südwestlich hat es sich bis über Regensburg und Nürnberg ausgebreitet; nach Osten hin übersteigt seine Grenze den Böhmerwald, trennt das Deutsche vom Tschechischen, verläuft nordwärts hinter Karlsbad vorbei und dann schnurgerade nach Westen über Adorf zu seinem nordwestlichen Eckpfeiler, dem Ascher Bezirk.

Die Wernersreuther haben die altehrwürdige Mundart konsequent bewahrt.

Man kann hier nur einige Beispiele geben.

Viele Ausdrücke bestechen durch ihr knappes Wortmaterial. „Tou de niat oo“ („Tu dich nicht ab“) wird dem Außenstehenden nur verständlich, wenn er erfährt, daß „sich ootâu“ „sich sorgen“ heißt. „Der is af saa Kiid“ bedeutet „der liebt sein Kind“. „Verkumma“ heißt: „gut miteinander auskommen“, „bakumma“ heißt: „anwachsen, gedeihen“.



Aber es gibt auch eine reiche Bildersprache, die Vergleiche wie „zauprassldürr“, „tropfawascherlnoß“, „feierbäis“ hervorbringt.

Ausrufe der Verwunderung werden ins Gespräch eingestreut, um zum Weiterreden zu ermuntern. „No häias“ (Na hör es), „glaa scha“ (glaube es schon), „no gäih nea“, drückt Erstaunen aus. Man war dankbar in vergangenen Zeiten, wenn man eine „Oaspräuch“ bekam: man begegnete einander, blieb stehen und tauschte ein paar Worte aus, die oft zu einem längeren Verweilen führten.

Feierliche Wörter, sonst nur noch aus der Dichtung bekannt, wie „Haupt“, „Zähre“, „Neige“, werden alltäglich gebraucht in Wörtern wie „Krautheipl“ (Krauthauptlein, Kohlkopf), „Zaa(r)“, „Neucherl“ (Rest im Glas).

Manche Namen kommen mit den veralteten Gegenständen außer Gebrauch, wie „Drischl“ (Dreschflegel), „Viascheitl“ (Querscheit für Zugtiere), „Scheiergros“ (Schachtelhalm), „Mangknipfl“ (Plättrolle); oder sie werden durch modernere Ausdrücke ersetzt, wie bei „Treaml“ (Deckenbalken), „Kulwouz“ (Kaulquappe) — die beiden letzten nur noch als Schimpfname gebräuchlich. Für „Schniling“ (Schnittlauch) kann man noch hie und da „Weeterling“ hören, statt „Zindhölzl“ wird noch öfter „Reißhölzl“ gesagt.

Genug! Als Fundgruben für die Ascher Mundart verdienen Erwähnung nicht nur die Zusammenstellung von Ernst Gemeinhardt im Heimatbuch, sondern vor allem das Wörterbuch „Unser Wortschatz“ von Hermann Braun und (natürlich) der Rundbrief.

Freilich sind besonders prägnante Ausdrücke im Ascher Bezirk nicht mehr überall, besonders in der Stadt nicht, üblich gewesen. Das Standardwerk über die „Ascher Mundart“, die Dissertation von Adolf Gütter (Freiburg 1959), bezeichnet als „Ascherisch“ manchmal Formen, die mir eher schriftsprachlich vorkommen, wie z. B. „Baum“, wofür doch wohl überall in Wirklichkeit „Baam“ gesprochen wurde (so auch im Rb. 25. 7. 53, S. 5), oder „Kamm“, das doch „Kämmer“ lautete (oder „Koab“ = Hahnenkamm). Ebenso hieß es nicht „Laub“, denn ich erinnere mich eines Kinderverses, der lautete:

Schläutfecher, gack, gack, gack,
häust daa Kappl vulla Laab!

Aber gleichviel — jegliche Spielart unseres archaischen Dialekts erzeugt unter Landsleuten das Gefühl des Einverständnisses, das alle daheim und in der Fremde verbindet. Unsere gemeinsamen Einstellungen wurden durch ihn geprägt von Kindsbeinen an, unsere Identität bestimmt, unser Denken beflügelt.

Da diese Mundart außerordentlich von der Schriftsprache abweicht, wuchs jeder Ascher gewissermaßen zweisprachig auf — mit großem Gewinn! Denn je weiter Dialekt und Hochsprache aus-

einanderklaffen, umso reiner wird beides erlernt. (Wie geriet ich in der ersten Schulklasse ins Schwitzen, als ich erklären wollte, zwei Striche gehörten „gnächter“ zusammen).

Freilich untergräbt das Sozialprestige der Schriftsprache überall die Dialekte. Wo sich eine dörfliche Gemeinschaft zu einer mehr städtischen „geschichteten“ Gesellschaft wandelt, da möchte die gesprochene Sprache nebenbei auch den gesellschaftlichen Rang anzeigen. Da will mancher mit dem „Reden nach der Schrift“ höheren Stand beweisen; ein anderer wiederum kehrt trotzig das Bodenständige hervor. Für ihn wirkt das Fortschrittliche eingebildet, für den andern das Beharren „gschert“ (wie der Münchner sagen würde).

Aus eigenem Erleben kann ich diese Spannung beschreiben. Meine Tante aus Niederreuth bemühte sich, in unserem Haus eine „feinere“ Aussprache einzuführen. Anstößig war ihr das dumpfe „Möll“, es habe „Mehl“ zu heißen! Auch bekämpfte sie das vokalisierte „l“ in „Milla“ (die Ausspracheregeln sind in dem Scherzwort „Flzbrlln“ enthalten); schöner sei „Milla“ (wie es Gütter für Asch angibt), oder noch besser „Müller“. Mein Vater aber machte sich lustig über die feine Schwägerin und redete zu ihrem Entsetzen von „Pu(d)lmutzn“ (Pudelmütze), „Gattahuasnan“ (Unterhosen) und „Kräuiglstauan“ (Gestrüpp, eigentlich Wacholder). Seine Mutter rief er mit dem zu seiner Jugend auf dem Lumperhau noch üblichen „Mouder“. Diese regelrechte Lautung war aber weithin schon dem modischen „Mutter“ gewichen, so daß „Mouder“ bei uns die Bedeutung „Großmutter“ bekam (Die Urgroßmutter hieß „d'alt Mouder“). Als ich einmal meine Mutter „Mouder“ rief, drohte sie mir prompt mit einer Maulschelle.

Aber solche kleinen — vor allem weiblichen — Eitelkeiten haben im ganzen wenig ausgerichtet, und die Mundart blieb, wie sie war. Die eingefleischte Bescheidenheit verlangte vom Ascher, daß er sich selber treu blieb. „Der Spott

seiner Mitbürger wäre ihm sicher gewesen, wenn nicht sogar der Verlust an Sympathie, da man ihm die (hochdeutsche) Redeweise sicher als Überheblichkeit angekreidet hätte“ (Pilmeier). Der Überhebliche, der doch irgendwann ausrutschen mußte, wurde mit dem Spruch bespöttelt: „Bin ich die Stiege hinaufgegangen — u iwan Buan hinte-gläutsch“.

Andererseits gab es freilich in der Bezirkshauptstadt Asch „zwischen der Mundart und der Hochsprache das ‚Neu-Ascherische‘, auch Honoratioren-Deutsch oder Ascher Hochdeutsch genannt. Es war die übliche Umgangssprache der mittleren und oberen Schichten und wurde auch gegenüber Fremden und etwas Höherstehenden angewendet“ (Gemeinhardt). Merkwürdigerweise glaubt Gütter, dieses Ascher Hochdeutsch sei als Abwehr dagegen entstanden, daß vom Egerland zugezogene Industriearbeiter ein besonders breites Egerländisch mitbrachten. Er schreibt: „Die jüngere Generation der gebildeten Oberschicht wich diesem südlichen Einfluß insofern aus, indem sie eine Umgangssprache entwickelte, die die größten dialektischen Merkmale meidet“ (S. 110). Ich meine dagegen darlegen zu können (in einem gesonderten Artikel), daß es die waschechten Kern-Ascherischen Klänge waren, wie sie auf den umliegenden Dörfern erhalten sind, denen ausgewichen wurde. Wenn z. B. Karl Geyer in seinen „Alt-Ascher Erinnerungen“ „in da Finsta“, „in da Stua-finsta“ sagt (Rb. 14. 11. 53), statt „Finsternis“, so benutzt er das bodenständige Kern-Ascherische, wie es auch in Wernersreuth üblich war.

„In da Finsta“ sagen die älteren Wernersreuther, „Zeiting“ statt „Zeitung“, „Feierfalk“ statt „Schmetterling“. So wird im abgeschlossenen Elstertalkessel, vielleicht auch durch den Eigenwillen seiner Bewohner, recht hartnäckig an alten Formen festgehalten. Beispielsweise war auch das Wort „Lippe“ lange nicht in Gebrauch. Denn es ist eine

erst durch Luther eingeführte Neuerung, ein niederdeutsches Wort (wie das „pp“ beweist: Niederdeutsche sagen „Kopp“). Das bairische Wort hieß „Lefze“, das man heute nur noch bei Jagdtieren verwendet. Die ältere Wernersreuther Generation hielt aber daran fest und verdeutlichte es durch vorangestelltes „Maul“, so daß „Maal-lessn“ gesagt wurde.

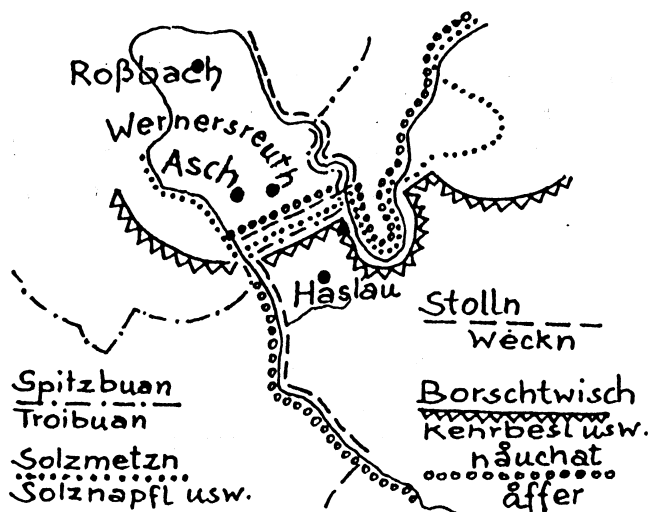
Das Wernersreutherische als Kronzeuge für die Mundart im Ascher Bezirk

Zwar rüttelt nicht nur von „oben“, vom Hochdeutschen her, der Wind der Veränderung an der Mundart. Theoretisch kann er auch sozusagen von der Seite her die Wörter und Klänge benachbarter Landstriche hereinwehen. Aus zwei Windrichtungen könnte man sich bei uns solchen nachbarlichen Einfluß vorstellen: von Westen her aus dem Frankenland und von Süden aus dem Egerland. (Daß aber in Wirklichkeit fast nichts „eingeflossen“ ist, sondern alles aus gemeinsamer Wurzel auf unserem eigenem Feld gewachsen ist, werde ich beweisen.)

Zunächst muß aber festgestellt werden: Der Kamm der Wasserscheide trennt tatsächlich zwei Spielarten unserer Heimatmundart: das Kern-Ascherische im Norden (mit der Variante des Roßbacherischen) vom Kern-Egerischen im Süden. (Genau genommen verläuft die Trennlinie teilweise noch etwas südlich davon, entlang der ehemaligen Bezirksgrenze vor dem Anschluß des Haslauer Landes im Jahre 1848). Jedem Landsmann ist der auffälligste Unterschied bekannt: Die Leute des Haslauer Gebiets „rian durch d' Nosn“, sie nasalieren auf egerische Art die Wörter, aus denen ein „n“ ausgefallen ist („heint scheint da Måun sua schäin“). Sogar Wörter, deren „n“ noch erhalten ist, entgehen dem Weg durch die Nase nicht. Auch im Wortschatz gibt es auffällige Unterschiede. Konfessionellem Gegensatz entspricht nördliches „Gottsacker“, südliches „Freithuaf“. Dem nördlichen „Spiitzbuan“, „Borschtwiisch“, „Troochkorb“, „Schei“,

„Häng“, „Stolln“ stehen im Süden gegenüber „Troibuan“, „Kehrbesl“, „Buglkorb“, „Sto(d)l“, „Gschirroama“, „Weckn“. Für „noch nicht“ sagt man im Norden „neune“, im Süden „neat“.

Hermann Braun hat seit den dreißiger Jahren Erhebungen angestellt und daraus aufschlußreiche Kartenbilder zu der „Kapellenberg-Wartberg-Barriere“, wie er die Trennlinie nennt, hergestellt:



Wortkarte zum Grenzverlauf zwischen einigen „nördlichen“ und „südlichen“ Eigenheiten im Ascher Bezirk (nach Hermann Braun)

Man erkennt, wie sich die unterschiedlich verlaufenden Grenzlinien im Ascher Bezirk zusammenschließen, um gebündelt entlang der „Wasserscheide“ ihn zu überqueren.

Aber als ich die Wernersreuther Mundart danebenhielt, mußte ich alsbald feststellen, daß diese „Grenze allerhöchsten Grades“ (Hermann Braun) hier anscheinend eine Lücke hatte. Für obige Karte habe ich noch Wörter ausgesucht, deren Verteilung stimmt; in Wernersreuth sagt man tatsächlich „Spiitzbuan“, „Solzmetzn“, „Stolln“, „Borschtwiisch“. Aber schon bei dem „affer“ stimmt der Grenzverlauf nicht. Bei älteren Wernersreuthern ist neben dem „näuchat“ durchaus noch das „affer“ (auch „aff“, „affert“, nachher, dann) üblich, das doch den Stadt-Aschern geradezu als kern-egerländische

Kennmarke gilt. Zahlreich sind andere Wernersreuther Übereinstimmungen mit dem südlichen Bezirk. Während Gütter für Asch „Schoul“, „Keil“, „faul“, „mächte“ angibt, geht Wernersreuth mit dem Egerischen zusammen und sagt „Schöll“, „Kaal“, „faal“, „machte“. Die Zimmerdecke hieß bei alten Wernersreuthern wie im Süden „Iwaliach“ („Überlege“). Wie bei Haslau oder Selb sagen wir „Hoama“ für das Werkzeug, das in Asch (nach Gütter) „Hammer“ (dunkles „a“) ausgesprochen wird. Wie südlich der Wasserscheide sagen wir „Rechastangl“ statt „Rochast(i)l“, „Euaschwammala“ statt „Gelwa Schwammala“.

Anfangs glaubte ich, solche egerischen Klänge wären vom Süden her über den Waldkamm nach Wernersreuth geweht worden — durch Verkehr, Heiraten oder Nachahmung. Folglich war ich schon nahe daran, unsere Dorfmundart als „egerisch beeinflusstes Ascherisch“ zu charakterisieren. Die Anrainerschaft unserer Gemeindefluren an den „Süden“ hätte das auch glaublich erscheinen lassen können (obzwar der breite hochgelegene Waldgürtel tatsächlich wenig Berührungen erlaubte).

Aber dann fiel mir auf, daß in Wernersreuth auch viele Ausdrücke erhalten sind, die als typisch Roßbacherisch gelten; z. B. „ingiagn“ (entgegen), „däu leits“ (da liegt es), „hålsare“ (heiser, Roßbach holsari), „faalgat“ (Faulheit). Roßbach aber liegt weit ab, da konnte es mit nachbarlichem Einfluß nicht weit her sein: offensichtlich war überhaupt wenig „Seitenwind“ in unserer Sprachlandschaft.

Zweitens entdeckte ich, daß die scheinbar egerischen Besonderheiten auch weiter nördlich verbreitet waren, nicht nur in Oberreuth, auch in Niederreuth und Steinpöhl, und zwar von alters her. Ich gebe zunächst zwei Beispiele.

„affer / nãuchert“

„In der Ascher Mundart gibt es dieses Wort (affer) überhaupt nicht“, meint

Gemeinhardt im Heimatbuch, und Gütter schreibt ähnlich: „Ein für das ganze Egerländische so charakteristisches Wort wie ‚affer‘ = nachher ist hier (im Ascher Umkreis) nicht gebräuchlich“ (S. 109).

Doch vieles deutet darauf hin, daß dieses Wort außer in Wernersreuth früher auch anderwärts im Norden verbreitet war. Von Herbert Hofmann erfahren wir (Rb. 30. 5. 53): „Ich habe noch von alten Oberreuthern das typisch egerländer Wort ‚affer‘ gehört.“

Und Theodor Christianus berichtet (Rb. Dez. 64), daß seine Tante Lisl folgende Verse aus früher Zeit (!) aufschrieb, die ausdrücklich in „Mundart mit Steinpöhl Akzent“ erklingen:

Meu(d)l mit der Buttn
blei a bißl stãih,
lãu de a weng druckn,
koast glei wieder gãih.
Na, na, na, des gãiht niat,
howe ja kôa Zeit,
wenn i sua spat heumkumm,
a f f e r schimpfm meina Leit.

„neks / niks“

Auch für dieses Paar gilt gewöhnlich die Ansicht, daß „neks“ (zusammen mit „niat“) nördlich davon gesprochen werde. Gütter: „Das Ascher Ländchen, in dem ‚nix‘ (für ‚nex‘) gilt, steht hier deutlich mit dem angrenzenden Ostfränkischen um Rehauf/Hof“ (S. 106).

Aber in Wernersreuth ist bei den Älteren „neks“ erhalten geblieben. Der Gowers dichtet (im Rb. Weihnachten 1964):

As nützt neks, wer sich örchert,
nützt neks, wea kritasiert ...
und im Rb. vom 14. 8. 1965:
Gsundheit und a langs Lebml,
nex Schãnners kennts gebml.

In diesem Fall bestätigt die Sprachwissenschaft übrigens unabhängig von unserer Erkenntnis, daß früher im ganzen Ascher Norden „neks“ gesagt wurde; diese Form wurde nur durch das „schriftsprachlicher“ klingende „niks“ hier zurückgedrängt. Die ältere Generation von Wernersreuth und sicher

auch anderswo hat sie aber bewahrt. Die in verwöhnteren Ohren vielleicht „deftig“ klingenden Formen sind also im Norden ursprünglich bodenständig. Weder aus der Roßbacher noch aus der Haslau-Egerer Richtung hat ein „Seitenwind“ diese Klänge hereingeweht, sondern sie sind ein dem ganzen Bezirk gemeinsames sprachliches Urgestein, das, mancherorts vom Kulturboden der Schriftsprache überzogen, in Wernersreuth (und anderen Dörfern) noch offen zutage tritt. (Gowers: „Mia Altn kinna neks droa ändern, lebn ma halt sua fortschrittlich weiter“, Rb. 10. 1. 1953) So kann das Wernersreutherische zum Kronzeugen dienen, daß das Kern-Ascherische früher, gemeinsam mit dem Haslauer Kreis, mehr „egerisch“ geklungen hat, als es in der städtischen Abmilderung erscheint.

Diese gemeinsame Grundschicht muß, da sie alt ist, schon von den ersten nordbairischen Siedlern mitgebracht worden sein, die um das 12. Jahrhundert in ihrer Masse aus der Waldsassener Gegend bis ins Vogtland vor Schöneck vordrangen.

„Spaß an der Mundart“

Das Pfeiferl-Schnitzen, mit unserer Frage nach dem dazugehörigen Kinderreim und unser Juli-Aufmacher „Wertvolles Gut: Unsere Mundart“ ließen eine rege Diskussion anlaufen. Nicht weniger als 47 Zuschriften gingen bei uns ein. Die meisten begnügten sich mit heiterem Zitieren der erfragten Verse, wobei es eine ganze Reihe kleinerer Unterschiede, aber auch gänzlich andere Texte gab. Eine Reihe davon führten wir in unseren Juli-Leserbriefen auf. Eine neue Version kam uns inzwischen auch noch mehrmals zu:

Pfeiferl gäh oo,
sinst haue de ins Gros,
sinst haue de ins Butterfuß,
nâu wirst tropfatnoos.

Auch dieser Text erfuhr nochmals eine Abwandlung in den beiden letzten Verszeilen:

... sinst haue da ins Odlfuß,
dâu wirst tropfanoos.

Der Einsender Arnold Wettengel in Aachen (Schönbach) setzte hinzu: „Da ich auch heute noch mit diesem Reime Pfeifala für meine Enkel schnitze, können diese die Ascher Reime auch.“

Manchen Briefen merkt man die Freude an, in die ihre Verfasser durch die geweckten Jugend-Erinnerungen gerieten. So schreibt Lm. Gustav Ploß aus Melsungen: „Reizvoll sind solche Aufgaben, bei denen unser Erinnerungsvermögen an längst vergangene Erlebnisse angesprochen wird. Wie oft hab ich selber schon meinen Buben und später den Enkelkindern Pfeiferln geschnitzt, die Rute mit dem Taschenmesser geklopft und das Sprüchlein dazu aufgesagt. Und jetzt plötzlich wollte es auch aus meinem Gedächtnis nicht mehr auftauchen. Am ersten Tag nach dem Lesen der Rundbrief-Frage stellte sich endlich die dritte Zeile, beim Einschlafen auch die zweite und schließlich dann am Morgen beim Aufwachen der Eingangsvers ein, freilich zunächst in der Formulierung: „Gäiht a Mannl üwern Weech, hult a Sackl Hawerstraa“ (Hawerstraa = Haferstreu, nicht -stroh). Schließlich aber zitierte ich munter vor mich hin: „Gäiht a Mannl üwern Weech, häut a räuts Kappl aaf. Wenn as Mannl wiederkinnt, möi der Pfeiferl förte saa.“ Wie versunken solch ein winziges Stücklein Erinnerung sein kann, um dann doch allmählich wie aus einem tiefen, längst verschütteten Brunnen wieder aufzutauchen! Für mich war das geradezu ein Erlebnis, wie ich im Takt des Klopfens auf die Weidenrute — ich saß in Gedanken daheim auf einer Bank am Waldrand und einer der Buben horchte staunend zu — das alte Sprüchlein wieder hervorzauberte. Man muß wohl ins Alter kommen, um an solchen Erinnerungen seine ganze Freude zu haben!“

Dr. Hilde Lammel schrieb uns aus Hof: „Das Kapitel Mundart gefällt mir ganz außerordentlich. Ich liebe unser

Ascherisch sehr und hätte mich in meinem Leben nicht ungern hauptamtlich mit Dialekten befaßt. Mit Vergnügen denke ich an die verschiedenen ‚Ascherisch‘; z. B. war das meines Mitschülers Wolf Hermann anders als meines, was zu Meinungsverschiedenheiten führte, wenn unsere ‚ausländischen‘ Deutschprofessoren fragten, wie etwas ‚auf ascherisch‘ hieße. Übrigens war auch das oft belächelte Ascher sogenannte Hochdeutsch nicht einheitlich, sondern deutlich abgestuft nach Klassen: Bei der obersten Gesellschaft klang diese Umgangssprache etwas anders als beim Mittelstand.“ Frau Lammel kam dann noch auf ein anderes Thema zu sprechen, das im Juli-Rundbrief ebenfalls aufgegriffen worden war: „Ich gehe davon aus“. — „Dem Rundbrief Dank, daß er sich diesen Unfugs angenommen hat. Mich rupft es immer wieder an den Haaren, wenn ich es hören muß. Nicht ausstehen kann ich auch das ‚Spaßhaben‘. Da hat man (oder auch nicht) Spaß an der Schule, an der Mathematik, an der größten Dreckarbeit, womöglich hat ein Henkersknecht sogar Spaß an seinem Berufe. Ich denke, wenn man Spaß hat, lacht man. Von der Verhöhnung unserer Sprache durch die Unmasse Fremdwörter und die meist so überflüssige Aufnahme ganzer fremdsprachiger Begriffe zu schweigen ...“



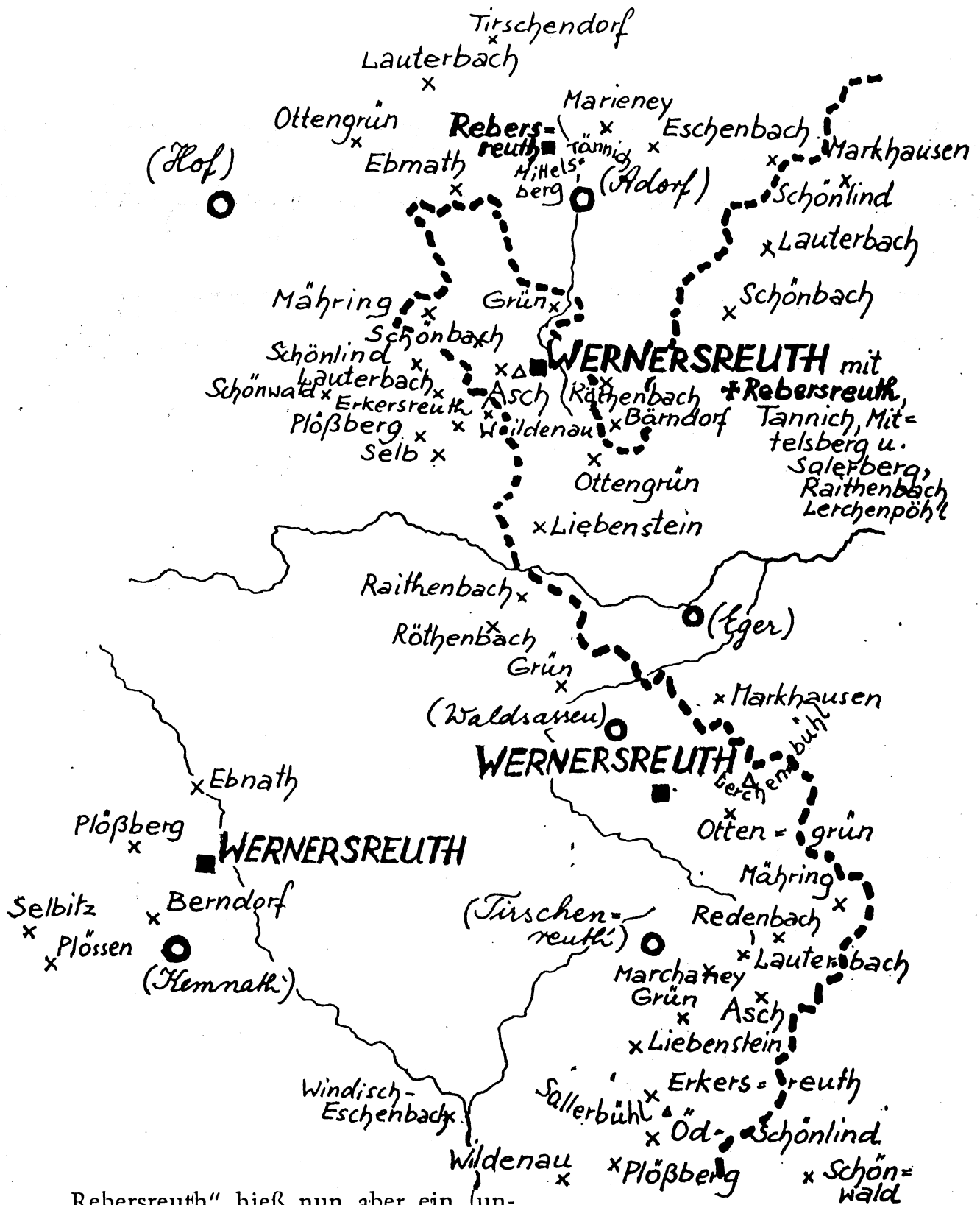
HERKUNFT DER SIEDLER

Die Vorfahren, die ab dem 12. Jahrhundert in dem unbewohnten Elsterbergland rodeten, kamen aus Orten südlich von Waldsassen. Es gibt dort — nämlich bei Kemnath und Tirschenreuth — zwei urkundlich ältere Orte „Wernersreuth“, von woher unser Wernersreuth offenbar eine Tochniederlassung ist. Mehr noch, ganze Schwärme von Ortsnamen haben sich von Süden nach Norden fortbewegt wie Ableger im Pflanzgarten. Diese erstaunliche Tatsache kann kein Zufall sein: daß Ortsnamen wie Asch, Grün, Lauterbach,

Liebenstein, Mähring, Plößberg, Röthenbach, Schönwind, Wernersreuth und andere im Verband zwei- dreimal oder noch öfter wiederkehren. (Ich habe die Entsprechungen, die aus Karten vom Maßstab 1 : 50 000 hervorgehen, in der abgebildeten Karte zusammengestellt.)

Wie läßt sich diese Wanderung von Ortsnamen erklären? Offenbar haben die Ortsgründer bei ihren kompakten Siedlungsvorschüben die alten Ortsnamen wiederverwendet — aus Bequemlichkeit, Herkunftsstolz, Abhängigkeit oder Anhänglichkeit. (Namensübertragungen sind an und für sich unter Kolonisten gebräuchlich, man denke an „Frankfurt an der Oder“, „Landsberg an der Warthe“; ein Brief mit der Adresse „Berlin“ kann in Amerika an mehrere hundert Orte ausgeliefert werden.) Kein „Werner“ hat also dem Ort an der Elster persönlich seinen Namen verliehen (und keine Eschen standen Pate bei den ersten Ascher Häusern). Gleichwohl dürfte die neue Niederlassung nach topographischen Ähnlichkeiten mit dem Stammort angelegt oder getauft sein. In dem Wernersreuth bei Kemnath fand ich ein ganz ähnliches rötlich-gelbes glimmerschiefriges Grundgestein wie an der Elster; schneeweiße und rötliche Kiesel liegen hier wie dort herum; und der Basaltkegel des Rauhen Kulm bei Kemnath wird in der Erinnerung der Siedler aufgetaucht sein, als sie bei Wernersreuth die herumliegenden Kulmesteine, die von den Basaltmassen des Oberreuther Wachtbergs stammen, erblickten. Zudem windet sich ein vergleichbares Flößchen (Fichtelnaab), erlenbestanden, östlich am Ortskern des Kemnather Wernersreuths vorbei.

In der Nähe des Tirschenreuther Wernersreuths erhebt sich, wie bei uns, ein „Lerchenbühl“. In früheren Zeiten gab es noch weitergehende Entsprechungen. Bei Tirschenreuth ist ein (versunkenes) „Rahwinesriut“ 1182 urkundlich erwähnt, das heute „Rebersreuth“ heißen würde (vgl. Rogler, S. 387). Ebenfalls



„Rebersreuth“ hieß nun aber ein (untergegangener) Zwillingsort oder Ortsteil von Wernersreuth an der Elster, gelegen irgendwo am Fuße des Tännich mit seinem Mittelberg. Erstaunlicherweise liegt das dritte Rebersreuth bei Adorf wiederum am Fuße eines Bergwaldes namens „Tännicht“ und eines Hügels „Mittelsberg“!

Wie man nach einem Umzug die mitgeführten Möbel gerne wieder in der altvertrauten Anordnung hinstellt, so

scheinen die Auszügler, wenn sie schon Berg und Tal nicht versetzen konnten, wenigstens die vertrauten Namen nach der gewohnten Ordnung auf das Gelände verteilt zu haben. So etwas kann aber nicht auf „Befehl“ eines Einzelnen geschehen sein; Flurnamen werden zu meist vom Volksmund vergeben, in unserem Falle also von der Masse der nordbairischen Siedler. Wie diese Siedler aber die Orts- und Flurnamen ge-

treulich nach Norden getragen haben, haben sie gewiß auch die übrigen sprachlichen Elemente mitgebracht. So ergab sich die egerländische Grundschicht unserer Mundart, von der selbst die ausgefallensten Eigenheiten auch im Norden des Ascher Bezirks, wie das Beispiel Wernersreuth lehrt, zutage treten.

KULTURLEISTUNG AUF SUMPFDICKICHT

Wo sich der Boden ebnet, wurde ihm als erster Ertrag ein handhohes, schwelendes Moos abgerungen, das zur Viehstreu diente. Die grünlich-gelben, nach dem „Muas haua“ beim Trocknen bräunlich und weiß ausbleichenden Mooschwaden über dem warmen moorigen Erdreich gehören zu den hochsommerlichen Eindrücken meiner Kinderzeit.

Am Salzbach unten sind die sauren Wiesen schon kultiviert, Abzugsgräben in den weichen Grund gezogen. Mein Vater besaß eine „Grabenhaue“, ein breites Erdbeil, das schief am Stiel saß, so daß man damit neben zugewachsenen Gräben einhergehen konnte und ihre Ränder bequem behauen, so als stünde man senkrecht darüber. Vor der Heumahd erblühen diese Wiesen in unvergleichlicher Schönheit. Ihre Sommerpracht ist schon fachkundig beschrieben worden (z. B. von H. H. Glaessel). Ich erwähne nur die im Volksmund so genannten „Negerköpfe“, rotbraune Kugeln auf langem Stiel, riesigen „Pferdekümmel“ mit weißen Dolden, rosarote „Zahnbürstlein“ (Blütenstände der als Spinat genießbaren Ochsenzungen, „Kiala“), rote „Fleischhacker“ und die dem Landmann gewiß unwillkommenen weinroten Distelpinsel auf schulterhohen dunkelgrünen Stachelstengeln.

Mochte der Ertrag magerer gewesen sein als anderswo, gewiß war das Heu hier gesünder als das moderne kunstdüngersatte Einheitsgrün. Hier erblühte ein Ehrenstrauß für eine denkwürdige Kulturleistung unserer Vorfahren, die aus wüstem Sumpfdickicht eine Lebensgrundlage schufen.

„SAURE WIESEN, FROHE FESTE“

Diese Vorfahren, die oftmals vor lauter Arbeit den Sonntag nicht heiligen konnten, waren dennoch ein heiteres und musizierendes Völkchen. Gerade die Lohwiesensteige spielen dabei eine auffallende Rolle. Von nirgendwoher scheinen die Wernersreuther so oft ihren Heimweg als fröhliche Zecher genommen zu haben wie von Nassen-gruber Wirtshäusern und Festlichkeiten. Daß es bei dem sumpfigen Boden nicht ohne kleinere Unfälle abgehen konnte, liegt auf der Hand. Wenn das bekannt wurde, lieferte es Gesprächsstoff bei der nächsten Runde. So sei an das Geschichtlein des Gowers vom „Nassagröiwer Kinnafest“ im Rundbrief August 72 (auszugsweise) erinnert:

„Ich und da Nachba, mia zwäi hann uns nebm zan Musikantn hiegesetzt, daß mia na ganzn Nãumitte dõi schäi Festmusik ghäiat han. Mia han na Musikantn glei etliche Doppl-Lita Böia hiestelln lãua. Dãu han de Musikantn glacht!

Dãu siahre heit nu na Hermann Dane mit seinã Klarneen und na Stadler Adam mit sein Baß und alle annern Musikantn mit sein Instrumentern . . .

Wõi abmds die Sunn eikrochn is, dãu sãnn mia zwäi heumtorklt. Wõi mia üwa de Nassagröiwa Lãuhwiesn ganga sãnn, don ban Solzbachla, dãu han mia des Löidl gsunga: „Mir bleim ledig auf der schönen Welt“.

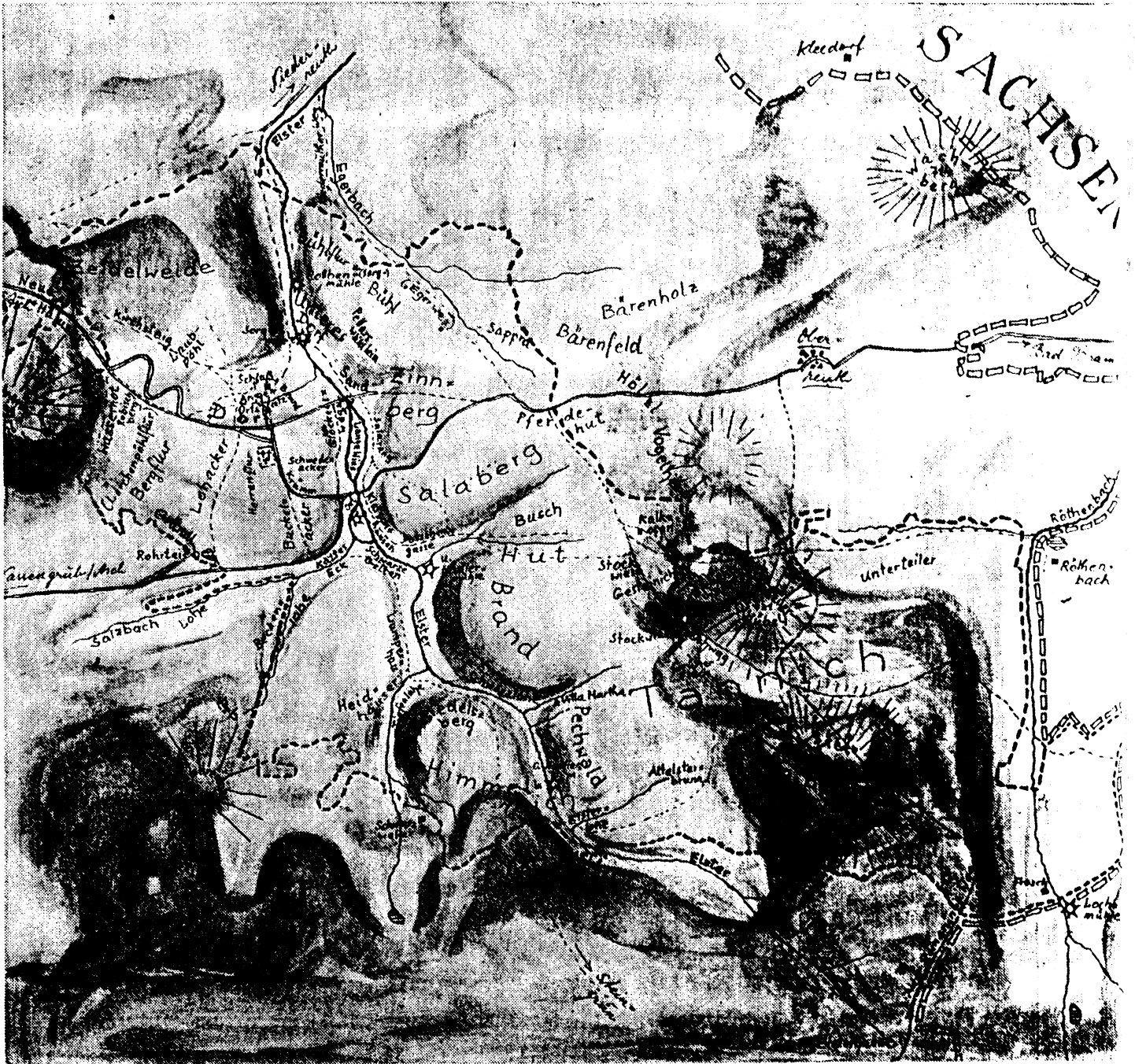
Und wõi mia sua schäi maschiert sãnn üwern Singa, afoamal is da Nachba in Solzboch eigfalln. As woa nea gout gwesn, daß da Nachba sãlwa wieda assakrochn is. Ich häit nan niat assazõiha kinna, da Nachba waa dasoffm, waal ich an grãißan Rausch ghatt ho wõi da Nachba.

Nãu sãmma halt heumtorklt mitananna, da Nachba woa tropfatwaschlnooß und trotzdem han mia gsagt: „Wenn afs Gãuha wieda a Kinnafest is, dãu gãngan mia wieda hie!“

Und in einem bisher unveröffentlichten Geschichtlein klingt die Erinnerung des Gowers an die Lohwiesensteige fort:

U Leitla, in Nassagrou ban Krauß,
wars allawaal de Sunntēschāi ban Tanz.
Dāu han die Wernaschreitha Musikantn
ihra schāin Tanzla gschplt. Und wenn
da Tanz aas war, nāu han die Borschn

a schāis Meu(d)l heumgefōiat. Und nāu
is a weng gschtandlt gworn, und wenn
nāu mia Wernerschreither Borschn üwa
die Lāuhwiesn frōih heumganga sen,
nāu han scha die Himmsziegn gmäckert



Die Flurnamen von Wernersreuth

hat der Verfasser unserer Betrachtungen hier in die von ihm entworfene Skizze eingetragen. Für die Heimatkundigen bietet sie sich zu Studienzwecken an, besonders wenn er eine Lupe zu Hilfe nimmt. Die stark gestrichelte Linie, die links den Lerchenpöhl ausspart und rechts bis an die Staatsgrenze (Gasthaus Frosch im Süden, Rößenbach im Norden) heranreicht, umreißt das Gemeindege-

biet von Wernersreuth.

Landsleute, die etwas von den Fluren oder über sonstige Ortsteile, Besitzverhältnisse, Einwohner, Landschaft, Begebenheiten usw. auszusagen wissen, werden um ihre Mitarbeit an dieser Serie „Lebenslinien eines Dorfes“ gebeten. Jede Auskunft ist wertvoll! Zuschriften erbeten an den Ascher Rundbrief, Gras-hofstraße 11, 8000 München 50.

und die Lergn han gsunga.

Ach warn döi Nassagröiwa Tanzla
schäi gwesn,
döi Tanzla koa ma nimma vergessn.

☆

Die Lerchen tirilieren heute noch wie ehemals am Lerchenpöhl vom Morgen-grauen an. „Seine sonnigen Höhen waren schon zeitig im Frühjahr ziemlich schneefrei und trocken und boten den Lerchen reichlich Nahrung. Mit Sehnsucht gedenke ich noch manchmal des ununterbrochenen Lerchenjubels über den heimatlichen Wiesen und Feldern in meiner Kindheit“, schreibt Rogler (S. 33).

Den brausenden, manchmal ruhestörenden Jubelschall der Lerchen am frühesten Morgen erwähnt auch Ernst Martin, dessen Haus neben der Schule auf die Lohäcker und die Bergflur hinauschaute.

Und so sei noch ein von ihm aufgezeichneter Schwank mitgeteilt, in welchem der nächtliche Heimweg über die Lohwiesen, Ruhestörung und etliche Wernersreuther Musikanten eine Rolle spielen. Die Namen darin werden bei den Angehörigen sicherlich kein Ärgernis geben, weiß man doch, wie solche Anekdoten am Wirtshaustisch ausgeschmückt wurden, um, ohne Böswilligkeit, ein wenig zu sticheln:

Der Pfeiffer Johann und der Gäugl Hermann wirtschafteten auf demselben Hof, jeder für sich. In der Dachstube beim Pfeiffer Johann wohnte noch der Dorfschneider Seff Reichenauer zur Miete. Ein wenig schwerfällig tappte er durchs Leben, jedoch seine Frau war rege, nähte mit, trug sonnenabends Hörnchen und Semmeln aus. Ging die Näharbeit bis in die Nacht hinein, sagte sie oft: „Seff, heute brauchten wir wieder einmal die Heinzelmännchen!“

Mit diesem Wort hat sie was angerichtet beim Gäugl Hermann! Ihm sind diese Heinzelmännchen erschienen, zwar nicht in der Nähstube, aber in den Lohwiesen, nachts, als die Krüppelkiefen und Wurzelstrünke seine Einbildung beflügelten (und der Gerstensaft).

Er war ein strammer Musikant, gleich dem Merzen Ernst, der nebenan wohnte. Der kam an einem Sonntag schon kurz nach Mittag herüber, es sollte auf dem Nassengruber Waldfest aufgespielt werden. Die Gäugl Ida bot ihm noch ihre Sonntagshefeknödel an und äußerte den Wunsch, ihr Hermann solle beim späten Heimkommen nicht durch die Haustür gehen, weil sie einen leichten Schlaf habe und schon aufwache, wenn einer scharfen Schrittes über den Hof gehe. Er solle durch den Nachbarshof Robisch gehen und durch den Stall, sie werde die Anlege von der Stalltür zum Hausplatz auf lassen.

Nun kam auch die Frau Reichenauer zum Kaffeetrinken. Ob sie nicht auch auf das Waldfest ginge? Nein, das wäre nicht möglich, heute brauchten sie wieder einmal die Heinzelmännchen.

Nun wanderten die beiden Musikanten über die Gäugls Scheune und den Zimmermannssteig am Rohrteich und der Beckenlohe vorbei zum Treff mit dem Daniel Wolf, dem Michel Johann und anderen. Bei der Rogler Emma am Nassengruber Steinbruch war Aufstellung. Aus den schwarzen Säcken zogen sie ihre messingglänzenden Instrumente, und schon hieß es „Abteilung marsch!“. Im frischen Sommerwind, vorbei an wogenden Getreidefeldern schmetterte nun die Wernersreuther Dorfmusik ihre bekannten Märsche. Am Festplatz wogte dann heiteres Leben bei Sodawasser, Bier und Bratwurstrauch, in dem sogar die Waldmücken tanzten, wenn die Wernersreuther, vom vielen Beifall und Bier angefeuert, ihre heiteren und besinnlichen Heimatklänge spielten. Die Zeit verging im Flug, kaum spürte man die Nacht unter der bengalischen Beleuchtung.

Gegen elf Uhr packten die Musikanten ein und machten sich auf den Heimweg. Nur der Gäugl Hermann blieb hinter den anderen zurück. In den Lohwiesen nahm er seine Trompete wieder heraus und spielte „Heil'ge Nacht, o gieße du . . .“, sein Lieblingslied.

Da kamen ihm Gestalten entgegen, es waren der „Kleu Rogler“ und fünf andere junge Leute, die von einem Wernersreuther Wirtshaus nach Nassengrub heimwollten.

„Seid ihr die Heinzelmännchen?“ fragte er, und alle sagten „ja, das sind wir“.

Jeder Zweifel daran war beseitigt, als der Gäugl Hermann daheim die Tür vom Stall und zur Stube offen fand. Sie waren hier gewesen, die Zwerge! Zwei Brotschüsseln waren leer, die noch am Nachmittag voll Preiselbeeren gewesen waren! (Die Ziege in der Stube übersah er).

Die aus dem Schlaf gerissene Frau konnte auch nichts anderes glauben, und erzählte es anderntags einer Essensträgerin: „Heit moua da wos sogn, ich koa's bal niat datrogn!“ Angeblich wurde der Preiselbeerdiebstahl der Heinzelmännchen dem Winterstein Kannes gemeldet, der neben den Ämtern als Schulhausmeister, Gemeindediener, Friedhofsverwalter auch eine Art Polizeifunktion im Ort hatte.

Die Anzeige läuft seither auf dem Dienstwege zur Weiterbehandlung!

Flurnamen

Nach den Bewohnern sollten auch die Flurnamen kurz betrachtet werden. Die Namen, die unsere Vorfahren den Wiesen, Feldern und Wäldern verliehen haben, sind naturgemäß viel ortsfester als die der Menschen. Sie sind älteste Denkmäler und oft die einzigen Geschichtsquellen, wo Urkunden und Berichte fehlen.

„Ortsgeschichtliches aus älteren Tagen läßt sich von Wernersreuth wenig berichten“, bedauert Florian Hintner in seiner Schilderung „Im Banne der jungen Elster“ (Rb. 24. Okt. 53). Das gilt erst recht für die Streusiedlungen an der Wiesenzunge zwischen Elster- und Salzbach, wo sich wenig ereignet hat, was aufgeschrieben hätte werden sollen. Die Goßlermühle ist zuerst 1606 urkundlich erwähnt; der Name Wernersreuth taucht zum erstenmal 1395 in einer Urkunde auf.

Die Flurnamen aber gehen teilweise bis auf die erste Besiedlungszeit etwa um 1200 zurück. In seinen „Orts- und Flurnamen des Ascher Bezirkes“ hat Richard Rogler auch für das Wernersreuther Gebiet alle wesentliche Forschung geleistet. Was man als Wernersreuther hinzufügen könnte, kann nur bescheidene Ergänzung sein.

Wie andere Altertümer auch, sind die alten Flurnamen oft nicht mehr in der ursprünglichen Form erhalten, oder es haben sich die Umstände geändert. Der ursprüngliche Sinn ergibt sich dann nur über eine Art Detektivarbeit, die leider für den Detektiv oft spannender ist als für den Leser. Wenn ich trotzdem ab und zu kurz über die Flurnamen plaudere, werde ich für den ungeduldigen Leser das Ergebnis vorweg bringen, dann kann er sich den Beweiskgang zu lesen ersparen.

(Ergebnis der folgenden Untersuchung: Unter den ersten Wernersreuther Siedlern sind auch Rheinländer gewesen. Denn vom Rhein stammt die Gewohnheit, in Flurnamen das Wort „Eck“ zu verwenden.)

Was bedeuten „Kaltes Eck“, „Schwarze Gelten“, „Klatschhausen“? Wenigstens beim ersten Namen scheint es keine Frage zu geben. Es war halt ein kaltes Wiesenstück, wo die Seitentäler nach allen Richtungen der Witterung offen standen. Vom Lerchenpöhl herunter piff der Wind und trieb im Winter an die Straßenböschung Schneewehen, die so überhingen, daß wir Buben uns im Kopfsprung hinein und unten wieder heraus stürzten.

Aber da ist etwas, was den „Detektiv“ nicht ruhen läßt. Kalte Ecken muß es doch in der Heimat zahllose gegeben haben; doch merkwürdigerweise findet sich im Ascher Flurnamenverzeichnis kein zweites „Kaltes Eck“; ja nicht einmal das bloße, allseits bekannte Wort „Eck“ findet — meines Wissens — in irgendeinem alten Flurnamen Verwendung.

Weshalb ist der Name „Eck“ in Flurnamen eine solche Rarität? Das Wort als

solches ist doch allen geläufig (z. B. „Prochers-Eck“ in Asch).

Die Erklärung kann nur darin liegen, daß der frühere Sprachgebrauch der nordbairischen Siedler für diese Geländeform andere Wörter verwendeten.

Man kann unter einem Eck im Gelände zweierlei verstehen: einmal eine schroffe Anhöhe bzw. Nische, zum anderen ein im Grundriß spitzig zugeschnittenes Fleckchen Erde.

Zum ersten: Schroffe Anhöhen heißen üblicherweise bei uns „Berg“, „Rang“ (mundartlich Roag), „Hübel“ und dgl. Bei Elfhausen und bei Roßbach tragen Bergvorsprünge den rätselhaften Namen „Kroppenhamel“. Prof. A. Güter hat diese abweichende Namensform darauf zurückgeführt, daß sie von einer Minderheit nichtbairischer Siedler aus Thüringen eingeführt worden sein dürfte (Diss. S. 58).

Zum zweiten: Ein eckiger Flecken, Feld, Wiese oder Wald, trägt bei uns die geläufige Bezeichnung „Spitz“. Am Wernersreuther Kirchsteig liegt der „Spitzacker“, der Ortsteil Heidhäuser heißt auch „Herrenspitz“. Auch bei Roßbach liegt eine „Herrenspitz“, anderswo die „Zankspitz“, die „Driespitz“. Am Bach bei den Heidhäusern machten wir Heu von der „Hupfau-Spitz“.

Eine solche „Spitz“ wäre auch das Wernersreuther „Kalte Eck“: ein Wiesen- und Feldstück. (Der flache Buckelacker wird vom Namen nicht umfaßt, und die Straßenböschung entstand ja erst 1924). Warum heißt es dann aber nicht „Kalte Spitz“?

Es liegt dieselbe Erklärung nahe wie bei „Kroppenhamel“, nämlich daß die Namengeber Fremdlinge waren, die in ihrem abweichenden Sprachgebrauch das Wort „Eck“ für Flurbezeichnungen gerne verwendeten. Diese Fremdgruppe müßte dann schon in der ersten Siedlergeneration das „Kalte Eck“ getauft haben, bevor sich ihre sprachlichen Eigenheiten in der nordbairischen Siedlermasse verloren.

Tatsächlich ist der Geländename „Eck“ rheinischen Ursprungs. Am Rhein bezeichnet man erstens Felsvorsprünge, auf die man gerne Burgen baute, mit „Eck“. (Man denke an das Lesebuchgedicht von Chamisso: „Burg Niedeck ist im Elsaß/der Sage wohlbekannt“.)

Zweitens wird am Rhein auch ein dreieckiges Talstück zwischen zwei einmündenden Flüssen mit „Eck“ benannt. Das bekannteste dieser Art ist das „Deutsche Eck“ bei Koblenz am Zusammenfluß von Rhein und Mosel.

Genau diese dreieckige Geländeform liegt vor in der Wiesenzunge zwischen Elster- und Salzbach in Wernersreuth.

Rheinische Gruppen unter den nordbairischen Kolonisten werden durch viele Anzeichen bestätigt. Prof. A. Güter hat nachgewiesen, daß Rheinfranken über Waldsassen, wo es in der Nähe einen Ort „Kölnergrün“ gibt, mit in das Elstergebirge zogen (Diss. S. 55). Seine geistreiche Ableitung des Namens „Thonbrunn“ aus einem niederrheinischen Wort ist im Rundbrief erschienen. Sogar der Name „Koblenz“ tritt im nördlichen Egerland auf, wo der Ortsname Kofel in älteren Urkunden „Kobelenz“ lautet (Güter, Diss. S. 60).

Also dürften auch unter den ersten Wernersreuthern einige Rheinländer gewesen sein. Als sie die fruchtbaren Felder auf dem Buckelacker unter den Pflug nahmen, fiel ihr Blick gewissermaßen aus der Vogelperspektive auf die dreieckige Lohe zwischen den beiden Bächen und sie gaben ihr den Namen nach ihrem rheinischen Sprachgebrauch.

Für uns heutige Ascher ist die Tatsache, daß sich ein paar Tropfen rheinischen Bluts unter das nordbairische unserer Vorfahren gemischt haben könnten, freilich nicht von großer Bedeutung. Höchstens soweit, daß es erklärt, warum wir uns auch in der Fremde überall anpassen konnten. Oder auch, daß wir recht lebenslustig sind?

Beim Graben im Garten auf eine Goldader zu stoßen, das käme wohl niemandem ungelegen. In erzeichen Gegenden wie unserem Elstergebirge mag solche Erwartung noch lebendiger sein als anderswo. Da glitzert der Fels von Katzensilber und kristallinen Mineralien. Warum sollte da ein gelblich schimmernder Steinbrocken nicht das edelste der Metalle enthalten?

Besonders um Haslau, an Burgstuhl und Wurmbühl, waren Schatzsucher tätig. „Daß auf den umliegenden Feldern schöne Bergkristalle und Halbedelsteine, besonders Wachsopale und Achate gefunden werden, ist eine bekannte Sache“, schrieb der Rommersreuther Lehrer A. Peter 1932 (Rb. 7. 3. 64). Keinen Geringeren als Goethe zogen deshalb „Haslaus Gründe, felsensteile“ magnetisch an. Ganze Kisten voll Steine schleppte er vom Wurmbühl, vor allem dessen honigbraunen Egeran. „Wenn da Hirt minn Stoa nău da Kouh schmeißt, is da Stoa mäiara wert wöi de ganz Kouh“, sagten die Rommersreuther. Der Haslauer Kramladenbesitzer Johann Frei („da grăuß Bleech“) wurde durch Gesteinshandel mit Franzensbader Kurgästen wohlhabend. Als er 1885 starb, lautete seine selbstverfaßte Grabschrift:

*Ich suchte Steine im Leben
Bis an mein kühles Grab.*

*Nun hat man mir einen gegeben,
Wo ich genug dran hab.*

„In neuer Zeit gräbt man auf dem Wurmbühl sogar nach Gold; die Gesteinsproben wurden nach Prag geschickt“, erzählt der Rommersreuther Chronist. Doch der Goldgräbertraum erfüllte sich dem Einsender, dem Ascher Fabrikanten Adler, nicht. Nur in Spuren war Gold enthalten, wie das in mancherlei Gestein der Fall ist, doch nicht abbaufähig. Und im heurigen März-Rundbrief wird wieder jener unverdrossene Haslauer erwähnt, der sein Vermögen glücklos der Goldsuche opferte, Helfer anstellte, Stollen anlegte. „Als das verfügbare Geld vertan war und er aufhören mußte, wurde er verlacht. Sollte das Tal am Eingang des Burgstuhls umsonst Goldbachtal heißen?“

Die Flurnamen! Bezeugen sie nicht tatsächlich einen ehemals blühenden Erzbergbau? Zinn wurde einst abgebaut bei Neuenbrand, Wernersreuth und Roßbach, wovon noch Namen künden wie Zinnberg („Zieberch“) und Ziegenbach (eigentlich Zinnbach, mundartlich „Zie(n)boch“). Nun gibt es doch in unserer Gegend auch „Goldberge“ (Selb) und „Goldbäche“ (Haslau, Niederreuth, Asch – vgl. „Goldbachbüsche“ Rb. 82 S. 38). Müssen das nicht Hinweise auf ehemaligen Goldbergbau oder die Goldwäscherei sein?

Damit bin ich beim Thema dieser Untersuchung, die eigentlich eine Plauderei über Wernersreuther Flurnamen sein soll. Tatsächlich haben mich Wernersreuther Flurnamen auf die Goldfrage gestoßen; und ihre Auskunft besagt, daß die Goldberge und Goldbäche nichts mit der gelben Kostbarkeit zu tun haben. (Soll man das bedauern? Im Fleiß der Bewohner, nicht im Schoß der Erde lag der Segen unseres Bergländchens). Auch Silber gab es ja nicht im Ascher Boden, obwohl ich auf der neuesten topographischen Karte von 1974 in Asch einen „Silberberg“ verzeichnet fand. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, als sich die Stelle auf anderen Karten als „Selber Berg“ entpuppte... Wegen des Goldes lade ich nun aber zu einem namenkundlichen Umweg über Wernersreuth (wo es freilich gewiß niemals Gold zu schürfen gab).

WAS BEDEUTET „SCHWARZE GELTEN“?

„Schwarze Gelten“ – diesen rätselhaften Namen trug früher eine Sumpfwiese an der Elster nahe am „Kalten Eck“ in Wernersreuth. Der Name geriet schon daheim in Vergessenheit und wurde nicht mehr richtig verstanden. „Schwarze Kälte“ verzeichnete der Bezirkshauptmann Tittmann 1893 in seiner „Heimatskunde“, wohl ans Kalte Eck denkend. Doch diese Lesart kann des Rätsels Lösung nicht sein, weil „Kälte“ unmöglich schwarz genannt werden kann. Aber was ist es dann?

Der Name „Gelten“ kommt von der bäuerlichen Bezeichnung „galt“ = „unfruchtbar“. Die Sumpfwiese war Ödland.

Ob diese Auskunft überzeugt, hängt zunächst davon ab, ob der Leser das Wort „galt“ noch kennt. Ehestens wird es noch den bäuerlichen Landsleuten geläufig sein. Weiter „drinnen“ scheint sich der Ausdruck besser gehalten zu haben; ich lese im Heimatbuch von einem Mord „in GALTENSTALLUNG bei Plan“ (S. 455). Wer sich aber nicht entsinnt, den verweise ich auf „Unser Wortschatz“ von Hermann Braun:

„galt (in Arzberg: ‚gölt‘), auch ‚goolt‘ = ‚unfruchtbar‘, ‚nicht trüchtig‘ (von Tieren), ‚keine Milch gebend‘ ... a galta Kouh; d' Kouh gäiht goolt; a gölta Gaß“

Die verschiedenen Laute des Wortes dürfen nicht irritieren. Sie wechseln regelmäßig wie bei den gleichklingenden Wörtern „alt“ und „kalt“: Einmal sagt man „oolt“, „koolt“ (einsilbig), ein andermal „alter Moa“, „kalter Winter“ (zweisilbig). Schließlich heißt es „ma wird ölter, költer“. Ein Hauptwort lautet „Költ(n)“ = Kälte.

Entsprechend entsteht der Dreiklang „goolt“, „galter“, „Göltn“. Das Hauptwort „Göltn“ bedeutet „Unfruchtbarkeit“ und müßte schriftsprachlich heute „Gälte“ geschrieben werden. Im Mittelalter wurde es auch auf das Erdreich angewendet. Aus dem 14. Jahrhundert ist überliefert „gelde-felt“ = verödeter Boden (Grimmsches Wörterbuch).

Die „Schwarze Gelten“ am Elsterbach bedeutet also „moorschwarzer unfruchtbarer Boden“. Genau das ist sie auch. Meine Schulfreundin Anni Hädler erzählte mir kürzlich, wie unterhalb der Hädlermühle eine Kuh bis zum Hals einsank und nur mühsam wieder herausgezogen werden konnte.

WAS BEDEUTET „KALTES ECK“?

Tittmann verwechselt „Gälte“ mit „Kälte“, was naheliegend ist. Südwestlich von Haslau liegt eine „Kalte Lohe“

(„die kalt Lāuh“). Für den namengebenden Landwirt sind Lohen aber vor allem unfruchtbar; es liegt auf der Hand, daß der ursprüngliche Name „Galte Lohe“ war.

So wird es auch mit dem „Kalten Eck“ sein, daß es ursprünglich „Galtes Eck“ geheißen hat. Zum Teil deckt sich seine Fläche mit der Schwarzen Gelten. Mag es zwar auch zuweilen kalt gewesen sein — das war in unserem rauhen Landstrich kaum nennenswert!

Rogler (und vor allem Alberti) haben die gleiche Verwechslung aufgedeckt beim Ascher Kaltenhof, mundartlich „afm kaltn Huaf“. Rogler sagt: „d. h. eigentlich ‚Galtenhof‘, wo das Galtvieh gehalten wurde“. Alberti erzählt, bei Halbgebäu sei 1847 ‚ein galter Hammelhof‘ erwähnt. „Das ‚g‘ ist kein Druckfehler; denn ‚galt‘ ist ein gutdeutsches Wort. Almen für Jungvieh heißen noch heute ‚Galtalpen‘ oder ‚Galtberge‘. In unserer engeren Heimat nahm ‚galt‘ den Umlaut an: ‚Die Kuh steht gelt‘. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß auch der Ascher Kalte Hof einst ein solcher Galtenhof war“ (Beiträge, Nr. 47).

So müssen wir nun dem Niederreuther „Goldbachl“ seinen Goldschimmer rauben und erklären, daß es ein schlichtes „Goolt-Bachl“ ist, ein Bach durch galtes Land. Zwar hat Rogler sehr entgegenkommend an der Quelle eine Lache festgestellt, „die fast wie ein Stollen anmutet“. Aber gerade der Morast veranschaulicht die Unfruchtbarkeit, und schließlich stellt Rogler klar: „Über ehemaligen Goldbergbau ist nichts bekannt“.

Hätte es Gold gegeben, diese Sensation wäre unvergessen geblieben. Aber auch nicht eine Sage raunt davon. Die „Venediger“ füllten ihre Taschen mit Edelsteinen. Im Heimatbuch deutet daher Franz Jähnel („Geologisches“) den Goldbach ähnlich wie der Wernersreuther Volksmund sein Galtes Eck: „s kolt Bachl. Das Gold wird wohl ein frömmer Wunsch gewesen sein“. Aber kalt waren alle Heimatbäche, das wissen alle seinerzeitigen Tümpelbader.

Namen werden aber zur Unterscheidung vergeben. Alberti erwähnt, daß es „in Oberösterreich ein ‚Goldbrunn‘ gibt, das im Mittelalter ‚Galtenbrunn‘ hieß in der Bedeutung ‚wasserarmer Brunnen‘. Die gleiche Umdeutung liegt offenbar auch unserem ‚Goldbrunn‘ bei Grün zugrunde und dem ‚Goldbach‘ bei Niederreuth, der neuerdings fälschlich Kohlenbach und Kulmbach genannt wird“ (Beiträge Nr. 47). Hier liegt dem „galt“ die Bedeutung „wasserarm“ zugrunde, was nicht fern ist von „milch-arm“ bei der galten Kuh.

Meist bezog sich das „galt“ wohl auf dünnen Boden. Fast immer ist an den Goldbächen magere Schafweide gewesen. Ausgerechnet der Schäfer trieb urkundlich 1743 „bis an den Goldbach“ (Rogler). Auch in Grün hütete der Schäfer Johann Zöphel „hinter dem Goldbrunnen weg“.

Anmerkung

Schon dreieinhalb Jahre erscheinen die „Lebenslinien“ von Wernersreuth. Nie hätten wir allein diesen Ort vorzustellen gewagt, wenn sich in ihm nicht auch andere Orte wiedererkennen könnten. So legte Dr. Krauß im Rb. 9/10, 81, daß „Wernersreuth immer mehr als Prototyp des Ascher Landes“ erscheine. (Freilich kann man das ebensogut von jedem anderen Ort gelten lassen.) Leserschriften halfen mit, von der Mundart bis zu den Wasserstollen. Größere Tips aus anderen Ortschaften kamen u. a. von Ernst Keil (Niederreuth), Franz Sticht (Neuberg), Ernst Fuchs (Thonbrunn), Alfred Merkel (Gottmannsgrün), Arno Ritter (Friedersreuth), Adolf Künzel, Rudolf Wagner, Hans Schwesinger, Ernst Müller (Schönbach) und besonders aus dem Ascher Archiv von Helmut Klaubert.

Viele Ascher spazieren ja gerne heute noch — erinnernd — durch Wernersreuther Gefilde, die, für jeden erreichbar, ziemlich in der Bezirksmitte liegen. Wir aber stecken auf unserem Rundgang im hintersten Tannich. „Bringt doch auch einmal was vom Dorfkern“, wird verlangt. Also erschließen wir den Ort auch von der Lerchenpöhlseite.

Ausblick vom Robisch-Berg

Der Robisch-Berg („Ruwascht-Berch“) wölbt sich aus dem Lerchenpöhlhang links der Alten Ascher Straße, dem „Hohlweg“ nach Asch. Abkürzend sausten hier im Winter die Ascher Schivor auf den Schneewogen nach Wernersreuth zutal. „Anschwelle“ nennen sie ein dortiges Gelände, „Oaschweln“ mundartlich zweideutig, weil die Bodenwelle manchen Sportsfreund auf den Hintern warf.

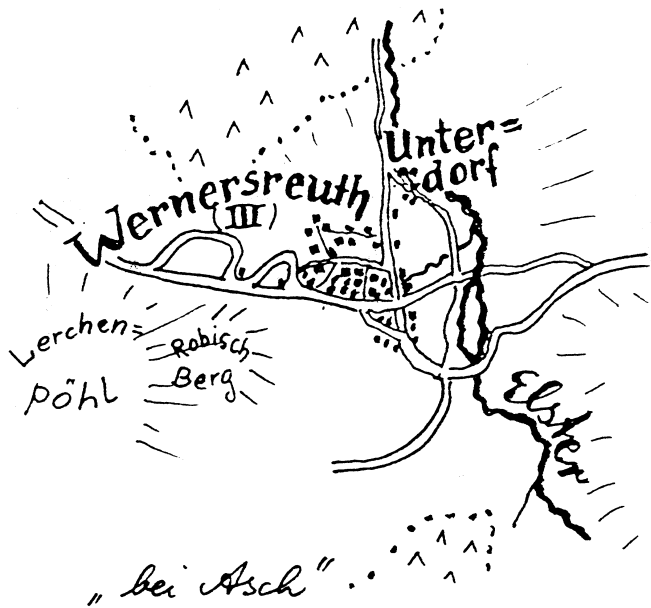
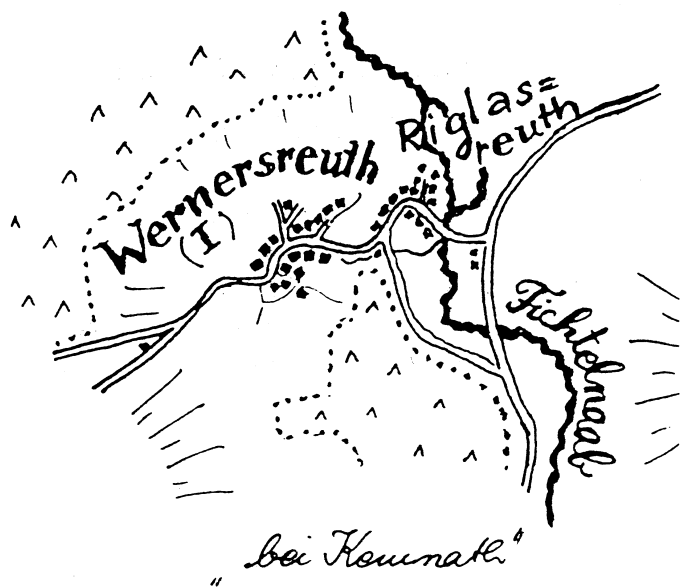
Weit schweift der Blick von der Bergkanzel über Dorf und Tal zum östlichen Saum aus Bühl, Zinnberg, Salerberg, Tannich. Das Wernersreuther Panorama wurde von hier aus am liebsten geknipst — z. B. auch die Ansichten im Ascher Heimatbuch.

Die Ortsgründung von Wernersreuth

Kein Landnahme-Buch erzählt von den ersten Wernersreuthern, und dennoch können wir die Gründungsgeschichte aufblättern. Bei Kemnath und bei Waldsassen liegen zwei ältere, schon um 1200 bestehende „Wernersreuthen“. „Duas villas univocas“, die zwei gleichnamigen Dörfer, nennt sie ein Chronist. Aus jener Umgebung kamen unsere Erstsiedler und taufte unsern Ort als *drittes* Wernersreuth, weil es in seiner Lage zwischen Berg, Fluß und Waldhöhen den ersten, beiden glich. Aus den Ortschaften selber können sie nicht ausgewandert sein, die waren zu klein. Das Kemnather Wernersreuth z. B. hatte das ganze Mittelalter hindurch konstant 14 arbeitsfähige Bewohner, nicht mehr.

„Also zogen sie hohem Lande zu und kamen in eine Wildnis. Da gingen sie hin und her, sahen die Landschaft und fanden Holz, Brunnen, passende Lage — so daß sie sich niederließen“ (nach Alberti, I. 30). Sie benötigten eine Mulde mit Wasserlauf, der das Federvieh erfreuen, das Milchvieh tränken, den Dorfteich speisen sollte. Nicht das Tal der großen Elster wählten sie, deren Hochwasser Teichsdamm und Entlein wegreißen mochte, sondern das Seitentälchen zum

Lerchenpöhl hin, von wo ein bescheidenes, namenloses Bächlein („Dorfbach“) ostwärts der Elster zustrebt. Die Uferwiese am oberen Talende wurde Anger (Ortsplatz), an den beiden erhöhten Uferändern erstanden die Höfe und erhielten je einen Flurstreifen hinter dem Haus bergan.



Lageskizzen des Wernersreuth (I) bei Kemnath (oben) und unseres (III) Wernersreuth bei Asch (unten). Beide Ortschaften sind sehr ähnlich gelegen (Fluß, Wald, Berge, Straßenführung). Beiden ist ein „Unteres Dorf“ vorgelagert; das Bodengestein sichts zum Verwechseln gleich aus (Gneis, Basaltblöcke, Kiesel). Diese „Lage-Kopie“ war die Ursache für die Namensübertragung.

Nach diesem „Waldhufenschema“ wurden bei uns um 1200 fast alle Dörfer angelegt. Flurstreifen stehen zum Dorfbach wie die Rippen zum Rückgrat; am oberen Talende können sie auch im Halbkreis ausfächern. In *Schönbach*, in *Ober-Roßbach*, in *Rommersreuth* ist dieser Grundplan noch besonders deutlich zu erkennen.

Läßt sich, von unserer Lerchenpöhlkanzel, auch für *Wernersreuth* dieser Bauplan noch feststellen? Ja! Drunten blitzt der Dorfteich im länglichen Ortsplatz (Anger), den der Dorfbach durchfließt. Quer dazu, weit hinaus nach Niederreuth, Nassengrub und zum Robisch-Berg herauf, fächern alte Feldwege wie Fischgräten aus. Zwischen ihnen lagen die alten Flurstreifen schon zur Zeit der „Waldhufengründung“ um 1200. Wir betrachten sie genauer das nächste Mal.

Das Reihen- oder Waldhufendorf

Unsere Oberpfälzer Vorfahren reihten um 1200 ihre Höfe beiderseits eines Dorfbaches. Hinterm Haus wurde ihnen je ein Landstreifen (Hufe) bergan bis in den Wald zugeteilt. Also stehen diese *Waldhufen* vom Dorfbach ab wie Rippen vom Rückgrat. Häuptlings, um die abrundende Quellmulde, strahlen die Streifen fächerförmig aus.

Ist dieser Grundplan in Wernersreuth noch zu erkennen? Zwar wurden die Besitzverhältnisse mit der Zeit unübersichtlich. Aber noch heute führen alte Hohlwege fischgrätartig vom Dorfkern weg über die Fluren: einst Fuhrwege für je zwei Hufenbesitzer, folglich die alten Landstreifen begrenzend. Und aus dem Jahre 1785 besitzen wir ein Flurenverzeichnis, das mit den Feldweg-Rippen übereinstimmt.

Die Flureinteilung von 1785

Nach dem Familienarchiv der Reichsgrafen von Zedtwitz auf Oberneuberg-Elster hatte Wernersreuth im Jahre 1785 folgende Fluren: 1. Ortsplatz, 2. Herren-Flur, 3. Berg-Flur, 4. Loh-Flur, 5. Lerchenpöhl-Flur, 6. Lederers-Flur, 7. Zeidelweid-Flur, 8. Elsterflur, 9. Bühl-

Flur, 10. Niederreuther Flur, 11. Trift-Flur, 12. Wiesen-Flur, 13. Zinnberg-Flur, 14. Salerberg-Flur, 15. Tannig-Flur, 16. Himmelreich-Flur (Rogler 370).

Zwar ist dieses Schriftstück mit seinen 200 Jahren viel jünger als der Auftakt vor 800 Jahren. Aber ehemals blieben bäuerliche Größen erstaunlich beständig. Das Kemnather Wernersreuth hatte 1596 dreizehn Arbeitskräfte, und 1792 immer noch „13 hausgesessene Untertanen“! Mag es bei uns, während dem Zinnbau, sprunghafter zugegangen sein — die landwirtschaftlichen Einheiten blieben lange unangetastet.

Drei Siedlungskeime

Auf die Frage Pellars, wie „ganz Wernersreuth“ gegründet wurde, geben die Fluren eine dreifältige Auskunft:

1. „DAS DORF“, Alt-Wernersreuth in reiner Waldhufenform, umfaßt die Fluren von 2 (Herrenflur) im Süden bis 8 (Elsterflur) im Norden, wie ein halbes Zifferblatt um die zentrale Angerflur herumgelegt. Dieses schöne Pfauenrad wird geradlinig abgeschnitten von der alten Dorfstraße aus Niederreuth herauf, an den beiden Turnplätzen vorbei zum Kalten Eck. Östlich dieser Schnittlinie erkennt man an der Elster zwei andere Siedlungskeime.

2. „DAS UNTERDORF“ ist nämlich selbständig entstanden an der Elster, seinem eigenem Dorfbach. Denn an deren Talwiese setzen sich seine Waldhufen an (9, 10, 11), wengleich nur halbseitig an der rechten Böschung.

Ein selbständiger Ort muß doch einen richtigen Namen getragen haben? „Unteres Dorf“ scheint nur ein Verlegenheitswort, da ihm kein „Oberes“ als Bezeichnung gegenübersteht. Der wirkliche Name ist noch 1841 in der Wernersreuther Gemeindemappe bezeugt: RÖHTENBACH! (Rogler 386). (Nicht zu verwechseln mit dem Röthenbach an der sächsischen Grenze.) Von alters her geistert durch Urkunden ein herrenloses Wernersreuther „Rodenbach“, „Röthenbach“, „Redbach“, „Raytenbach“, oftmals auf den Salaberg bezogen. Man hätte erkennen sollen, daß

es sich dabei — in verschiedenen Dialektprägungen — um unseren Zwillingssort handelt. Die Untere Sorgmühle dort (Haus-Nr. 101 bzw. 71) hieß auch „Rothenmühle“ (Rogler 392). Schon 1653 saß laut Ascher Kirchbuch ein Adam Künzel in „Redbach“, an dessen Feldrain „oben“ die Wernersreuther Erlangen-Hut (beim Zinnberg) grenzte; womit das „Redbach“ als Unterdorf identifiziert ist.

Sogar der Gründer ist namhaft zu machen. Am 15. Juni 1135 zog im Gefolge des nordgauischen Markgrafen Diepold II. ein *Konrad von Raitenbach* aus der Regensburger Gegend (Mon. Egr. 52). Solche Männer „übertrugen ihre Namen auf Neugründungen in unserer Gegend, z. B. Raitenbach bei Wernersreuth im Ascher Kreis“, schreibt R. Richter in seiner „Heimatkunde des Ortes Erkersreuth“ 1950, S. 16.

Nach der Pest im 14. Jh. lag der Ort darnieder, wie Gottmannsgrün, Friedersreuth, Thonbrunn. Da verkauften die bankrotten Neuberger Ritter am 15. Juni 1413 alles an die Zedtwitze, auch die „Wüstung zu Raitenbach“ (Alberti I/124). Vom nahen Wernersreuther Schloß aus brachten dann die Neuen wieder Schwung in die von da an zu Wernersreuth gerechnete Ortschaft.

Karls des Großen Gründung

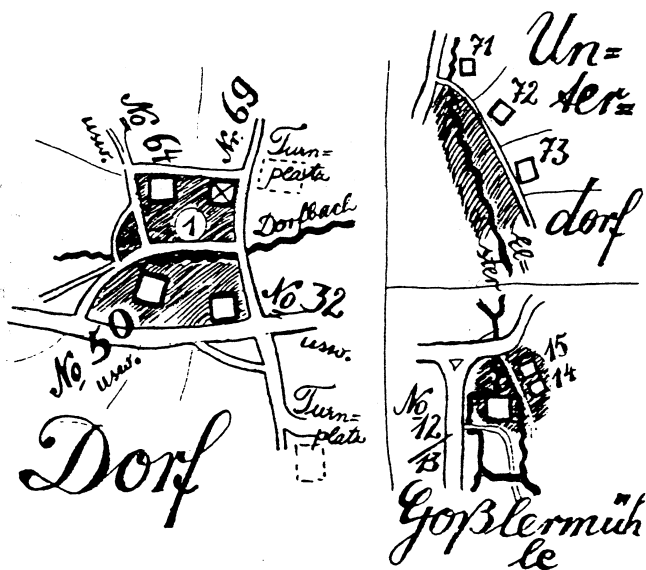
Lange vor der Waldhufen-Mode des 12. Jh.'s war die Siedlung *Klatschhausen* an der obersten Elster durch den Frankenkaiser 805 n. Chr. angelegt worden. (Vgl. Rb. April 84.) Das verdeutlichen die Fluren 13 — 16, weil sie sich nicht nach dem Waldhufen-Schema richten. Die oberpfälzischen Ankömmlinge stießen hier auf die Besitztitel der schon 400 Jahre lang dort ansässigen Franken und Sorben an Zinn- und Salaberg. Auch der karolingische Reichsforst (Himmelreich und Tannich) ward in jener Frühzeit schon festgelegt.

Inmitten dieser Paßstation stand die Goßlermühle (Haus Nr. 12), das rätselhafte „Salahaus“ (Rogler 389). Schon 1585 zahlte die Roßbacher Kirche an

einen „Goßler Müller in der Sahlmühl“ (Alberti I/244). Von Wasser umrauscht, stehen ihre Mauern offensichtlich auf einer frühgeschichtlichen Wallinsel, einstige Wehranlage. Doch darüber ein andermal — wir nützen die Kartenvorlage, um im Alt-Wernersreuther Ortskern, IM DORF, die Urhöfe zu lokalisieren.

Die vier Urhöfe des Ortskerns

Aus kleinen Anfängen ging unser zuletzt (1941) 1132 Einwohner starker Ort hervor. Vier Doppel-Herrenhöfe bezeugt die älteste Urkunde, der Teilungsvertrag der Zedtwitze von 1740 (bearbeitet von dem Thonbrunner Lehrer Beilschmidt). Auf jedem dieser „Groschengüter“ wirtschafteten zwei Herrenbauern — und tatsächlich liegen ja acht Fluren vor! (Zwar besteht das „Pfaunrad“ nur aus sieben Streifen, da der Ortsplatz (1) gemeinsam war; aber dafür ist ein Stück in Elsternähe (Schwedeneracker usw.) als „8a“ anzurechnen).



Die drei Siedlungskeime von Wernersreuth. Der (wahrscheinliche) Anbeginn bei den drei Wernersreuther „Siedlungskeimen“ Dorf, Unterdorf (= „Raytenbach“) und Klatschhausen (um die Goßlermühle). Die neuen, breiten Straßen sind wegzudenken, natürlich auch die erst 1785 gegebenen Hausnummern.

Wo standen diese vier Doppelhöfe?

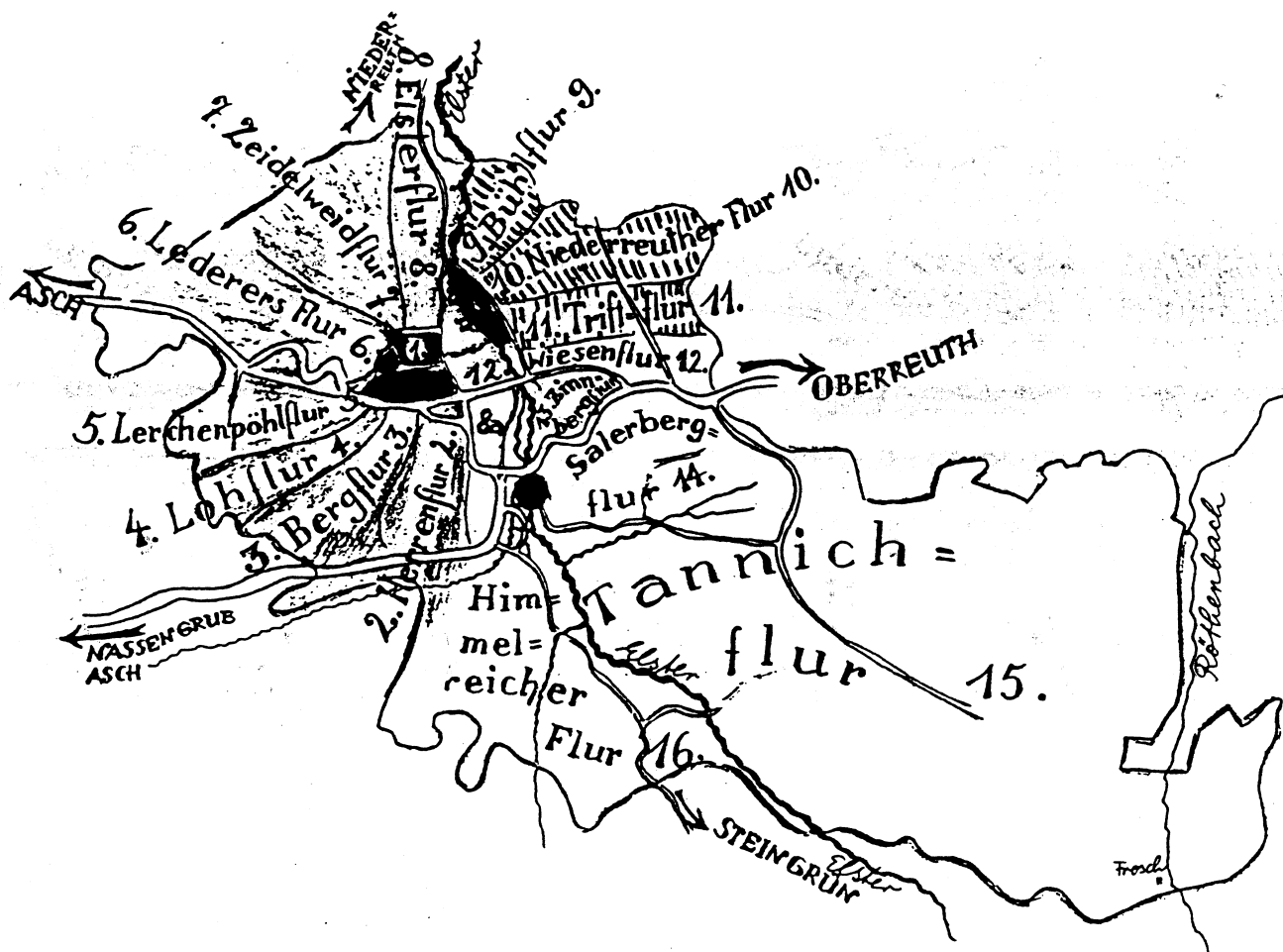
1. Jüngst bestand nur noch das „Schloß“ (Haus-Nr. 69), 1870 als „der gräflichen Familie Zedtwitz gehöriges Gut“.

2. Bis 1847 aber gab es deren zwei „obrigkeitliche Meierhöfe“. Bei dem zweiten handelt es sich um die verschwundene Haus-Nr. 32 (hinterm Feilerwirthshaus Nr. 31), gegenüber dem Schloß. Hier sind noch „Herrenkeller“, „Herrenscheune“ bekañnt.

3. Der dritte, „Berghof“, ist laut Rogler in der Häusergruppe um die Haus-Nr. 49/50 (Stadler, Künzel-Gowers) wiederzuerkennen. Dort saß auch der Bauer Robisch (Haus-Nr. 97); die „Bergflur“ liegt am „Robisch-Berg“.

4. Den vierten Urhof weiß niemand mehr. Spiegelbildgerecht müßte er wieder auf der Schloßseite drüben, bachaufwärts, gelegen sein. Hier hilft die Beobachtung, daß die Lederers Flur (6) einen Familiennamen, offenbar eines dort wirtschaftenden Alt-Bauern, bewahrt. Heute noch sind an der vermuteten Stelle, Haus-Nr. 64, „Lederer“. Das ist einer der ältesten Wernersreuther Familiennamen. Nicht nur, daß die Urkunde von 1740 schon zwei Lederer (Jakob und Johann) unter den 57 Haushaltungen, wenn auch nicht als Gutsbauern, anführt; schon 1637 bis 1649 trugen evangelische Wernersreuther in den Konfessionswirren vier Lederer-Sprößlinge zum Taufen nach Brambach (Günther Ehrhard, Ev. Taufen ... in den Kirchenbüchern von Radiumbad Brambach; Aussig 1936). Also dürfte sich die Höfegruppe am Laubhübel aus diesem vierten „Lederer-Urhof“ herausgezweigt haben.

Wenn auch die Namen wechselten, das vierblättrige Kleeblatt der Wernersreuther Alt-Güter steht fest. Aus ihnen wurden die vielen Besitztümer herausgeschnitten, auf denen dann unsere Ahnen im Schweiß ihres Angesichts wirtschafteten.



Die Fluren von Wernersreuth

Weinen könnte man, wenn man sich vorstellt, daß von dem Ortskern beiderseits des Dorfbachs heute kein Haus mehr steht. Die Teiche sind abgeflossen, Gestrüpp wuchert, selbst das „Schloß“ ist verschwunden. Die Vergangenheit scheint hier gänzlich ausgelöscht. Wenn man uns morgen zurückließe, könnte dennoch keiner mehr dort wieder anfangen, wo er aufgehört hat. (Höchstens ein Sommerhaus errichten, wie es heutige Bewohner von Asch links des Dorfbaches tun).

Und doch muß unsere Gemeinschaft für kommende Zeiten erhalten bleiben, über das Leben des Einzelnen hinaus. Langlebig wie eine Schildkröte, die die Menschenalter überdauert, sind die Ideen des Friedens und des Heimatrechts.

Haben im Ascherland jemals Slawen gesiedelt?

Im Jahre 1920 gab es im Ascher Bezirk neben den 36 286 deutschen Einwohnern sage und schreibe 183 Tschechen, zumeist von der Prager Regierung hierher versetzte ortsfremde Amtsträger. Seit Menschengedenken war das Ascherland rein deutsches Sprachgebiet, nur durch den willkürlichen Gang der Geschichte unter andere Hoheit gekommen.

Das schlechte Gewissen der Austreiber, dankbar für die abseitigsten Ausreden, griff gerne die Behauptung auf, ganz früher einmal wäre unser Land von Slawen besiedelt gewesen; demzufolge hätten Tschechen das „Erstgeburtsrecht“ in unserer alten Heimat. Da

Urkunden für dieses unsinnige Argument fehlen, suchte man in alten Orts- und Flurnamen nach sprachlichen Beweisen.

Im Ascherland, wo alle Ortsnamen einwandfrei von deutscher Zunge sind, ist dieses Bemühen — so politisch absurd es ohnehin ist — wenig aussichtsreich. Allerdings gibt es an der Bezirksgrenze zweimal den Namen „Prex“ (= Häuser), der wohl auf das slawische Wort „prěchoz“, d. i. „Übergang“, aus alter Zeit zurückgehen dürfte. Das hat besonders den jüngst verstorbenen Landsmann E. Bloss beflügelt, in Dutzenden von Ascher Flurnamen slawischen Bodensatz in oftmals verstiegenen Kombinationen zu vermuten, womit er berechtigte Ablehnung erntete. Freilich war auch diese Ablehnung begreiflicherweise nicht frei von Animositäten, und das ist der Grund, warum der Verfasser dieses Artikels einmal eine gewagte These von Ernst Bloss — zu seinem Andenken — zu untermauern sucht, rein hypothetisch und um der Objektivität willen. Unser Heimatrecht ist unbestreitbar und braucht keine Argumente zu fürchten. Darüberhinaus, so glaube ich, zeigt das Ergebnis dieses Aufsatzes, daß die deutsche Erstbesiedlung der Ascher Heimat auch dann nicht in Frage gestellt wird, wenn die eine oder andere Ortsangabe slawischen Ursprungs wäre. Das aufblühende Leben in den deutschen Rodungsdörfern zog nämlich (ähnlich wie erst jüngst wieder in der Bundesrepublik) Gastarbeiter an, die damals aus slawischen Gebieten angeworben werden konnten. Gerade dieser Vorgang würde deutlich machen, daß es der Deutsche war, der die Heimat „zum Kulturland machte“. (Heimatbuch S. 10 f.)

Wo siedelten Slawen?

Andererseits haben freilich in greifbarer Nähe vom 8. Jahrhundert bis ins zwölfte Slawen gesiedelt: erstaunlicherweise im Westen, im heutigen Oberfranken, z. B. um Rehau und Martinlamitz, wo es noch einen Ortsteil „Ulitz“ gibt, den man (— so auch Prof. E.

Schwarz —) aus slawisch „ulice“ (= Straße) erklärt. Es waren Sorben, eingesickert aus Thüringen, als die germanische Völkerwanderung Platz gemacht hatte. An Obermain und Saale bauten sie ihre kleinen Runddörfer in den Seitentälern, und prompt gibt es hier viele Bäche mit undeutschen -itz-Endungen: Ölsnitz, Selbitz, Göllitz, Lamitz, Kulmitz, Pulschnitz usw. Zu hochgelegen aber war den Sorben das Ascherland, der Bergboden zu karg für ihre hölzernen Haken. (Folglich erstreckte sich auch der Bachname Regnitz nicht in den Ascher Kreis hinein; seine Quellbäche wurden hier erst vom Deutschen mit Zinn-, Ziegen-, Wiesenbach usw. benannt — vgl. A. Ritter, Heimatbote 4/81).

Blossens slawistische Spurensuche auf Ascher Grund nötigte mir dennoch, ungeachtet der Irrtümer, wegen seiner persönlichen Redlichkeit Hochachtung ab: Er war eben auch ein fleißiger, bescheidener Ascher Mann, bei allem Eifer keineswegs stur, sondern Einwänden durchaus zugänglich. Ich will deshalb einmal seinen Vorschlag, die heimische Bezeichnung „Totschengasse“ („Dåutschngaß“) könnte von Slawen geprägt sein, weiterverfolgen — und sei es nur der Diskussion zuliebe, die ihn sicher gefreut hätte.

„Dotschengasse“ slawisch?

Bei Neuberg zwingt sich der Aeschbach durch eine Engstelle zwischen Burganlage und Hainrücken. Hier zieht sich auch die Dåutschngaß entlang, deren Name Bloss beschäftigt hat. Sie scheint zu heißen nach dem Filzschuh, „Dåutschn“ genannt; man versucht „Dotschen“ oder „Totschen“ zu schreiben. Mit dieser winterlichen Fußbekleidung kann man nur bei gefrorenem Boden nach draußen gehen. Eine Gasse, die außerordentlich lange frosttrocken ist, wäre folglich eine „Totschengasse“. Tatsächlich liegt die Neuberger Gasse im Bergschatten, und „erst spät erreicht die Sonne im Jahr die Häuser und nur für wenige Stunden am Tag“, so daß man dort, wie Rogler den Volksmund

zitiert, „nu na Kannastooch in Dãutschn“ gehen kann.

Aber eigentlich überzeugt das nicht. Wenn es „leint“, sammelt sich gerade in schneereichen Schattenwinkeln viel Nässe. Hören wir Bloss selber:

„Es handelt sich bei dem Namen Dãutschngaß um eine volksetymologische Erklärung, die vom Sprachforscher nicht ernst genommen wird. Das Volk ist immer bereit, eine Fabel zu erzählen, wenn es einen alten Namen nicht mehr versteht.

Alt ist der Name, denn er enthält die Bezeichnung ‚Gasse‘ im alten Sinn von ‚Hohlweg‘. Der Name stammt also noch aus der Frühzeit der deutschen Besiedelung und bezeichnet ein Stück eines uralten Verkehrsweges. Aus dem Oberen Vogtland verlief ein ältester Nord-Süd-Weg westlich von Bad Elster an Roßbach vorbei über die Thonbrunner Juchhee Richtung Asch und Eger ... Dieser Höhenweg mußte unterhalb Neubergs das Tal auf einem Knüppelweg überschreiten, dort wo zuletzt noch der lange Holzsteg über die versumpfte Au ging, an den sich Ascher Spaziergänger noch gut erinnern. Hier bog nun der Nord-Süd-Weg einige hundert Meter weit scharf nach Westen um, damit er alsbald in der alten Richtung entlang der Hain auf Asch zustreben konnte. Dieses Drehungsstück heißt Dãutschngaß (Totschengasse). Es besteht kein Zweifel, daß das ‚Totschn‘ auf slawisch ‚točna‘ (= Drehung, Windung) zurückgeht.“

Was soll man davon halten? Angenommen, daß Bloss hier recht hätte — konnte ein slawisches Wort in deutschen Ohren festwurzeln, wenn die Slawen hier (unbestritten) gar nicht seßhaft waren, sondern sich höchstens auf der Durchreise untereinander mit ihren Bezeichnungen orientierten? Soll man (scherzhaft gesagt) annehmen, sie hätten Straßenschilder an die Bäume genagelt oder fliegenden Geographieunterricht erteilt?

Glücklicherweise ist die Neuberger

Dãutschngaß nicht die einzige im Bezirk. Es gibt drei weitere: in Thonbrunn, Schönbach und Wernersreuth. An ihnen muß sich die Bloss'sche These überprüfen lassen. Auf allen drei Gassen müßte es demnach erstens um die Begehbarkeit mit „Dãutschn“ schlecht, zweitens um „Schwenkungen“ auffällig gut bestellt sein!

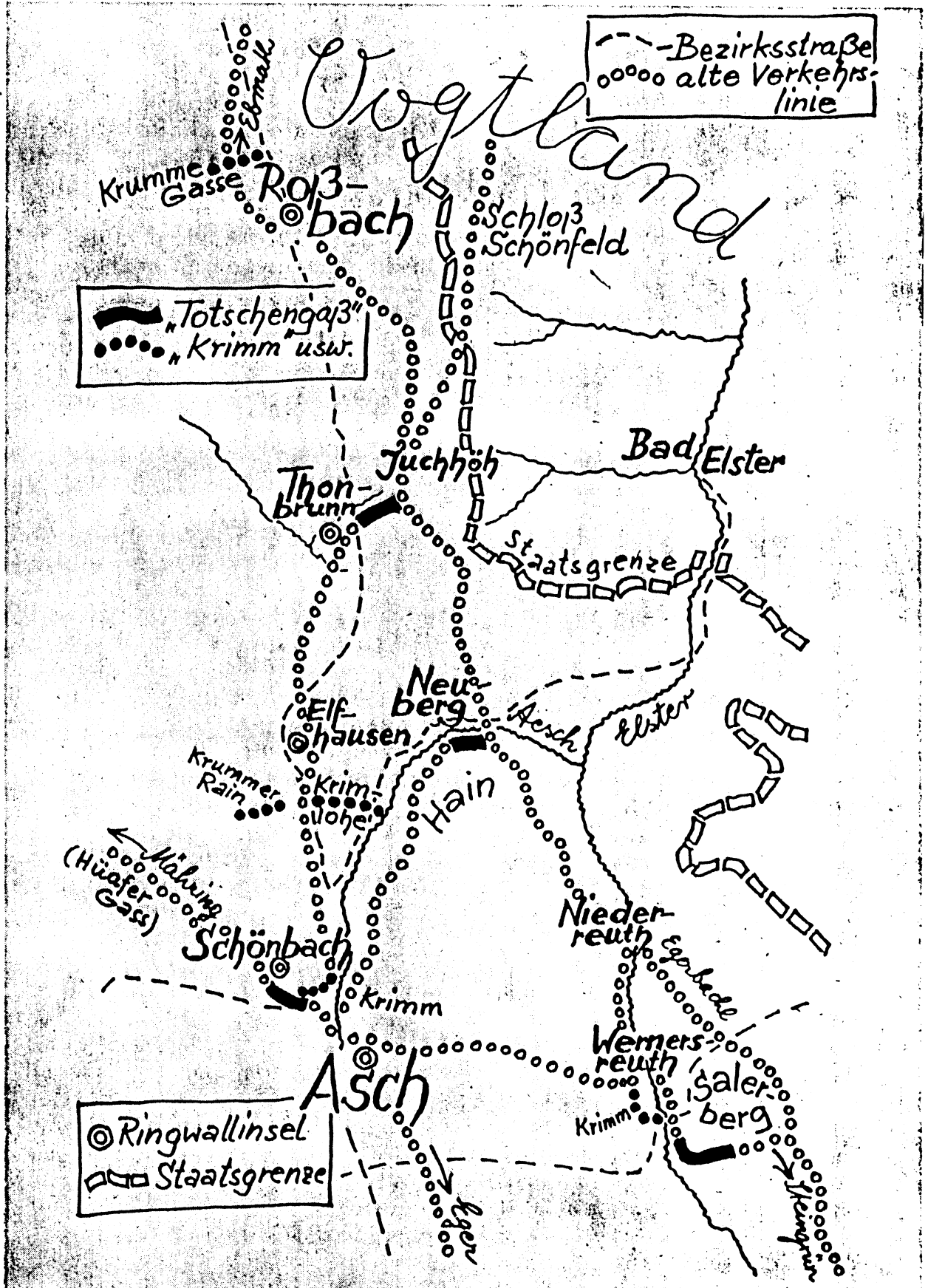
Thonbrunn, Wernersreuth, Schönbach

Tatsächlich bekommt man in den Dãutschgassen mindestens ebenso rasch nasse Füße wie auf anderen Wegen. „Die Thonbrunner Dãutschngaß“, so Ernst Fuchs, „liegt nur beim Gasthaus Grüner Baum im Schatten von Kastanienbäumen, die aber weit in den Frühling hinein ja kein Laub tragen. Die letzten 50 m säumt einseitig ein Fichtenbestand. Sonst wird sie in ihrer ganzen Länge von etwa 400 m von keinem Baum, geschweige von einem Berg beschattet.“ Am Südwesthang gelegen, ist sie somit der Sonne ausgesetzt und für Filzdotschenabenteuer ungeeignet.



Die Thonbrunner Dãutschngaß, nach einem Aquarell von Ernst Fuchs.

Die Wernersreuther Dãutschngaß führt von Klatschhausen auf die Hut (als Häuserzeile zu sehen im Rb. Juni 82 S. 67). Sie liegt an der Sonnenseite des Salerberges, und bei Frühlingsausbruch fließt dort zuerst das Schmelzwasser. Ich habe jedenfalls niemand sagen hören: „Kumm, låu dei Dãutschn oa, mir gãngan in d' Dãutschngaß!“



Auffällig ist, daß immer alle Däutschgassen an diesen Fernverbindungen liegen, und zwar immer als wichtige Abbiegungen:

Die Thonbrunner zweigt bei der Juchhöh rechtwinklig in den „uralten Weg nach Elfhausen“ ab (Alberti, Beiträge 22).

Die *Schönbacher* Däutschngaß befindet sich am Steinernen Kreuz. Sie ist ein Abschnitt der uralten „Hüafer Gaß“, der wegen einer einstmals felsigen Engstelle auch „Gänskrogn“ benannt wurde. Die einen sagen, Däutschngaß und Gänskrogn liegen hintereinander, andere, wie H. Schwesinger (der dort wohnte), „sie sind dasselbe“. Konnte man nun dort besonders gut in Däutschn gehen? Keineswegs! Die ganze Hüafer Gaß war einst der tiefste Hohlweg im Ascher Ländchen. „Da er im Winter tief verschneit war und erst im Lenz ausgeschort wurde, mußte in der Winterzeit rechts oben die sogenannte Winterschlåu benutzt werden“ (Rogler). Tiefschnee und „Wiedwaah“ sind das Letzte, worein man mit Däutschn tappt!

Die Totschengassen schwenken zur Seite

Frappierend wird Blossens Vermutung aber bekräftigt, wenn man in die Landkarte die uralten Verkehrswege zeichnet (vgl. H. Hofmann, *Alte Straßen*, Rb. 30, Mai 53 ff.). Diese führten wegen der sumpfigen Täler meist über die Höhen. Stationen waren die Ringwallinseln und Burgen usw., in Roßbach, Thonbrunn, Elfhausen, Asch (Stein), Öd, Haslau; daraus ergibt sich ein Nord-Süd-Weg vom Vogtland über Roßbach oder Schloß Schönfeld bis nach Eger. Ein zweiter, noch 1740 urkundlicher „Egerweg“ ging über Neuberg, Niederreuth, erklimmte die Wernersreuther Zinnberg- und Kalkofenhöhe (so kommt Niederreuth zu „Egerbachl“ und „Egerpaß“). Weiter ging's durch den Tannich, wo eine Anzahl Hohlwege nebeneinander nach Steingrün weisen (wenn ein Hohlweg zu tief wurde, fuhr man nebenher). Auch Steingrün besaß vermutlich eine Wallinsel. Dieser „ausgesprochen alte Höhenweg“ (Rogler, *Alte Wege vom Egerland ins Vogtland und Regnitzland*, Rb. 14. Nov. 53 ff.) bot den Neippergern eine unauffällige Schnellverbindung abseits vom Ascher Hauptstrang nach Süden.

Eine nordwestliche Fernverbindung ins Regnitzland („Hüafer Gaß“) wird markiert durch die Wallinseln in Schönbach und Mähring.

Die *Schönbacher* macht die große Drehung ins Regnitzland. Die Wernersreuther schließlich ist Querstück zwischen dem Neipperger Schleichweg und dem Ascher Strang, ähnlich wie die Neuberger Gasse.

Alle Totschengassen erscheinen als Drehscheiben im uralten Verkehrsnetz: das kann schwerlich Zufall sein. Die Bloss'sche Gleichsetzung mit dem slawischen „točna“ = Drehscheibe wird dadurch recht naheliegend.

Wo bleiben die Deutschen?

Also wären hier Slawen tonangebend gewesen, und die Deutschen hätten sich den bestehenden Wegenamen anpassen müssen (wobei sie die fremden Namen später natürlich mißverstanden)?

Im Gegenteil! Die betreffenden Stellen sind mit unbestreitbar deutschen Namen verbunden, die urkundlich sind (was freilich noch nicht alles besagt): dieser unbestreitbar deutsche Name lautet „Krimm“.

Auffälligerweise liegen nämlich nahe den Däutschengassen Wegstücke, die „Krimm“ (= Krümme) heißen. Die Wernersreuther Totschengasse diente früher als Triftweg zur Hutweide. Am dorfseitigen Elsterufer, beim Gottesacker, heißt dieser Triftweg „Krimm“. Er macht dort ein scharfes Knie, aber das dürfte allein ursprünglich vielleicht nicht das Entscheidende gewesen sein. Es gibt ja überall Kurven; doch in älteren Urkunden tauchen „Krümmen“ nur bei Abzweigungen von den Altwegen auf. (Wernersreuther Urkunde von 1785). Auch in nächster Nähe zur *Schönbacher* Däutschngaß wird ein Teil des Kirchsteiges als Krimm bezeichnet (Rogler). Als einer der ältesten Flurnamen ist aber außerdem schon 1290 auf Schönbach/Neuberger Flur die „Krim-Loe“ erwähnt. „Höchstwahrscheinlich ist es die Sorger Loh“ (Rog-

ler). Sie stellt eine ideale Querverbindung zwischen der Ascher und der Neuberger Nord-Süd-Parallele der Urstraßen dar! In gerader Fortsetzung dieser Querverbindung findet sich ein „Krummer Rain“. Normalerweise hätte ich achselzuckend gesagt: Warum soll ein Rain nicht einfach krumm sein und heißen dürfen? Doch wieder führt er von der Urstraße zur Seite als Abkürzung auf die Höfer Gasse zu, Richtung Mähring.

Schließlich die „Krumme Gasse“ bei Roßbach! Sie führt von der alten Ebmather Straße quer über die Einöd, nach H. Hofmann als Abzweigung zu einer vermuteten alten „Höhenstraße über den Kaiserhammer nach Regnitzlosau“ (Rb. 20, Juni 53).

Alle „Krümmen“ und „krummen Gassen“ sind also, wie die Totschengassen, Querstücke zu den Urstraßen; oft so auffällig zu diesen benachbart, daß man die Möglichkeit nicht von der Hand weisen kann, sie hätten einstmals dasselbe bezeichnet — das eine auf deutsch, das andere auf slawisch. Wenn dem so wäre, dann bewoist der urkundliche Beleg von 1290 (Krim-Loe), daß die deutsche Bezeichnung von der ersten Besiedelung an bestand. Nichts deutet auf eine slawische Priorität hin. Wie soll man sich dann aber die nachträgliche slawische Namengebung vorstellen?

Sorbische Gastarbeiter

Früher seßhafte Slawen hätten auch abseits der Altstraßen Spuren hinterlassen müssen — doch solche fehlen. Slawische Jäger und Fischer (auch an solche hat man gedacht), die nur sommers in das wildreiche Hochland gestiegen wären, kommen aber als Namengeber ebenfalls nicht in Frage: sie hätten gar nicht die Straßen benutzt; Wildtöter schlagen sich querfeldein durchs Gelände.

Es gibt aber eine Erklärung, die meines Wissens noch nicht vorgebracht worden ist. *Berufsmäßiger Fernfahrer* mußte jemand sein, der sich so sehr um Abzweigungen zu kümmern hatte, daß er ausgerechnet sie ausschließlich

benannte! Tatsächlich haben sich im deutschen Osten die Fuhrleute vorzugsweise aus Slawen rekrutiert. Daher die vielen slawischen Lehnwörter aus dem Fuhrwesen: Peitsche (sorbisch), Kummel (polnisch), Kalesche (polnisch), Droschke (russisch). In einer pommerschen Hofordnung von 1575 begegnet das Wort Kalesche zum erstenmal in der Zusammensetzung „Koleschenknecht“. (Auch unsere Mundart spricht es so aus: er ist „kolescht“, d. h. geprescht.) Offenbar haben dann auch die deutschen Ritter in unserer Region sorbische Fuhrknechte eingestellt. Der deutsche Bauer hatte ja für Überlandfahrten gar keine Zeit: das Vieh war ständig zu versorgen, täglich wartete unaufschiebbare Arbeit. Die Slawen aber waren als Roßknechte in den Reiterschwärmen der asiatischen Awaren in den Westen gekommen und besaßen Pferde-Sachverstand.

So läßt sich ein Bild entwerfen, das unserer Gastarbeitersituation ähnelt. Für Arbeiten, zu denen keine eigenen Kräfte verfügbar sind, holt sich eine florierende Wirtschaft Fremdarbeiter (heutzutage aus Italien für das Gaststättengewerbe, im Ascher Bezirk um 1910 hauptsächlich für den Straßenbau) usw. So wurden wohl ab dem 12. Jahrhundert für Ferntransporte Sorben aus dem Regnitz- und Vogtlande angeworben. „Ein Wirtschaftswunder Asch im 13. Jahrhundert“ (Rb. April 80, S. 38) hat es ja gegeben, „denn auf der Handelsstraße Plauen-Eger entwickelte sich bald ein reger Warenverkehr.“

Natürlich ergab sich mit den sorbischen „Gastarbeitern“ keine Sprachmischung — so wenig wie heute mit den italienischen. Doch mag hie und da ein Spezialausdruck haften geblieben sein. Wie wir in einem italienisch geführten Lokal nicht Nudeln, sondern Spaghetti bestellen, so wird man zu den Sorben auch mit ihrem Spezialausdruck geredet haben: „Fahrt geradeaus bis zur ‚Krummen Gasse‘ — wo ihr ‚Točena Gasa‘ sagt — also Totschen-Gasse.“

Die sprachliche Herleitung

Entscheidend ist natürlich, ob sich

ein solcher sorbischer Originalausdruck rekonstruieren läßt. An der Saale war die obersorbische Sprache im 12. Jahrhundert bereits im Verklingen. Das Sorbentum konnte sich bis heute nur in der Lausitz (obersorbisch) und im Spreewald (niedersorbisch) erhalten. Bemerkenswerterweise haben die Sorben das deutsche Wort „Gasse“ in ihre Sprache entlehnt: „gasa“ bedeutet bei ihnen auch Hohlweg (obersorbisch später „hasa“), wie bei uns, wo die „Gasen“ ursprünglich Hohlwege sind.

Auch ein Wort „točeny“ = gedreht, gekrümmt (Jakubaš, Obersorbisches Wörterbuch) existiert und wurde von alters her auf Straßen- und Flußabzweigungen angewendet. Somit läßt sich die „Gekrümmte Gasse“ rekonstruieren als „Točena Gasa“, was der „Totschengasse“ lautlich so nahe wie möglich kommt.

Die Sorben pflegten auch tatsächlich solche Namen zu bilden. Im Spreewald, wo die Flußarme („Fließe“ genannt) oft im rechten Winkel zueinander laufen, heißt ein Spreearm „Totzke-Fließ“, mit dem niedersorbischen Wort „Tocka“, das zumindest der Volksmund mit „Abbiegung“ übersetzt.

Bleibt noch die Frage, wie sich diese Lautung in die Ascher Mundart einfügte. Schwierigkeit macht nur das „o“, das bei uns nur dann zu „äu“ wurde, wenn es lang gesprochen wird (Ohr = „Āua“). Das slawische „o“ ist aber eigentlich kurz zu sprechen. Doch es gibt in unserer Mundart einige Wörter, die trotz kurzem „o“ ein „äu“ bekamen: Otter („Āutter“) usw., und, besonders zum Oberfränkischen hin, „Vogt“, das in alter Aussprache „Vāugt“ heißt.

Mit dem „Vāugt“ wären wir auch wieder beim Vogtland, aus dem die sorbischen Fuhrleute angeheuert werden konnten.

Diese Fremdarbeiter-Theorie erklärt schließlich, wie eine andere slawische Wegebezeichnung, „Prex“ (= Übergang), an zwei Stellen der Bezirksgrenze, in unseren Namensschatz eingehen

konnte. Auch diese Stellen sind markante Punkte auf Altstraßen, auf denen die sorbischen Dienstleute fuhrwerkten oder — anfangs — die Saumpferde ihrer Auftraggeber führten. Eine slawische Besiedelung braucht deshalb nicht angenommen zu werden.

* * *

Die Hausnumerierung

Bei unserer Ortsbegehung stehen wir gerade im südlichsten Ortsteil Himmelreich, wo es die niedrigsten Hausnummern, von Nr. 1 angefangen, gibt. Einst marschierte nämlich von hier aus eine Zähl-Kommission durch das Dorf und teilte die Nummern zu.

Hausnummern können auch anders entstehen: indem sie anwachsen, wie die Häuser nacheinander erbaut werden. Dann kann man daraus später das Alter der Gebäude schätzen. Doch der Fremde findet sich schwerer zurecht, weil aufeinanderfolgende Nummern nicht nebeneinander liegen müssen. Werden dagegen die Anwesen systematisch durchnumeriert wie angetretene Turner, freut sich der Briefträger; doch erfährt man hinwiederum nichts über ihre Alters-Staffelung.

In unseren Dörfern sind nacheinander beide Verfahren angewandt worden. Im Jahre 1771 wurde der Häuserbestand systematisch beziffert. Nach diesem Stichtag wuchsen die weiteren Nummern so, wie dazugebaut wurde.

Vorher hatte es gar keine Hausnummern gegeben. Man behalf sich wie in einem Kaufbrief von 1720: „zwischen Michael Wettengels und Lorenz Fleißner Tischers innen gelegnem Fronhaus“ (Alberti III, 97). In jener Zeit herrschte Maria Theresia samt ihrem Sohn und Mitregenten Josef II. Deren Habsburgerreich war zweimal erschüttert worden durch Kriege mit dem preußischen König Friedrich dem Großen, der ihnen Schlesien entriß (vgl. dazu unser lokal berühmtes „Gefecht bei Himmelreich“ 1759). Nun wollten sie den Staat durch Reformen festigen.

So erging Befehl am 25. Okt. 1764 an die Herren des Ascher Gebiets, sie sollten ihr Salz auch nicht mehr aus den preußischen Salzwerken von Halle, sondern, „wie alle böhmischen Landsassen, aus den österreichischen Erblanden beziehen“. Das faßten die Zedtwitze als Angriff auf ihre Freiheiten auf; sie protestierten und flohen nach Elster. Nun rückte ein Militärkommando auf ihre Gutshöfe mit der Drohung, es werde

sich nötigenfalls alle 14 Tage um fünf Mann verstärken. Daß es dabei um mehr ging als um Salz, eben darum, die „reichsfreien“ Zedtwitze samt dem evangelischen Ascherland endgültig an die Habsburger Monarchie zu binden, ist von den Autoren *Alberti* (III, 90 und 97), *Grüner* (Rb. Okt. 67), *Ritter* (Roßb. Heimatbote Ostern 75) und *Tins* („Religion oder Salz?“ — Heimatbuch 31 ff.) ausgezeichnet dargestellt worden.

Die Reibereien dauerten bis in den März 1771. Da erschien eine obrigkeitliche „Conscriptions-Commission“ und machte reinen Tisch. Sie ließ den Oberpfarrer *Loeber* ein Verzeichnis aller Einwohner erstellen und setzte nach einer Viehzählung den Salzbedarf auf 903 Fäßchen fest.

Diese Kommission vollzog nun im selben Jahr die erste Häusernumerierung im Ascherland, gültig bis heute.

Ich stelle mir die Hohe Kommission vor, wie sie persönlich, mit Kreide bewaffnet, durch rauschenden Wald am Schwarzweberhaus vorbei das Wernersreuther Gemeindegebiet oben in „Himmelreich“ betritt. Hoffentlich haben alle festes Schuhwerk an, die Elsterwiesen sind noch sehr naß im März ... Dem Johann Nicol Hädler schreiben sie die Nr. 1 an die Tür.

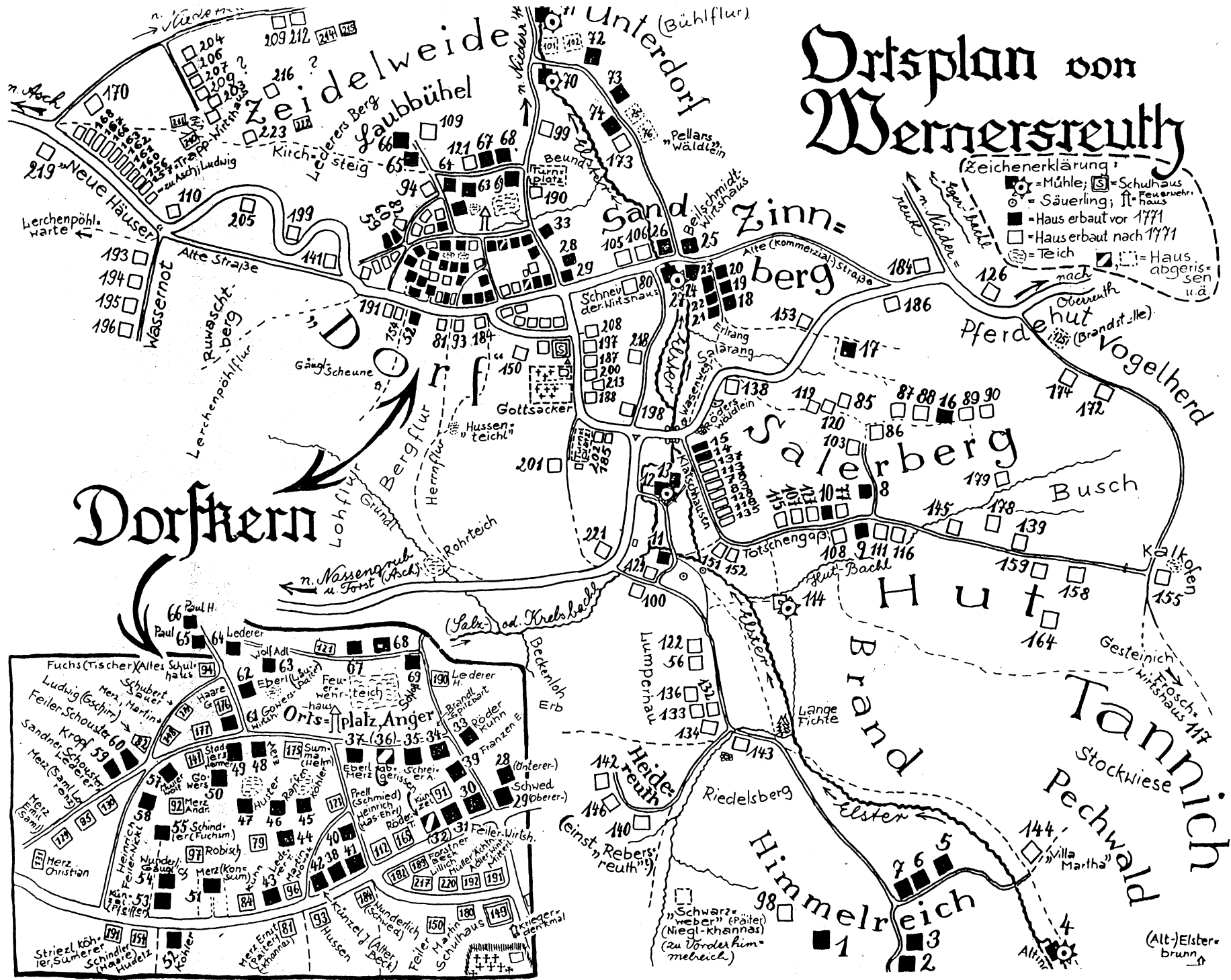
Die Ortskarte von Wernersreuth

zeigt, wie sie dann über den Himmelreicher Bühel hin und her zogen. Ich habe alle damals schon stehenden Häuser mit schwarzen Würfeln gezeichnet, dagegen die später hinzugekommenen, die sie also noch nicht vorfanden, mit weißen. So kann man verfolgen, wie sie nun weit hinüber zur Hut marschierten (Nr. 8, 9, 10), dann hinab zur Elster und Goßlermühle (11—15), wieder den nördlichen Salerberg hinauf (16, 17), hinunter zum Sand (18—27) und von da aus schließlich ins „Dorf“ hinein!

Hier ging es, angefangen beim „Unteren Schwed“ Nr. 28, mehrmals in engen Schlangenlinien auf und ab zwischen der Fernstraße oben und dem Angerweg unten. Zunächst also von oben (29—32)

Ortsplan von Wernersreuth

- (Zeichenerklärung)
- = Mühle; = Schulhaus
 - = Säuerling; = Feuerturm
 - = Haus erbaut vor 1771
 - = Haus erbaut nach 1771
 - = Teich
 - = Haus abgerissen u.d.



hinunter und unten entlang am Bächlein bis Nr. 37. Hier, am heutigen Feuerwehrhaus, wurde wieder bergauf geschwenkt. Da müssen einstmals auch die — jetzt wegverlegten — Ziffern 38 und 39 bestanden haben — denn die „Commission“ macht keine Sprünge! Nun die Vierziger-Zahlen, an den Köhlers- und Husters-Teichen vorbei bis zum Stadler-Beck. Vom Gowers („Schrammel-“) Nr. 50 an macht die Fünfziger-Dekade ihre Schleife über die Straße (Nr. 52) und wieder hinunter zum Anwesen Kropf. (Die fehlende Nr. 56 wurde vom „Wold-Feiler“ auf den Lumpenhau verpflanzt). Die Sechziger-Reihe führt hinüber auf den Laubbüchel und zum „Schloß“. Endlich ging's ins Unterdorf, wo man mit Nr. 76 fertig war.

Kaiser Josef II. inspizierte sein neu geordnetes Reich persönlich. Am 4. Okt. 1779 vermerkt sein Tagebuch: „Von Asch ritten wir über Wernersreuth, Oberreuth und Brambach, dieses ist schon Sachsen, nach Fleißen“.

76 Häuser standen also damals im Jahre 1771. Was danach zwischen den Schlangenweg der Kommission hineingebaut wurde, bekam seine Nummern in der Reihenfolge der Erbauung bis zuletzt.

Als im Jahre 1786 Pfarrer *Loeber* sein „Namen- und Nummernbuch“ vervollständigte, war der Ort bereits auf 92 Nummern angewachsen, hauptsächlich auf dem Salerberg. Unser verstorbener Gemeindebetreuer *Emil Prell* (Schmied) hat in der Vertreibung bei einigen Häusern das Erbauungsjahr aus eigenem Wissen notiert: z. B. Nr. 113 (1865); Nr. 149 (Schulhaus) (1896); Nr. 164 (1902); Nr. 175 (1908); Nr. 180 (1910); Nr. 182 (1911). Danach wurde 15 Jahre lang kein Haus errichtet bis lange nach Kriegsende: Nr. 183 (1926); Nr. 204 (1934); Nr. 213 (1937); Nr. 223 (1943). Dieses ist das letzte von einem deutschen Einwohner erbaute Haus in Wernersreuth.

Heute sind die meisten außenliegenden Ortsteile dem Erdboden gleich. Doch werden jüngst gerade die ältesten Stein-

Fundament-Reste säuberlich restauriert und als rustikale Teile in neuerbaute Sommerhäuschen einbezogen. Es ist nicht zu sagen, was schmerzlicher ist: das oder die gänzliche Wildnis.

Du fährst hinüber in das alte Land,
das vierzig Jahr' als Bild dir eingebrannt:
wie sich die Häuser an den Berghang
schmiegen,
darüber Schattenbäum' die Kronen wiegten,
in Feierabend-Tür der Weber stand.

Du reibst das Aug', als hättest du geträumt:
leer ist die Bühne, alles abgeräumt;
nach den Bewohnern auch das Heim
verschwunden.

Durch Traktorräder kreuz und quer
zerschunden
sich wüster Hügel in die Wolken bäumt.

Zwar ist nicht ganz verwischt jegliche Spur.
Wohin der Leiterwagen einstmals fuhr
in Dämmer-Scheun' mit reifen Ernte-
Mahden:

da wuchert Buschwerk nun auf Schutt-
Quadraten,
die zog der Untergang mit Maurers-Schnur.

Doch sonst: die Bühne leer, das Spiel
vorbei.

— Brennst endlich nun ins Hirn die
Wüstenei,
und löschst das alte Bild aus deinem
Wissen!?

— Doch kaum dich abgewandt, stehn wie
Kulissen
vorm innern Aug' die Häuser auf in Reih'.

Solang das Heimatbild mir nicht entrissen,
kämpft Untergang mit solchen
Hindernissen:

als ob Zerstörtes unzerstörbar sei.

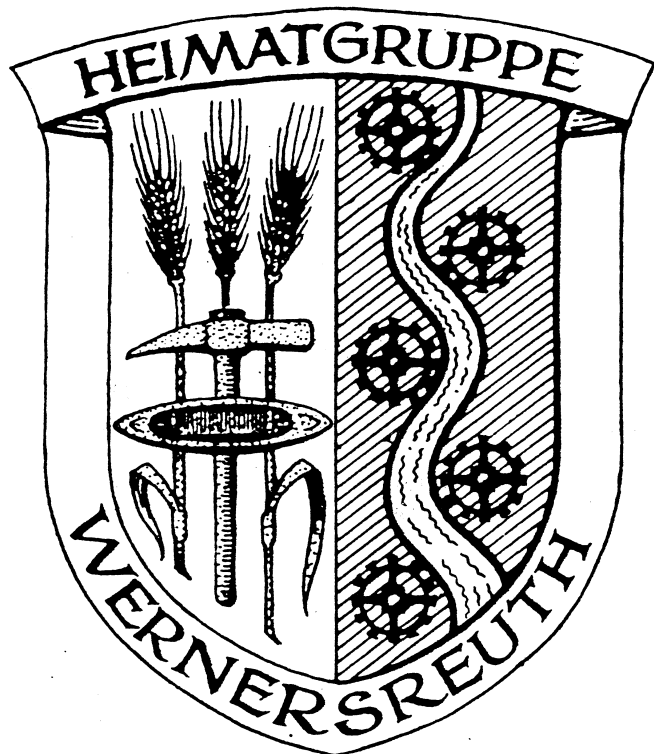
Zu unserem Ortsplan haben beigetragen: Ernst Martin, Elfriede Stenz geb. Prell und Schwester Ilse, Fanny Neumann, Albin Fuchs, Richard und Albin Braun, Hermann Flauger, Lydia Wilfert, Alfred Schreyer u. a.

Unser Kunstmaler Robert Schreyer hat vorgeschlagen, die Ortschaft in ihrer wahren Häuser-Gestalt zu zeichnen. Zu diesem wahrhaft riesigen Werk wäre die Mithilfe aller (durch Fotos) usw. vonnöten.

Ortschaftswappen

Das Wappen der Heimatgruppe Wernersreuth hat unser Künstler Robert Schreyer entworfen, der sowohl von seinem musikalischen Können („Gowerschrammel“) wie von seinem zeichnerischen (Wernersreuther Geländeskizzen) erst kürzlich wieder Proben abgelegt hat. Daß er sich schon daheim als Kunstmaler betätigte, beweist das Foto rechts unten: „1941 beim Abmalen der Goßlermühle“ (Das Ölbild ist gerettet).

Heute weiß er sich vor örtlichen Aufträgen (Kirchenrestaurierung, Vereinseembleme usw.) in Bad Orb oft nicht zu retten; jedenfalls ist er schwer am Telefon zu erreichen.



Zu dem Ortswappen-Entwurf gibt er folgende Beschreibung:

Gestalt: Gotischer Schild, halbiert

links: Auf grünem Grund die silberne Elster, fünf Mühlräder

rechts: Auf silbernem Grund drei goldene Ähren, davor ein Maurerhammer und ein Weberschiffchen, beide in Gold; Zeichnungsfarbe: schwarz

Zu den Farben: Schwarz-Gold ist der Löwe der Vögte von Plauen, grün, silbern sind zwei Farben des Egerlands.

Zur Bedeutung: Wernersreuth als oberster Ort im Elstertal besaß fünf Mühlen. Korn, Maurerhammer und Weberschiffchen bezeichnen die Haupterwerbszweige unserer Heimatleute.

Leitwort: Das Gold unsrer Heimat war die Arbeit!

Die Dreizahl der Ähren soll aber auch über Wernersreuth hinaus die enge Verbundenheit der drei ursprünglichen Bauerndörfer am oberen Elstertal symbolisieren: Oberreuth, Wernersreuth, Niederreuth.

Dieser letzte Satz gibt zu der Überlegung Anlaß, ob sich die „drei Reuth“ nicht zusammenschließen sollten zu einer engeren Heimatvereinigung. Ohne Umstände, d. h. wir bitten unsere Nachbarorte (auch nicht genannte), womöglich sich mit uns zu treffen.

Unser Kunstmaler entwirft schon noch mehr Wappen.



Seitdem die Wernersreuther Gemeinschaft auflebte, erfahre ich nach jedem Artikel etwas dazu Passendes. Als sehr schwierig gestaltet sich trotzdem die Rekonstruktion der *Gemeindevorstände* — vielleicht weil man alles Politische vermeiden möchte. Das soll selbstverständlich auch so gehalten werden — und uns doch nicht hindern, auf das damalige Geschehen neutral zurückzuschauen.

Wernersreuther Gemeindevorstände

Die im Januar-Rundbrief 1986 gebotene Liste der Gemeindevorstände sieht erweitert so aus:

ca. 1896—1900:

Vorsteher: Johann Beilschmidt, Gastwirt (Nr. 25)

Gemeinderäte: Johann Müller, Kapellmeister und Landwirt (Nr. 39); Johann Robisch, Landwirt (Nr. 97); Adam Fuchs, Landwirt.

1900—1918:

Vorsteher: Johann Müller, Kapellmeister und Landwirt (Nr. 39) (Vgl. Jänner-RB 1986)

1918—1930:

Lorenz Wagner, Gastwirt (Nr. 15) (Vgl. Jänner-Rb. 1986); Stellvertreter: Gustav Beilschmidt, Gastwirt (Nr. 25)

ca. 1930—1932:

Eduard Merz, Maurer und Konsumverwalter (Nr. 51). Gegenkandidat war damals Ernst Merz, Landwirt, Zimmermann und Musiker (Nr. 48).

ca. 1932—1935:

Johann Künzel, Landwirt (Nr. 53)

ca. 1935—1938:

Gustav Beilschmidt, Gastwirt (Nr. 25)

ca. 1938—1941:

Simon Feiler (Nr. 150)

ca. 1941—1945:

Julius Lederer (Nr. 31)

um 1955 herum:

Erwin Jung (als einer der wenigen in der Heimat Verbliebenen, unter tschechischer Hoheit).

Zeugnisse

Von dem Gemeindevorsteher Eduard Merz fand sich ein Dokument aus dem Jahre 1931 mit Stempel und Unterschrift.

In der ersten tschechoslowakischen Republik mußten nicht nur alle Notariatsurkunden nach zweisprachigen Vordrucken erstellt werden; auch die Gemeindestempel waren mit der deutschen und der tschechischen Version der Ortsnamen, je zur Hälfte, ausgestattet.

Interessant ist, daß die Vorsteher regelmäßig diesen Stempel mit der deutschen Hälfte nach oben verwendeten!

Schon die Sprachenverordnung von 1880 im alten Österreich hatte die Doppelsprachigkeit auf öffentlichen Hinweisen eingeführt. Im Fleißener Heimatbuch (S. 72) ist dazu zu lesen: Die (Orts-)„Tafelrn“ waren gewöhnlich aus solidem Gußeisen, mit erhabenen Lettern wie für die Ewigkeit. In Österreichs Zeiten oben die deutsche Inschrift, darunter, durch einen Grat getrennt, die tschechische. An den vier Ecken dekorativ ausgespart der Platz für die Löcher der Schrauben ... Was machten tschechische Eiferer nach 1918? Sie frästen die eisernen Tafeln durch, versetzten den tschechischen Teil nach oben, den deutschen nach unten, derart, daß die Löcher nun nicht mehr in den Ecken lagen, sondern sich paarweise am Schnitt gegenüberstanden. Ein oft belächeltes Kuriosum.

Der Vorsteher Johann Künzel

Bis in unsere Zeit lebte der gute Ruf des Vorstehers Johann Künzel, genannt Pfeiffer-Johann, von Haus-Nr. 53. Ihm soll nun auch hier ein Ruhmesblatt aufgeschlagen werden.

Aus dem Jahre 1975 berichtete Ernst Martin: „Auf einem Nürnberger Sudentreffen begegneten sich einige Wernersreuther, darunter der Schneider Ernst, zweiter Sohn aus dem Gasthaus Wölfel in Wernersreuth, ein lustiger Geselle unter ernster Miene. Er wurde auch gleich von einem ehemaligen Wirt aus dem Fleißener Umland wiedererkannt, denn er hatte noch das gleiche Aussehen

wie früher. Da wurden alte Erinnerungen aufgetischt.

Es war daheim, an einem Pfingstsonntag, gewesen, da waren der Schneider Ernst und etliche andere Wernersreuther Lausbuben, (das waren sie damals) bei dem Fleißener Wirt eingekehrt. Als die Wirtin ihnen das bestellte Essen brachte, war sie ganz nervös. Denn draußen trieb ihr Mann ihre Hochleistungs-Milchkuh, die einen Wert von 3000 Kronen hatte, im Kreis herum; diese hatte nassen Klee erwischt und litt nun an starken Blähungen, so daß sie wohl notgeschlachtet werden mußte. Dies hörte der Schneider Ernst; er befahl der Wirtin, sie solle starken Bohnenkaffee kochen, ließ sich zwei Strohbänder mit großen Knoten geben, zog seine Jacke aus und begab sich zur Unglückskuh. Er riß dem Tier das Maul weit auf, die Wirtin mußte den Kaffee hineinschütten; dann band er der Kuh mit den Strohbändern das Maul zu, so daß der Kaffee drinnen bleiben mußte. Bald wurde sie ruhiger, „störzte“ den Schwanz nicht mehr, der Wirt führte sie mehrere Male um einen Teich, bis die Bauchtrompete ertönte und das Tier genas.

Der Schneider Ernst, der vorher niemals etwas mit Tierheilkunde zu tun gehabt hatte, hatte dies vom Wernersreuther Landwirt, Tierhelfer und Vorsteher Johann Künzel gelernt, der als Könnner auf diesem Gebiete bis ins Egerland hinein bekannt war!“

Die Tochter erzählt

Unsere Lydia Wilfert, Enkelin des langjährigen Vorstehers Johann Müller (Franzen-Johann), hat sich um die Bürgermeister-Frage gekümmert und Heimatfreundin Linda Künzel, Tochter des Johann Künzel, zu einem Brief ermuntert. In gestochener Schönschrift, wie oft bei unseren Leuten, schreibt die 80jährige:

„Wir haben uns gleich in die Vergangenheit zurückversetzt und meine Schwester angerufen, die gab Schlagwörter und jetzt muß ich alles zusammensetzen. Es war vor dem 1. Weltkrieg, da war dein Vater Bürgermeister und mein Vater

1. Gemeinderat, und so ist er die ganzen Jahre hindurch in der Vertretung gewesen bis zum Anfang des 2. Weltkrieges. In den 30er Jahren war er dann selber Bürgermeister. Er war ein kerniger Bauer und hatte Verständnis für alle Bürger. Wenn jemand ein krankes Stück Vieh hatte, so kam er zu meinem Vater, den Pfeiffer-Johann; der war dann hilfsbereit nach bestem Wissen. War eine Kuh zum Kalben und es ging nicht vorwärts, dann wurde halt auch der Pfeiffer geholt. Für Notschlachtungen und Fleischschau hatte er in Eger die Prüfung abgelegt.

Als Schätzmann in Erb- und Besitzangelegenheiten, als Vormund für vaterlose Kinder und Sachverständiger vor allerlei Gerichtskommissionen wurde er ebenfalls immer herangezogen.

Auch Steckenpferde hat er gehabt — Gesangverein, Feuerwehr und die Jagd. Manchen Witz hat er mitgemacht; im Wirtshaus pflegte er einen Roßbacher zu bestellen, aber statt ihn zu trinken, hat er erst genatzt. Da tat ihm sein Tischkollegium den Schnaps weg und Maggiwürze ins Glas; dann gab es nach dem Erwachen ein Gelächter. Für die Jugend, mit der er manchen Spaß machte, war er eben der Vetter Pfeiffer.“

Vom Gowers über den Pfeiffer Johann

Im Feber-Rundbrief 1968 hat auch der „Gowers“ in heimischer Mundart vom Pfeiffer-Johann erzählt; und weil es nun auch schon bald 20 Jahre her ist, soll es wieder einmal aufgefrischt werden:

Vom Gowers:

Meina Rundbröif

Mā gräißta Fräd, mā Seligkeit,
des is da Rundbröif allerzeit!
Wenn dräßn recht schlechts Weeder is,
wenns wäiht wöi niat recht gscheit,
nâ souche meina Rundbröif her
und nâ vasinkt die Zeit.

Kirzle howe wieder amal meina Rundbröif durchgschaut und dâu howa a diamantanas Häuchzatzbildl gsäah. Wöie richte

hieschau, dâu woar da Braiticham m̄ Nachbar daheum gwesn: Der Pfeiffer-Johann mit seiner Lisetta. Ich ho me ja bal z'Tâud gwunnert, wöi da Johann nu äschaut: Wöi vur zwanzich Gäuhan! Sā Frau häite ja bal nimmer dakennt, sie is halt doch in dera langa Zeit a wäng schwöcher gworn.

Ach, dōi zwa Peifferleit in unnern Wernerschreither Dörfla, woan des zwa gouta Bauersleit gwesn! Sie han alln Leitn nea Gouts tâu und as Besta gwunsch. In Fröhling hannse na kleun Leitn die Föld-ärwat gmacht und as Brennhulz han se an Leitn heumgfahrn van Wold. Za Mitternacht sän oft d'Leit zan Johann kumma und er is äfgstandn und mitganga, wenn die Kouh kalbt häut und as is niat richte hieganga. Wenn dâu der Johann sein Griff gmacht häut, dös häut niat lang dauert und as Kälwl woar dâu. Da Johann woar ā amal Wernerschreither Vürstäiher. Dâu häuta ower a keun Stolz kânt, trotz dean Gemeindeamt häuta sā Landwirtschaft orndle weiterföhert.

Af die Jachd ist unner Pfeifferjohann ā gern ganga. Er häut gout gschosn, woar da best Wernerschreither Sunntegächer. Wenner va da Jachd heumganga is, häut a ganz gwieß sein Hosn in Rucksook ghatt. Af Euchkatzla und Krâuha häut a niat gschosn, des is ihn za lächerle vürkumma. Oitz is da Pfeifferjohann scha häuch in Achtzig und da letza Wernerschreither Sunntegächer. Wenn er gäh mou, nâu gäh ich bal hinter ihn nâuche.

Ower ich siah nan nu wöi heit, wenn a nâu schwärn Arwartstogn āf da Kirwa sein Walzer tanzt häut mit seiner Lisett, daß ma denkt häut, er wll kirzagrod in Himml eiwalzn. Ja, da Johann, m̄ alter Nachbar, dös woar daheum a gsouchter und gern gsäahner Moa gwesn.

„Allerletzter Bürgermeister“

In den fünfziger Jahren, als die Gemeinde Wernersreuth, nach Vertreibung der Deutschen, als „Verneřov“ noch eine Art Selbstverwaltung hatte, fungierte unter tschechischer Hoheit eine Zeitlang mein Schulfreund Erwin Jung (geb. ca. 1933) als eine Art Bürgermeister.

Seine Eltern, der bekannte Ofensetzer und Maurer Andreas Jung (Haus-Nr. 152, Totschengasse) und Ehefrau Katharina geb. Huscher aus Oberreuth, waren früh verstorben, so daß Erwin von den Großeltern aufgezogen wurde. Er ist ein kluger Kopf und wurde damals auf die Ascher Bürgerschule geschickt.

Er wohnt heute, verheiratet mit einer Steingrünerin, in Steingrün oberhalb der Bezirksstraße, von wo eine wunderbare Aussicht bis ins Bayerische herüber besteht.

Welche Kuriositäten unsere Mundart dort verursacht, schilderte mir seine Schwiegermutter:

Ihre Tochter wollte am Ascher Berg einen Omnibus besteigen. Als sie auf tschechisch zu fragen versuchte, ob der Bus den Berg hinauffahre, konnte sie sich beim Fahrer nicht recht verständlich machen. Da verfiel sie ins Ascherische und fragte: „Fehrt der Autobus dâu affe?“ Prompt rief der Fahrer die Polizei; er meinte, sie hätte ihn „du Affe“ gescholten.

Zu den Lebenslinien, Lebensquellen eines Gemeinwesens gehört das Vereinsleben. Daher ergeht die Bitte an alle, ihre Erinnerungen daran mitzuteilen. Dieser Bitte hat Max Fuchs schon entsprochen.

Max Fuchs:

*Der Arbeiterturnverein „Freiheit“,
Wernersreuth*

Angefangen hat es mit der Gründung eines Athleten-Clubs um 1910. Die Gründer waren die Brüder Auer, „Booschouster“, Wagner, Merz, Braun, Fuchs und Geipel. Zweimal in der Woche wurde im Arbeiterheim Asch das Ringen geübt.

Nach der Fertigstellung des Saalbaues im „Gasthaus zu den drei Staffeln“, beim Schneider-Wirt (Wölfl Nr. 80), wurde um 1912 der Arbeiter-Turnverein

gegründet. Vereinsziel war laut Satzung: Pflege der Leibesübungen. Langsam wurden Turngeräte angeschafft.

Der Erste Weltkrieg brachte eine vierjährige Pause; dann begann 1919 eine rege und aktive Vereinstätigkeit. Fast 80 Prozent der Wernersreuther Kinder besuchten regelmäßig die Sonntagvormittag-Turnstunden. Erfolge blieben nicht aus, besonders im Geräteturnen der Männer wie der Frauen wurden unter der Leitung von Christoph Schmidt Spitzenleistungen erzielt. Aber auch ausgedehnte Wanderungen wurden veranstaltet, eine Vereinsbibliothek angelegt.

Im Jahre 1922 konnte das zehnjährige Bestehen gefeiert werden, ein großes Ereignis für Wernersreuth. Zum Fest kamen sämtliche befreundete Vereine aus dem Ascher Bezirk und von Eger zur Unter-

stützung. Im Festzug marschierten 1200 Turner und Turnerinnen.

1925 war die Fahnenweihe des Vereins. Da war der Verein durch seine turnerischen Leistungen schon in ganz Westböhmen bekannt. Als Festwiese hatte Gustav Beilschmidt seine Wiese am Sand zur Verfügung gestellt, und das Fest wurde ein Höhepunkt der Vereinsgeschichte. Damals war schon das Vereinswettturnen eingeführt. Es bestand aus Marsch- und Laufübungen, Freiübungen, Geräteturnen an Reck, Barren und Pferd für Männer; bei den Frauen gab es Ring, Keil, Pferd und Barren als Geräte, daneben Bodenturnen. Es war bereits ein kleiner Turnplatz auf einem Grundstück von Ernst Merz („Päiter-Ernst“) vorhanden.



ATUS-Znaim 1936 zu Gast in Wernersreuth

Vordere Reihe: Die Raffballmannschaft ATUS Znaim. Hintere Reihe die Wernersreuther, von links nach rechts: Albert

Müller († 1984), Lorenz Fuchs († 1984), Julius Pröckl, Richard Winterstein († 1942), Max Fuchs (Verfasser des Berichts), Josef Pröckl, Adolf Geipel, Hans Müller, Wilhelm Müller († 1942), Ernst Brandner sowie ?

Auf dem Bundesturnfest der deutschen „Arbeiter-Turn- und Sport-Vereine“ (ATUS) errang die Frauenabteilung 1925 in Karlsbad unter Leitung von Christoph Schmidt den ersten Rang in Kl. I., die Männer erreichten den ersten Rang in Kl. II.

Drei Jahre später erkämpften sich die Frauen in Aussig den ersten Rang in Klasse II., die Männer den zweiten Rang. Beim Westböhmisches Kreisturnfest in Falkenau gab es wiederum für Frauen und Männer die ersten Ränge.

Die besten Turner an den drei Geräten waren Christoph Schmidt, Christoph Ploß, Ernst Merz, Nikol Auer und später Wilhelm Röder.

Eine Gruppe besuchte mit Fahne das Deutsche Bundesturnfest in Nürnberg im Jahre 1927, später das Bundesturnfest in Frankfurt, die Arbeiterolympiaden in Wien und Prag.

Es wurde auch das Ballspielen eingeführt: Völkerball, Faustball und Raffball. Ernst Merz gab sein ganzes Grundstück, um dem Verein die Errichtung eines Sportplatzes zu ermöglichen. Der Platz liegt „an der Krümm“ auf dem Buckelacker, nahe dem Gottesacker. Im Winter 1930 wurde mit den freiwilligen und unbezahlten Ausbauarbeiten durch alle Mitglieder angefangen, im Sommer war das Spielfeld fertig.

Hiermit begann ein neues Vereinsgeschehen. Das heute aus der Mode gekommene Raffballspiel war der große Renner. In vielen Dörfern des Bezirks entstanden Raffballmannschaften, so auch in Wernersreuth. Die Gegner unserer Ersten Mannschaft waren die ATUS-Vereine aus Roßbach, Asch, Friedersreuth, Liebenstein, Eger, Königswarth und Haselbach bei Falkenau.

Als Neuling brauchten wir einige Zeit, um uns durchzusetzen. Dann aber waren unsere Rivalen außer Friedersreuth und Eger die Oberrothauer bei Graslitz: sie waren Sudetendeutscher Meister.

Unser Aktionsradius erweiterte sich stetig. Einmal spielten wir gegen einen namhaften Verein aus Sachsen, doch

habe ich den Namen vergessen. In Sachsen war das Raffballspiel unter den ATUS-Vereinen sehr verbreitet.

Im Jahre 1935 konnten wir den ATUS Znaim aus Südmähren in Wernersreuth begrüßen. 1936 fuhren wir zum Gegenbesuch nach Znaim. Es war eine unvergeßliche Autobusfahrt. Von Znaim aus ging es nach Nordmähren, nach Mährisch-Trübau. Die sportliche Bilanz war ausgeglichen: In Znaim verloren wir knapp, in Trübau gewannen wir.

Im Jahre 1937 ging man an den Bau einer Bude beim „Roten Turnplatz“. Sie war im Frühjahr 1938 fertig — umsonst, denn im Sommer 1938 kam der Turn- und Spielbetrieb durch die historischen Ereignisse dieses Jahres — vor genau 50 Jahren — zum Erliegen.

Im September wurde das gesamte Eigentum des Vereins beschlagnahmt; wo die Turngeräte hingekommen sind, weiß ich nicht. Die Fahne des Vereins sah ich später noch einmal gleich einem Putzlappen wo liegen.

Sie trug die Aufschriften: „Brüder zur Sonne zur Freiheit“ und: „Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit“.

Das Wernersreuther Vereinsleben von 1906

Im Heimatbuch, der „Eigenwilligen Historie des Ascher Ländchens“ von Benno Tins, ist der „Turnerstadt Asch“ ein von Rudolf Jahn verfaßtes Kapitel gewidmet. Es beschäftigt sich freilich fast nur mit dem Turnverein Asch, gegr. 1849. Jahn war sich dieses Mangels bewußt und schickte voraus:

„Wenn es den Anschein haben mag, der Turnverein Asch werde ungebührlich in den Vordergrund gerückt, so geschieht es nicht etwa aus Geringschätzung der Wirksamkeit und Leistung anderer Vereine, sondern einfach deshalb, weil für deren Geschichte nur selten zuverlässige, auswertbare Quellen und Vorarbeiten vorhanden oder bekannt sind.“

... Es bleibt die Hoffnung, daß über gelegentliche Notizen und Bilder im Ascher Rundbrief hinaus von noch lebenden Mitgliedern mancher Vereine Erinnerungen und gerettetes Material beigebracht werden können, sodaß vielleicht doch noch ein umfassendes Bild vom un-
gemein regen Turnwesen in Stadt und Bezirk Asch gezeichnet werden kann.“ (S. 418 f.)

Damit sollte also durch obenstehenden Beitrag für Wernersreuth ein Anfang gemacht werden.

Das Adreßverzeichnis des Bezirkes Asch von 1906 (Verlag Gugath) nennt folgende damals bestehenden Vereine in Wernersreuth:

Militär-Veteranen-Verein (122 Mitglieder). Vorstand: Johann Müller, Vereinslokal: Gastwirtschaft Beilschmidt.

Leichenkassa-Verein (1140 Mitglieder). Vorstand: Simon Paul.

Geselligkeits-Verein „Bruderliebe“ (133 Mitglieder). Vorstand: Johann Fischer. Vereinslokal: Gasthaus Johann Wölfel.

Geselligkeits-Verein „Freundschaft“ (58 Mitglieder). Vorstand: Johann Beilschmidt. Vereinslokal: Gastwirtschaft Beilschmidt.

Deutsch-nationaler Verband „Eichstamm“ (75 Mitglieder). Vorstand: Gustav Feiler. Vereinsheim: Gasthaus Julius Müller.

Landwirtschaftliches Kasino (58 Mitglieder). Vorsteher: Simon Paul. Vereinslokal: Gasthaus Julius Müller.

Freiwillige Feuerwehr (74 Mitglieder). Kommandant: Johann Robisch. Innerhalb der Feuerwehr besteht der „Feuerwehr-Gesangverein“.

Turn- und Athletenverein (ohne Satzungen).

Vom Veteranen-Fest 1926 wurde bereits ein Foto im Rundbrief gebracht; vom 37 Mitglieder starken, 1906 gegründeten Gesangverein „Liederfreund“ überließen mir die Töchter von Emil Prell (Schmied) eine Aufnahme anlässlich des 30jährigen Jubiläums.

Es bleibt nur, die dringliche Bitte um weitere Nachrichten zu wiederholen!

* * *

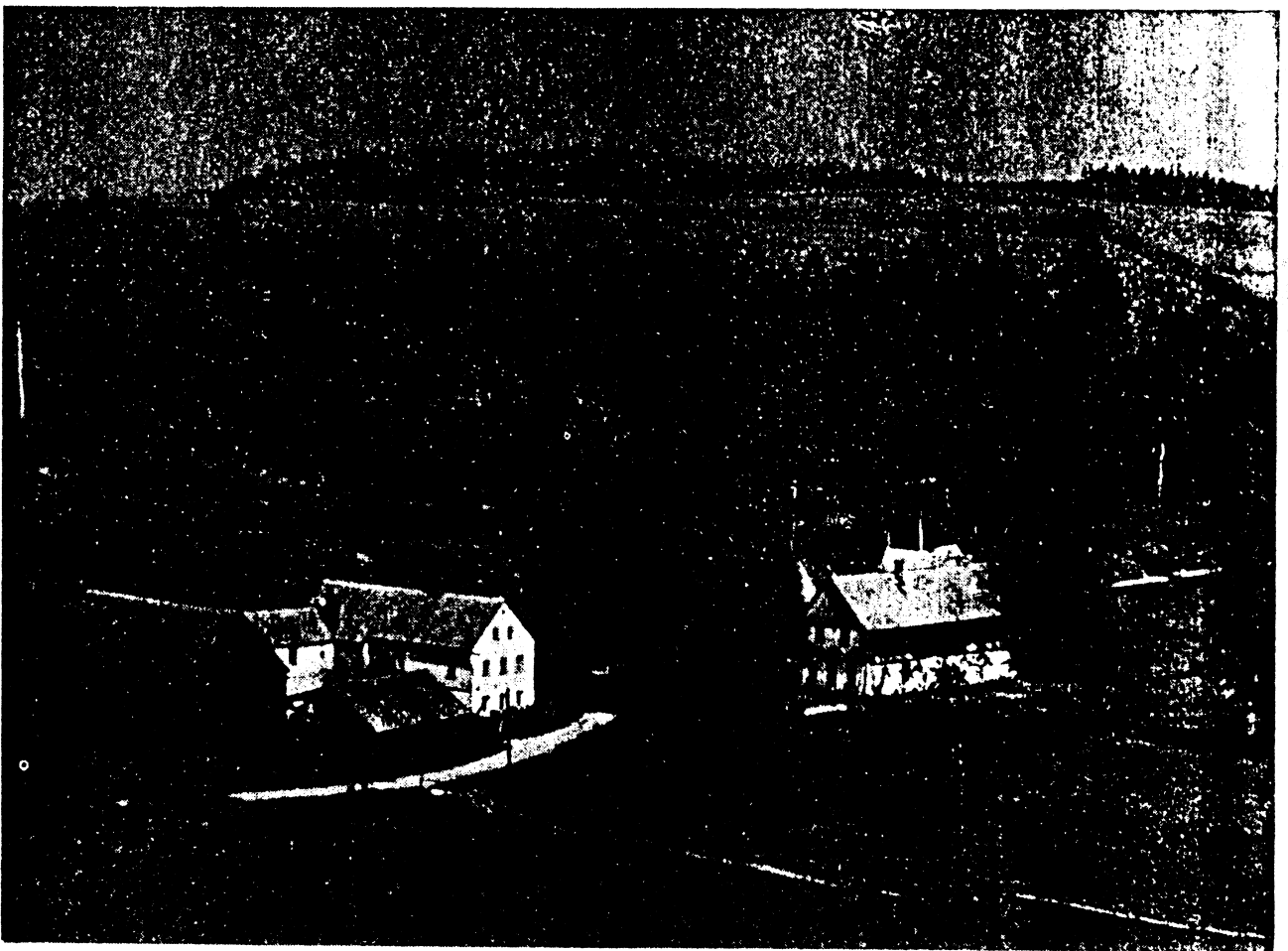
HINAUF AUFS HIMMELREICH

Und nun weiter auf dem Wernersreuther Rundgang! „Leider verlagert sich die Berichterstattung sehr viel in den südlichen Teil der Heimatgemeinde“, schreibt mir unser Hermer Helmut. „Hängt das mit dem lokalen Wissen der Autoren zusammen?“

Hast schon ein bisserl recht, Helmut. Das Gemeindegebiet ist so groß, daß wir sicherheitshalber erst einmal wie die Katze um den heißen Brei durch die außenliegenden Teile spazieren. Wenn wir erst einmal über die Elsterquelle zurück zum Kalkofen und über Hut und Salerberg herunter ins Dorf marschiert sind, werde ich hoffentlich noch recht viel Material erhalten haben. Also deshalb keine Zeit verloren und hinauf aufs Himmelreich!

Dieser hochgelegene und südlichste

Wernersreuther Ortsteil hat etwas Feiertägliches an sich. Auf sonnigem Berg Rücken, waldumkränzt, sind einige Bauernhäuser wie auf Almwiesen verstreut; dahinter steht der bewaldete Kamm der großen Wasserscheide, von wo sich jenseits schon der wärmere egerische Kessel hinabzieht. Auch wenn dort drüben im Süden, um Rommersreuth und Haslau, die Winterkälte genauso gebissen hat, so reifte doch das Getreide zwei Wochen früher, Gänsescharen weideten auf den Angerwiesen, Kirschen, rote, schwarze, gelbe, Beeresträucher gediehen besser — kurzum, manchmal schien uns dort „drinnen“ Milch und Honig zu fließen. Und etwas von dieser wärmeren Atmosphäre schien auch herüberzustrahlen ins Himmelreich, so wie man in Tirol schon Italiens Sonne wittert.



Das sog. Unterdorf von Wernersreuth, an der Elster in Richtung Niederreuth gelegen. Das Bild ist der „Eigenwilligen

Historie des Ascher Ländchens“, also dem leider bereits seit langem vergriffenen Heimatbuch des Kreises Asch entnommen.

„Dös Himmelreich häut sein Nãuma niat immasinst ghatt. Wenn inn Summer fröih bazeit die Sunn aafganga is und die Lörch is assn Morgntau aafgstiegn und häut ihr Löidl gsunga, dãu hann sich die Himmelreicher Leit gfraat oa dera schãin Summerzeit.

Und friedle und feierle wars allamal inn Summer gwesn, wenn's Abmd gworn is, wenn d Sunn eikrochn is und s Abmd-glöckl is verklunga. Dãu wars meiserl-stlla don uabm, es war bal sua, als schleichat der Herrgott durchs Himmelreich.“ (Gowers, Rb. 13. 8. 66).

Nicht nur, daß man auf der Himmelreicher Höhe schon wärmere egerische Luft erschnuppert — auch anderweitig kommt hier ein Umschwung; für die Füße: denn alsbald geht's sachte bergab nach Steingrün; für den Steinmetz: denn bald schimmert weißlicher Granit aus Waldboden und Brüchen, deren etliche zu Waldseen vollgelaufen sind; und fürs Gemüt: denn ab jetzt zieren Heiligenbilder die Waldstämme, kommt katholisches Land.

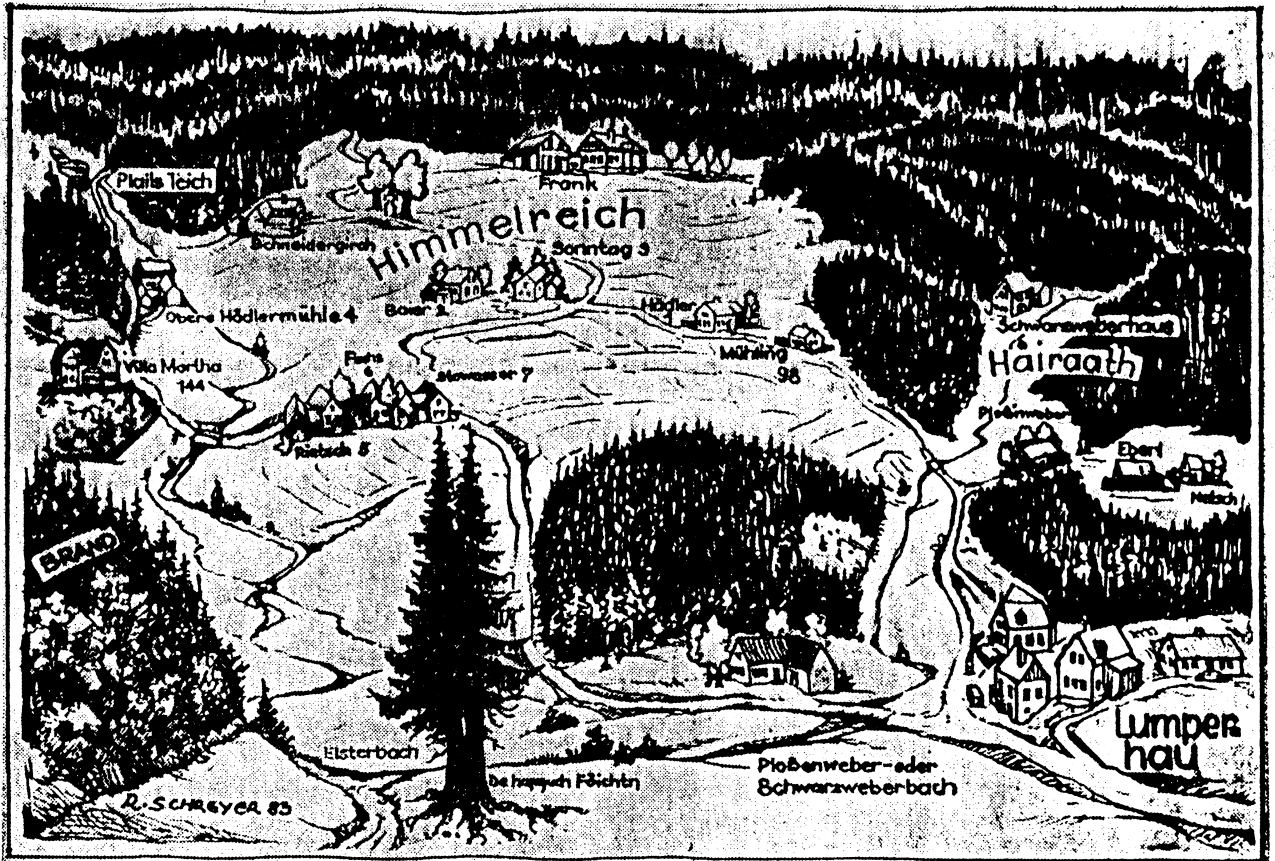
Das Märterl auf unserer Zeichnung markiert die Konfessionsgrenze. Es steht bereits auf einstmals egerischem Gebiet, denn im evangelischen Ascher Land waren alle Märterln entfernt worden. So trennt es buchstäblich „zwei Himmelreiche“: das Wernersreuther „lutherische“ (das allein hier behandelt wird) von dem selbständigen Dörflein „Katholisch-Himmelreich“ drüben im Walde. Dort hinüber gehören auch schon die zwei obersten Anwesen Fischerhof („Schneider-Girch“) und Gasthaus zur Elsterquelle („Frank“), wenn sie auch der Wernersreuther gefühlsmäßig noch herüberrechnet. (Umgekehrt haben Rommersreuther Einheiraten das lutherische Bekenntnis sehr „verwässert“.)

Die erste urkundliche Nennung 1569 bezieht sich schon, unterscheidend, auf „Egerisch-Himmelreich“ (Alberti III, 235). Dieses wurde oft auch „Egerisch Reuth“ genannt; so dürfte der Name Himmelreich also eher auf der Wernersreuther Seite aufgekommen sein. Das bekräftigt eine Sage, die Ernst Martin vernommen hat:

„Einst standen an der Berglehne nur zwei kleine, geschlossene ‚Höfe unterm Fuchsbau‘. Am Eingangstor hing ein Kreuz Jesu Christi, denn die Anwesen wurden von Mönchen bewirtschaftet. Diese ‚Exerzitienpatres‘ wirkten segensreich für die ganze Umgebung. Nach ihren Ordensregeln nahmen sie nur zu sich, was sie eigenhändig ernteten. Oft wurde gefastet, doch durften Besucher bewirtet werden, wenn sie dort in seelischen oder anderen Nöten Hilfe suchten. Jedem halfen die Mönche kostenlos. Arzneien gewannen sie aus Waldpflanzen, eine gute Salbe schmelzten sie aus Baumpech, vermischt mit Leinöl aus der Quetsche der Oberen Hädlermühle. Aus Gerste brauten sie ein Bier, aus Kastanienstärke rieben sie ein Heilpuder. (Die Kartoffel gab es noch nicht.) Schließlich führte das große Verlangen, das man auch an anderen Orten nach ihnen hatte, zu ihrem Weggang. Sie übereigneten die Höfe ihren zwei Knechtsfamilien, und so blieb als letzte Spur von ihrem Tun nur der Name Himmelreich zurück.“

Gegeben kann es diese Mönche gewiß haben, denn der Himmelreicher Wald trägt auch den lateinischen Namen „Commenda-Wald“; das ist ein Wald, der unter dem „Kommando“ (wie man mit einem verwandten Wort sagen könnte) eines geistlichen Ordens, hier der Egerer Kreuzherren, gestellt war. Der Stadtrat von Eger hatte 1372 dieses Tannichstück den verarmten Neippergern abgekauft und den Kreuzherren vermacht; daher auch der Name „Kreuzherrenkommende“, „Kreuzherrenwald“.

Diese Kreuzherren waren der Deutsche Ritterorden, der (zu Unrecht) mehr von seiner kriegerischen Seite bekannt ist. Er ging aber 1191 hervor aus den barmherzigen Marienbrüdern des Deutschen Hospitals in Jerusalem, die an verwundeten und von Seuchen befallenen Kreuzzüglern Samariterdienste leisteten. „Der neue Orden sollte sich in christlicher Barmherzigkeit der Kranken und Schwachen annehmen, daneben aber auch das Heilige Land und andere gefährdete christliche Gebiete gegen die Ungläubigen verteidigen. Ordenskleid war ein weißer



Mantel mit einem großen schwarzen Kreuz“ (Alberti I, 72). Wie ein Lauffeuer breitete sich dieser Orden in Gebieten aus, die noch missioniert werden mußten, so auch im Vogtland mit seinen noch heidnischen Sorben, „welche damals das Land zwischen Saale und Elster bewohnten“ (E. Hildemann, Geschichte der ev. Kirchengemeinde Asch, S. 3).

Am 2. Feber 1270 wurde auch die junge Ascher Pfarrei dem Deutschen Ritterorden unterstellt; davon berichtet die allererste Urkunde der Ascher Kirchengemeinde: „Wir, Heinrich, Vogt von Plauen, bestätigen, daß wir dem Marienhospitale des Deutschen Hauses zu Jerusalem die Pfarre zu Asch ... übertragen haben“ (Alberti I, 74). „Mit den frommen Brüdern zog ein neuer Geist, der Geist der Liebe, der Selbstverleugnung, des Fleißes und der Treue in unsere Heimat ein. Sie halfen gleichmäßig den bedrängten Slawen und den hilfsbedürftigen Deutschen und gewannen sich dadurch beider Herzen ... Im 14. und 15. Jahrhundert wirkten im südlichen Vogtlande und dem Theile des Egerlandes, welcher unter der Pflege der Vögte

stand, 46 Priesterbrüder nebst einer Anzahl Halbbrüder, Armen- und Krankenpfleger in 42 Ortskirchen und den dazugehörigen Ortschaften.“ So berichtet Hildemann S. 7 f. Er verschweigt auch nicht, daß ab Mitte des 14. Jahrhunderts mit der Zunahme des Reichtums ein Rückgang der Sittlichkeit im Orden eintrat, so daß er schließlich verarmte. Im Jahre 1503 besaß das Deutschhaus in Asch, von zwei Priesterbrüdern verwaltet, noch einige Äcker mit 1 Pflug und Wiesen für 20 Fuder Heu. 1552 zog die Reformation in Asch ein und wandelte den Kreuzherrenbesitz in eine Pfründe für die evangelischen Geistlichen um.

Die zwei Himmelreicher Mönche haben vielleicht direkt den Egerer Oberen der Kreuzherren unterstanden. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts soll nämlich auch Lutherisch Himmelreich gemeindlich zu Haslau gehört haben. Amtlich finde ich das nirgends bestätigt; doch spricht davon auch der „Garber Toni“, Nachkomme des ersten Haslauer Bürgermeisters Adam Wagner (Amtszeit 1850 bis 1861) im Rundbrief 5. 3. 1950. Die

Haslauer Gendarmeriestreife hatte ihr Meldebuch im Vogelweberhaus aufliegen, sagt Ernst Martin. Jedenfalls haben die Bezeichnungen „Vorder-Himmelreich“ für das katholische und „Hinter-Himmelreich“ für das Wernersreutherische nur einen Sinn aus Haslauer Sicht. Aus derselben Perspektive nannte man unsere beiden Hädlermühlen „Mühlen im hinteren Tannich“.

Mit dem Verfasser des Heimatbuchs stimme ich überein, daß der Name Himmelreich eine gemütvoll poetische Bezeichnung, und eigentlich kein echter alter Ortsname ist. Ein solcher war „Limberg“ und bezeichnete ein Dorf im Himmelreicher Wald, das 1403 als „Dorf Lynberg“ zuerst beurkundet ist, 1461 aber als „Wüstung Limberg“ durch die Hussitenkriege 1419—36 schon zerstört war. Rogler ist in seiner Untersuchung „Limberg, ein verschwundenes Dorf“ im Rb. 1952, Folge 17, den vielen erkennbaren Spuren nachgegangen.

Beim „Frank“

Das „Gasthaus zur Elsterquelle“ (Vorderhimmelreich Nr. 2 „Frank“) hatte an schönen Sonntagen Hochbetrieb. „Gähst mit affe zan Frank, ich kaaf dar a Sodawasser“, lockte der Großvater den Enkel. „Wenn schönes Wetter war, hatten sie dort oben so viele Gäste, daß das Geschirr und die Vorräte nicht reichten“, erzählt die Beier-Tochter Freya Berg. „Dann kam der Franken Pepp zu uns in die Villa Martha gelaufen und hat Zucker und Besteck geliehen. Überall saßen die Leute, sogar auf den Wiesen. Eine Holzveranda stand im Hof, eine zweite außerhalb; unter den Bäumen verlor sich die Jugend auf zwei Schiffsschaukeln. Die Frank Lena hat jede Woche so gutes schwarzes Brot gebacken, darauf waren die Ascher wie wild. Wenn freilich schlechtes Wetter war, blieben die Wirtsleute auf ihren Sachen sitzen.“

Etwas oberhalb gab es eine Schisprungschanze, vielbesucht im Winter, denn bei uns sank man oft bis zum Hintern ein. Mein Vater hatte einen kleinen

Schneepflug gebaut, damit fuhren wir Sonntagvormittag bis zum Lumpenhau vor. Wenn wir zurückfuhren, war alles wieder zugeweht.“

Der „Schanzenrekord“ wurde — laut Braun Richard — lange von Riedl Adolf gehalten; bei seinen Sprüngen kamen die Wirtsleute heraus und klatschten mit. Wer weiß — vielleicht hat ihm die beim „Schiffliegen“ erworbene Behendigkeit geholfen, seinen spektakulären Absturz mit dem Firmenflugzeug vor 20 Jahren heil zu überstehen, woran jüngst wieder die Bayreuther Zeitung erinnerte. Wenn man uns daheim gelassen hätte, dann hätte das Elstertal mit seinen Steilhängen wahrscheinlich aufsehenerregende Schisprung-Matadore hervorgebracht. Überall pritschten die Schulbuben Schneewehen zu kleinen Schanzen zusammen und härteten sie mit Wassergüssen, wie am „Röders Wallerl“ und am Salarang. (Dort preschten die Fortgeschrittenen mit Vorliebe über das schanzenartig vorspringende Dach eines freistehenden Erdkellers oder Brunnens; „Schanzenmeister“: Geipel Helmut).

Beim „Frank“ hatte es erst nur ein Gastzimmer gegeben; später baute man einen neuen Stall und richtete den alten als Café her — spitze Zungen redeten vom „Café Kuhstall“. Mindestens seit 1930 sind als Inhaber Adam Frank mit Ehefrau Lena samt Sohn Joseph, „Pepp“, aufgeführt. Als Vorbesitzer ist 1906 ein Adolf Knodt aktenkundig. Vielleicht war auch einmal ein Fuchs aus Nr. 6 darauf gesessen, denn die Alten sagten zu dem Wirtshaus auch „Fuchsbau“.

Unter denen — „iss luste zouganga! Wöi gmöitle wars denn däu oftamal in der Schenkstumm. Wenn die Nachbarn mit ihrn Weiwan kumma sänn, wos war denn däu oft für a Hetz. Der alt Frank häut immer seine Witz dazht, schäina Schnadahüpfla gsunga, die Lena häut inn Uafm schäi warm eigschürt, däu häut's inn Winterabmd draß weetern kinna, wöis gwöllt häut. Däu wars oft sua gmöitle wöi in ara Rockastumm, ma war donghaucht wöi oagleimt, näimads häut oas Heumgäh denkt“ (Gowers, u. a. Rb. 13. 2. 54).

Der Schneider-Girch

Dem Nachbarn Schneider-Girch aber war es ein Dorn im Auge, wenn die Wernersreuther Dorfjugend an seinem Anwesen vorbei nach Rommersreuth ausflog. Also stellte er sich nachts im Wald auf und verschreckte die Heimkehrenden mit dem Ruf „Ich fresse dich!“ Auch behauptete er, er spanne seine Frau zum Ackern vor den Pflug. „Gmacht häut er dees owa niat, nea gsagt owa gsunga häut ers:

Wenn ich s Föld ackern tou,
nimm e maa Wei dazou,
ich lâu inn Stool da Kouh
ihr seelicha Rouh.

Wenn s Wei niat zöiha wll,
nimm e na Peitschnstl,
wenn se die Prügl spürt,
zöiht se wöi gschmiert!“

(Gowers, Rb. Mai 67)



Blick von der vorne stehenden Villa Martha aus zum Gasthaus Frank im Hintergrund.

Nach alter volkskundlicher Überlieferung haben vorzeiten tatsächlich Frauen im Frühjahr Ackergeräte über das Feld gezogen — um Fruchtbarkeit herbeizubauern. Mag sein, daß davon in des Schneidergirchs Aufschneidereien noch etwas durchscheint.

Während des Krieges kaufte den Schneider-Girch-Hof ein Wunderlich, der auch das Fuchs-Anwesen erwarb. (Wie mag er mit Vornamen geheißsen haben? Das letzte Adreßbuch für Stadt und Landkreis Asch verzeichnet den Namen Wunderlich für die Stadt Asch 230mal, für Wernersreuth zehn- und auch für Himmelreich noch dreimal.)

Die Himmelreicher Anwesen

Von der Aussichtsplattform des Gasthauses Frank überschauen wir den Weg, den wir von der Villa Martha heraufgingen. Dort unten mußten wir erst das Elsterbächlein auf einer Feldsteinplatte überqueren, dann gings hinan zu den ersten Häusern:

Nr. 5: Rietsch Georg, Dachdecker und Landwirt aus Rommersreuth, hatte die Hoferbin Lina geb. Ploß geheiratet. Die Ploßen waren mindestens seit 1786 auf dem Hof. Der einzige Sohn Georg fiel in Rußland.

Nr. 6: Fuchs Adam und Frau, Landwirte, sind kinderlos in der Ostzone verstorben. Auch Fuchse waren schon 1786 auf dem Anwesen.

Nr. 7: Stowasser Adam, Milchhändler, und Frau. (1908 saß ein Riedel Johann, 1786 ein Geipel auf dem Hof).

Alle drei Familien scheinen heute ausgestorben.

Nun kommt von rechts her der eigentliche Himmelreicher Weg. Er führt uns vorbei an:

Nr. 3: Sonntag Adam, Landwirt, und Frau Ida. Sohn Emil (geb. 1922) lebt in Schönhofen. Die Sonntag, ebenfalls seit 1786 auf dem Hof registriert, tragen den Spitznamen „Sunnte-Biener“, d. h. „Büttner“. Ein Vorfahre muß also Faßmacher gewesen sein. Zum Abrichten der Schäflein und Fässer brauchte man Pech, das auf Pechsiedesteinen aus pichendem Kienholz ausgesotten wurde. Tatsächlich wurde im Jahre 1936 eine solche Granit-schüssel ausgeackert und als Sehenswürdigkeit am Wegrand aufgestellt. „Wagenschmierstein“ sagte man, auch zutreffend.

Nr. 2: Beier Johann, Landwirt, und

Frau Margarethe geb. Adler aus Rommersreuth, hatten als Sohn Beier Adolf (Verwalter auf Villa Martha).

An den Flanken des Himmelreicher Bühels standen noch drei Wernersreuther Anwesen:

Nr. 4: Obere Hädlermühle an der Elster (Foto im Rb. Mai 82, S. 54). Zuletzt im Besitz von Ploß Wilhelm, Zimmermann und Landwirt, und Frau Ernestine, geb. Hupfau aus Nassengrub. Sohn Emil ist in Rußland gefallen.

Nr. 1: Hädler Hermann, Zimmermann, gefallen in Rußland, und Frau Berta geb. Voigtmann aus Niederreuth. Tochter Gertrud ist geboren 1932. Ur-ahne Johann Nicol Hädler wird 1786 auch als Eigentümer der Hädlermühle Nr. 4 genannt.

Nr. 98: Mühling Michael und Ehefrau Marie geb. Rubner, Schwester des Ascher Sternwirts. Der Kriegsinvalid schlug sich trotz karger Rente tapfer durchs Leben, weißte in allen Himmelreicher Häusern und besorgte sich seinen Mittagstisch gern direkt aus dem Walde, auch in Form feinen Wildbrets ...

„Die Schisprungschanze vom Frank erbaute der Lederer Johann („Tischer“) vom Lumperhau“, schreibt mir Braun Richard. „Aber auf der Häuserkarte habt Ihr die Anwesen Sonntag und Beier verwechselt! Ihr vom Dorf vorne wart Euch halt zu fein und seid zu wenig aufs Himmelreich gekommen, hätten ja Eure Schuhe schmutzig werden können. (Die vorn im Dorf hatten Schuhe an, wir am Lumperhau waren barfuß.)“ (Spaß muß sein)

Richard gedenkt auch eines Menschen-schicksals, auf das mit gebührendem Ernst hinzuweisen bei der heutigen Kranken-fürsorge angebracht ist:

„Im Hause Hädler Nr. 1 wohnte auch eine Familie Böhm. Deren Tochter Emmi war ein sehr krankes Mädcl, sie konnte sich nur mit zwei Stöcken fortbewegen. Wieviele Stunden war das Mädcl täglich bis zur Schule unterwegs! Sehr oft hat mein Vater das Mädcl von der Schule bis zum Lumperhau auf dem Buckel getragen. Auch Dein Vater, als er noch auf dem Lumperhau wohnte, hat sie oft auf dem Wagen oder Schlitten mitgenommen.“

Leb wohl, Himmelreich!

Die Himmelreicher Leute werden in einem poetischen Traum vom Gowers wieder lebendig:

Mir häut neile wieder amal tramt va da altn Heumat. Mir häut tramt, ich bin ban Frank uabm durchs Himmelreich ganga und ho nan Leitn ba da Arwat zougshaut. Da Schneidergirsch häut mit seiner Kouh in Föld g'ackert. Da Beier und saa Wei hann hintern Haus Hulz gsägt und Straa ghackt. Da Haaler Johann häut mit seinn Bienern ghantiert, as häut a Schwarm gschwermt. Da Sunntebienner Adam häut die Häiner gfötttert und saa Frau is ins Grosn ganga. Die Stowasserleit hann inn Gartn immagwirth, da Fuchs mit seinn Wei häut Kläi gmacht inn Föld. Da gräuß Niegl-Khannnas häut die Köih assegläua asn Stool und da kleu Khannas in da Mhl dahint häut Treu-Seck eigschleupft zan Mohln. 'S alt Schieferdeckerhaus howe gsäah wöi meitooch.

Und nâu binne munter gwuan und der Traam war vabei. Ich war owa nu lang glickle gwesn, fast wöi inn Himmlreich! (Rb. Dez. 71)

Nichts, nur ein wüster Kolchosenacker ist von diesem Idyll übriggeblieben. Ein Rundbrieffoto zeigte im Jänner 67 noch Balkentrümmer vom Elsterquellwirts-haus. Heute ist alles eingeebnet. Die einstige Feierlichkeit dieser Gegend könnte aber auch durch ein Lichtbild kaum wiedergegeben werden. Oft habe ich Fremden ein Foto von der herrlichen Heimat gezeigt, doch konnten diese, ohne unsere lebendige Erinnerung, nicht viel damit anfangen. Ich habe mir darüber Gedanken gemacht:

*Warum hat Vater stets gepriesen
verlornes Stückchen Bergeshang?
Was war denn dran an Wald und Wiesen,
wovon er sprach sein Leben lang?*

*War's wirklich wie in Paradiesen,
voll lauter Blumen und Gesang,
daß ihm, vom Heimathaus verwiesen,
kein neues Land zum Herzen drang?*

*Ach, freilich blühten Heidehänge,
ins Blau stieg Feierabendrauch.*

*Doch webt Erinnerung mehr zum Einen,
das Heimatleute rührt zum Weinen.*

*Das zeigt sich nicht auf Fotos Enge!
Solch Bildnis spricht — und schweigt
doch auch:
glänzt nur in der Erinnerung Hauch.*

Oberhalb Himmelreichs ragt der Kom-
mendawald.

*Dort oben über Tales Enge
spannt sich der Fichten Baldachin,
daß tausend Zweige im Gedränge
von Abendsonnenschein erglühn.*

*Im Dämmerlicht durch's Baumgestänge,
auf feuchtem Moose leuchtet's grün.
Da sprühn in tausendfältger Menge
die Fichtennadeln Duft vom Kien.*

*Dann dunkelt's in der Wald-Kapelle.
Im Bächlein leise Welle bebt
und gluckst und munkt Nachtgesänge.*

*Nun greift der Wind in Harfenstränge,
wenn drüben an der Elsterquelle
die Nixe ihre Schale hebt.*

Wer zur Dämmerstunde dort oben einsam im Hochwald steht, der fühlt sich der Welt entrückt. „So mischten sich beim alten Geipel-Herrla vom Hof Nr. 7 Erscheinungen in die Wahrnehmung, obwohl er ein tatkräftiger Mensch war“, berichtet Ernst Martin. („Herrla“, d. h. „Herrlein“, ist eine ausgestorbene Bezeichnung für Großvater.) „Wenn im Spätsommer der Katholisch-Himmelreicher Umgang zum Erntedank stattfand, glaubte der alte Geipel, man könne im Kommendewald das ‚Kommende‘, Zukünftige erkennen. Auch für ein Waldstück namens ‚Loch‘ wußte er eine eigene Deutung: dort könne man durch ein großes Loch in den Himmel schauen. Selber habe er einmal beim Holzholen durch das Himmelloch weit hinauf die schönsten Farben erblickt. Ein andermal machte er Klee mit seinen Leuten. Da erschienen ihm über den Feldrain her Musikanten, die spielten einen Choral. Sie blieben aber im ungemähten Teil stehen und spielten dort weiter. Da erkannte er auf einmal zwischen ihnen seine Freunde, die verstorben oder fort in der Welt waren. Seine Helfer merkten nichts davon.“

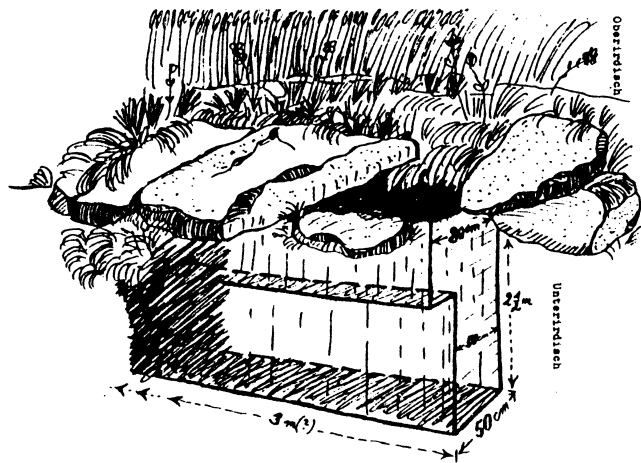
Das liegt wohl 180 Jahre zurück, denn mein Großvater Johann Hädler hat es als Kind selber vom alten Geipel vernommen. (1786 sind die Geipel-Zimmermeister auf dem Stowasserhof registriert.) Die Hädler und die Geipel waren die ältesten Höfe auf dem Himmelreich.“

„Döi altn Himmlreicher rouhan öitz scha lang unter da Erdn, und die Gunga sänn vertrieb. Leb wuhl, leb wuhl, schäis Himmlreicher Heumatland!“ (Gowers, Rb. 13. 8. 66)

Mönchsgruft in Himmelreich?

Vergangenen Sommer wanderte ein Landsmann zwischen wogenden Ährenfeldern den alten Himmelreicher Weg herunter vom (verschwundenen) Frank-Wirtshaus, vorbei an Steinhäufchen, Ahornen und Eschen, den Resten der Gehöfte.

Genau 25 m vor der Stowasser-Hofstelle (Nr. 7, siehe 2. Zeichnung) erblickte er links in der Böschung ein großes Loch wie von einem Dachsbau. „Steinplatten waren weggehoben“, berichtete er, „weitere Felsplatten reihen sich unter dem Rasen an der Böschung entlang so regelmäßig, wie es nur Menschenhand vollbringt. Ich steckte den Kopf in das Loch und erstaunte über eine rechtwinklig aus dem Felsensand ausgehauene Grube. Unter den Deckplatten verläuft sie ins Finstere. Ich machte Handskizzen und verfluchte meinen Fotoapparat, weil er nur noch ein Bild übrig hatte, mit dem ich in die Grube hineinblitzte. (Das gelang, doch weniger aufschlußreich als die hier beigegebene Zeichnung). Der Graben



wurde scheinbar von einem Tschechen, der sich auf den Fundamenten des Rietschhofes Nr. 5 ein Sommerhäuschen errichtet, aufgedeckt.“

Was kann hier vorliegen? Nur Vermutungen lassen sich anstellen. Die Stowasser könnten hier vor der Vertreibung Wertsachen vergraben haben, in der Hoffnung auf Rückkunft. Doch daß sie so nahe am Wegesrand gegraben hätten, ist fast ausgeschlossen: man hob solche Verstecke im Acker oder gar im Scheunenboden aus, um unbeobachtet zu bleiben.

Für einen Keller ist der Graben mit 50 cm zu schmal; außerdem waren die Höfe selber unterkellert.

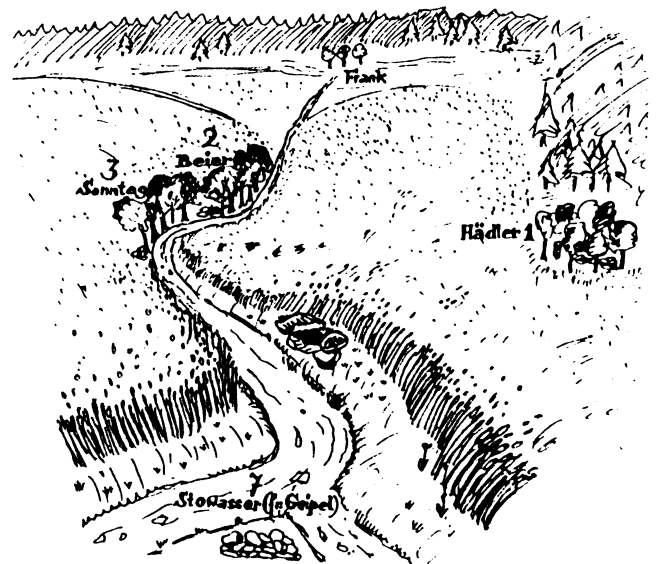
Schon eher wäre an einen Schützengraben von dem „Gefecht bei Himmelreich“ (8. Mai 1759) zu denken. Damals hatten sich die österreichischen Truppen des Generals Macquire entlang der alten Egerer Straße in Katholisch-Himmelreich verschanzt. Dort machten sie Front auf Neuenbrand zu, wo die preußischen Truppen, „hinter“ Asch herum, vorrückten. Auf der Wernersreuther Seite mußten sich die Österreicher zwar nicht verteidigen, doch könnten sie hier einen Unterstand zum Flankenschutz ausgehoben haben. Die Wegegabelung mit guter Aussicht wäre dafür schon geeignet gewesen.

Aber in Wahrheit hatten sie dafür vor lauter Hast gar keine Zeit. Am Vormittag des 8. Mai standen sie noch in der befestigten Linie Schönbach-Sorg-Hainberg, als die Preußen über Elster, Grün und Krugsreuth heraufkamen. Im Handumdrehen warfen diese die Österreicher aus ihren Stellungen, verfolgten sie über Neuenbrand, trieben sie bis Himmelreich, und warfen sie von dort noch am selben Tag bis vor Haslau (Alberti III, 70 ff.). Die sogenannte Verschanzung bei Himmelreich mußte also in Stundenfrist aufgeworfen werden; deshalb sind ihre Reste auch nur als flache Bodenwellen im Himmelreicher Wald erhalten. In der Hitze des Gefechts war an eine exakte Ausmeißelung eines vierkantigen Gangs und

eine umständliche Abdeckung mit schweren Platten nicht zu denken. Konsequenterweise verzeichnen die überlieferten Gefechtskizzen auch keinerlei Befestigung auf der Wernersreuther Seite.

Es bleibt übrig, eine frühgeschichtliche Grabstätte zu vermuten. Mit Platten bedeckte Gräber wurden im Jahre 1911 von dem Architekten Julius Jonas auf der Egerer Burg ausgegraben. Sie waren älter als tausend Jahre, denn die Fundamente der ältesten Burganlage schnitten quer durch das Gräberfeld. „Eng nebeneinander ... lagen die Toten gebettet. Viele waren mit mächtigen Steinplatten bedeckt. Die Frage, welchem Stamme diese Toten angehören mochten, ist schwer zu beantworten, da das Belegen der Verewigten mit Steinplatten ... sowohl bei den Slawen als auch bei den Kelten und Germanen üblich gewesen sein soll.“ (K. Siegl, Eger im Wandel der Zeiten, 1931, S. 4).

Doch die Himmelreicher Anlage ist im Unterschied dazu leer. Falls sie nicht ausgeraubt wurde, ist also wohl eher von einer Gruft auszugehen, in der die sterblichen Überreste verwest sind. Auf dem Stowasserhof Nr. 7 und dem Hädlerhof Nr. 1 (siehe unsere zweite Zeichnung)



wirtschafteten im Mittelalter Mönche. „Diese zwei ‚Höfe unterm Fuchsbau‘ waren die ältesten Höfe in Himmelreich und gehörten den Mönchen der Egerer Kreuzherren-Kommende, nach denen die

Gegend ihren frommen Namen trägt.“ (Ernst Martin; vgl. Rb. Juni 83, S. 64). Die Beisetzung in einer Gruft entspricht den Gepflogenheiten dieser Mönche des Deutschen Ritterordens. Da sie ein Gemeinwesen für sich bildeten, brauchten sie ihre verstorbenen Brüder nicht in die geweihte Erde eines Friedhofs zu überführen, falls sie eine Art Hofkapelle hatten. Sie konnten an diesen Gräbern beten und haben schließlich vielleicht deren sterbliche Überreste bei ihrem Wegzug mitgenommen. Viel wird nicht übriggeblieben sein bei unserem rauen Klima, und Grabbeigaben waren bei den christlichen Brüdern ohnehin nicht üblich.

Brunnenstollen statt Mönchsgruft

Im vorigen Rundbrief stand zu lesen von einem mit Felsplatten überdachten Erdgang bei den Himmelreicher Gehöften: ob Grab, ob Gruft, Verschanzung oder Versteck, das blieb mit Fragezeichen behaftet.

Nun bietet Landsmann Helmut *Klaubert* wohl des Rätsels Lösung. „Es handelt sich um einen Querbrunnen, fachlich ‚Kanat‘ genannt“, schreibt er. „Wo man mit Tiefbrunnen den Grundwasserspiegel nicht erreichte, trieb man einen Stollen waagrecht in den Berg. Im Hügelinnern sammelt sich aus Felsspalten Sickerwasser zu einem Rinnsal, das manchmal gestaut, als ‚Röhrenwasser‘ aus dem Berg geleitet wurde. Bevor man beim Vortrieb unters tragende Gestein kam, deckte man den ausgehobenen Zugang mit Felsplatten ab. Die Himmelreicher Höhlung stimmt auch in den Maßen zu diesen Wasserstollen. Sie sind zwischen 6 m und 340 m (!) lang, etwa 1,60 m hoch und 0,50 m breit. Ich beschäftige mich damit seit 1965, als man beim Aushub zum Selber Porzellanwerk Rosenthal auf einen solchen Wasserstollen stieß. Vorher wurden die Kanate in Deutschland wissenschaftlich nicht beachtet. Unsere dreiköpfige Forschergruppe fand bald weitere Gänge und hat sie vermessen, kartiert und fotografiert.“ „Nichts für ungut“, schreibt mir Lm. *Klaubert*, weil sich also die vermutete



Abb. 1: Stollenmund des Kanats Oberweißenbach bei Selb (Abb. und Hinweise aus Helmut *Klaubert*, „Wasserstollen im bayerisch-böhmischen Grenzraum“)

Mönchsgruft nicht bestätigt. Aber keine Ursache, denn Wissen ist besser als Mutmaßen. Es tauchen auch neue interessante Fragen auf. Warum wußte man bisher so wenig über das „Röhrenwasser“? „Nie sprach eine Bauersfamilie zu Fremden über ihr Röhrenwasser, hielt die Einstiege geheim!“ Und warum sind diese Querbrunnen in Deutschland weitgehend auf unser heimatliches Dreieck Asch-Selb-Roßbach beschränkt? (S. Abb. 3). Vielleicht erklärt sich das durch die Himmelreicher Kreuzherren-Mönche. Die Kanat-Technik stammt, mitsamt dem Namen, aus Persien. Dort, wo Grundwasser in den Trockenzonen unerreichbar ist, genießen Kanatbaumeister hohes Ansehen, versorgen 50 000 Kanate die Siedlungen. Als im Jahre 1191 in Jerusalem der spätere Deutsche Ritterorden gegründet wurde, konnten die Mönche diese orientalische Wasserkunst studieren und in unser Heimatgebiet mitbringen.

Das Verbreitungsgebiet mit einzelnen Ausläufern in Bayreuth, Adorf, Weimar, Elbogen deckt sich aber auch auffallend mit der einstigen Berührungszone zwischen den slawischen Sorben und den

Deutschen. Auch jene könnten die persische Kanat-Technik aus ihren östlichen Gefilden mitgebracht und brüderlich mit den deutschen Nachbarn ausgetauscht haben, bei denen allein sie dann fortlebte — bis 1927, als in Reichenbach die letzte Anlage gegraben wurde.

Kanate sind bei uns in Asch, Gottmannsgrün, Mähring, Schildern, Steinpöhl, Elfhausen, Niederreuth — und nunmehr auch in Himmelreich — feststellbar.



Abb. 2: Ein Teil des Stollenanfangs (Wildenau) ist mit schweren Granitplatten abgedeckt. Der Kanat wird an diesem Punkt von der Bahnlinie Hof-Asch geschnitten.

„Von Niederreuth sind mindestens drei Anlagen bekannt, ein Eingang war noch vor Jahren erhalten im Anwesen Heinrich. Hier lebte bis 1946 ein Schmied, der mir im hohen Alter schilderte, wie er einst die Teichleitungen vom Stollen zu den Brunnenrögen legte.“ (Klaubert)

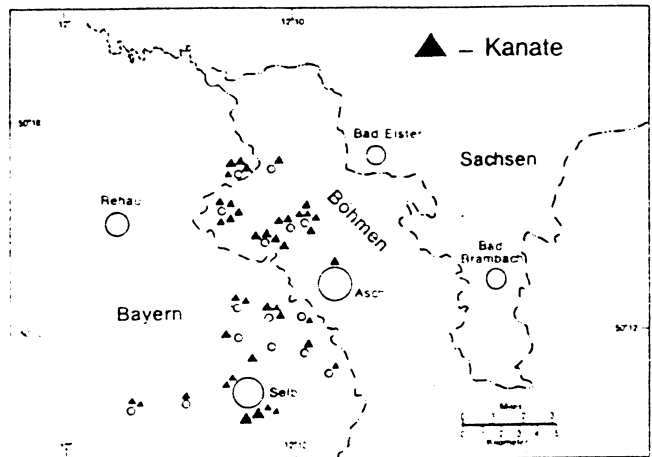


Abb. 3: Verbreitungsgebiet der Kanate im Ascher Grenzraum.

Pfingstausflug „afm Fruasch“

„Gäm-ma am Fruasch ei“, sagten die Wernersreuther und machten sonntags den einstündigen Waldspaziergang ins „Gasthaus zum Grünen Frosch“ im Röthenbachtal. In unserer Gebirgslandschaft ist der Frühling ganz plötzlich ausgebrochen, jetzt duften Fichtensprossen, Birken- und Buchengrün, Vogelsang ist nah und fern. „Däu wenn ma afm Fruasch eiganga is, häut ma scha van weitr die Schäibercha Kerschnblöi grochn, des war a söißa Duft“ (Gowers, Rb. Ostern 55).

Inmitten des Tannichwalds, an der Grenze der Gemeinde, des Besitzes der Zedtwitze und des Landes Böhmen, liegt diese beliebte Ausflugsstätte des Ascherlands. Ganz nahe, schon in Sachsen, befinden sich: die Lochmühle, Hohendorf, Deckerhäuser, Barendorf.

Das Wirtshaus im Tannich

Als „Froschwirtshaus“ erscheint die Einschicht Nr. 117 zuerst auf einer Landkarte von 1845/46. Der Nummer nach dürfte sie um 1835 erbaut sein (im Jahr 1786 war man bis zur Hausnummer 92 gekommen). „Der merkwürdige Wirtshausname wurde mit Recht gewählt“, vermutet Rogler, „denn vor dem Haus ist ein abgelassener Weiher zu sehen, wo die Frösche früher sicherlich musiziert haben“.

Vormals arbeiteten im Tannich die Zimmerleute Geipel (Nr. 7) und Hädler (Nr. 114). Im Winter hauten sie die Stämme zu Balken aus, im Sommer setzten sie die Dachstühle auf. Bretter schnitten sie in Hädlers Sägemühle. Als aber die Sägestube ausbrannte, ging Geipel als Zimmerpolier zu einem Merz nach Asch, Hädler wirtschaftete auf seinem Anwesen weiter. Die Waldbesitzer übernahmen nun den Holzeinschlag selber; da wurden die Schneisen größer. Für Fuhrmann und Pferde erstellte man eine Blockhütte, daß sie nicht täglich heim mußten; für die Waldarbeiter eine kleine Schupfe, wo Bier und Essen zu haben waren.

Hier verköstigten sich auch andere Waldgänger, und so kam dem damaligen Förster der Einfall, sich als Wirt festzusetzen. Den letzten Ausschlag dazu gab ihm sein Heuschnupfen, der ihn im Försterberuf quälte. Das Röthenbachtälchen aber war frei von Birken und wilden Hollerbüschen mit ihren lästigen Blütenpollen.

Die Namens-Legende

Dieser Förster Seidel war ein Genie der Naturkunde, besaß eine Sammlung aller heimischen Falter, wußte Bescheid über Wetter, Kreuzottern, Frösche. Für seine Gäste hatte er daher genug Unterhaltungsstoff.

„Das Froschweibchen legt die Eier in Gelee in den Teich“, verkündete er, „das Männchen schluckt sie und brütet sie im Magen, dann kotzt es die Kaulquappen aus.“ Die Gäste lauschten. „Ich habe meine Röthenbachfrösche auch mit der Wettervorhersage beauftragt“, fuhr Seidel fort, „aber aus Stolz darauf haben sie so laut gequakt, daß ich es nicht mehr ausgehalten habe. Da habe ich ihnen zur Schalldämpfung die unteren Zähne gezogen. Seither haben alle Frösche diese Gebißmode angenommen und tragen nur oben Zähne. Wer's nicht glaubt, soll einem ins Maul schauen.“

Der Brambacher Doktor, der unter den Gästen saß, lachte dazu und meinte, widerlegen könne er es nicht, glauben auch nicht. „Lassen wir es als eine Fabel in Jägerlatein im Raum stehen!“ Aus

Jux bestellte er sich ein Froschpärchen zur Beobachtung und empfahl, das neue Wirtshaus „Zum grünen Frosch“ zu nennen, was auch geschah.

Zuletzt wurde das Gasthaus bewirtschaftet von Johann Stadler, geb. 1881, Gastwirt (Verwandter des Stadler-Beck-Emil Nr. 49) und seiner Ehefrau Frieda geb. Breitenfeld.

Froschwirts Flunkereien

Heute wieder einmal eingekehrt im „Gasthaus zum Grünen Frosch“: Waldschenke, Sonntagsausflugsziel und Stützpunkt auch für „Pascher“, die mit ihrer Schmuggelware dort im hintersten Tannich über den Röthenbach von Sachsen nach Böhmen hüpfen konnten.

Im Rundbrief Juni 84 ist nachzulesen, was der Froschwirt Johann Seidel zusammenflunkerte, um den Wirtshausnamen zu erklären. Hier nun noch zusätzlich: „Ich habe meinen Fröschen die Wettervorhersage aufgetragen. Darüber sind sie so stolz geworden, daß man ihre Schönwettermeldungen bis ins Himmreich schallen hörte; so mußte ich ihnen zur Schalldämpfung die oberen Zähne ziehen. Alle Frösche haben seither diese Gebißmode angenommen, schaut nur einem ins Maul! Wenn das die Bäder Franzensbad und Brambach gewußt hätten, hätten sie sich nicht vor Gericht streiten brauchen, wer von ihnen eine moderne Wetterstation bekommt. Darüber haben sich ja auch die Schönberger und Brambacher Grafen so erhitzt, daß sie am Röthenbach ein blutiges Duell austrugen, wo heute noch der Denkstein steht. Mein Wirtshaus aber heißt seither Froschwirtshaus.“

„Jägerlatein“, lachte darauf der Brambacher Doktor in der Schenkstube. Wahrhaftig! Erst seit der Jahrhundertwende bewirtschaftete Seidel die Schenke, wie ein Inserat im Ascher Adreßbuch von 1906 beweist (Teil 2, S. 26):



Das Froshwirtshaus im Winter (zur Verfügung gestellt von Max Fuchs, Weidhausen)

„Gasthaus zum grünen ‚Frosch‘, Wernersreuth. Schönster Ausflugsort. 15 Minuten vom Kapellenberg, in herrlichem Waldtal nahe der Elsterquelle, dicht an der sächs. böhm. Grenze. Billiger, gesunder Aufenthalt für Sommerfrischler. Schöne Spaziergänge. Gute Biere, Weine und sonstige Getränke. Vorzügliche Speisen. Gute Bedienung. Mäßige Preise.

Johann Seidel, Förster und Gastwirt“

Aber schon um 1840 herum muß die Schenke erbaut gewesen sein — und „Frosch“ geheißen haben. Folgende Fakten sind überliefert:

- 1845: „Froshwirtshaus“ (Ferd. Karte)
- 1870: „Froschschenke“ (Schmidts Heimatkunde)
- 1876: „anmuthender Wirtshausname zum Grünen Frosch“ (Kalender für Asch und Umgebung)
Wirt: Jentscher (laut Adolf Grieshammer)
- 1893: „Grüner Frosch“, „Froschhaus“;
Wirt: Georg Wolfram (Tittmanns Heimatkunde mit Kartenbeilage)

Wie die Anekdoten auch schon bei den früheren Froshwirten blühten, erzählt uns ein Wernersreuther:

Adolf Grieshammer: „Die Wunderkuh vom Frosh-Wirtshaus“

Eine gute Kälberkuh hält jeder Bauer in Ehren und hätschelt sie; denn jedes gesunde Kalb ist Goldes wert. Eine ganz besonders gute Kälberkuh aber gab's vor über hundert Jahren am „Frosch“.

Dorthin wolle mir der geneigte Leser in Gedanken folgen. Der Wirt Jentscher in dem alten Grenzirtshaus war ein allzeit freundlicher und gefälliger Mann, hilfsbereit tags wie nachts. Es sprang ja allemal ein kleines Geschäftchen heraus. Zwar war der große Bandenschmuggel über die böhmisch-sächsische Grenze schon verblüht. Aber so Kleinigkeiten . . . Die Bauern von Hohendorf, Bärendorf, Röthenbach auf der sächsischen Seite hatten weniger guten Absatz für ihr Vieh. Aber die Fleischhacker des aufblühenden, gerade zur Stadt erhobenen Industriortes Asch, die hatten Bedarf! Und so stand neben der einzigen Kuh des Froshwirts dauernd ein feistes Kälblein, wenn auch oft nur für einen Tag oder eine Stunde. Dann holte es der eine oder andere Ascher Fleischhacker im einfachen Steirerwäglein ab.

Begegnete man einem k. k. Zollbeamten (Finanzer), so lautete die Antwort auf die Frage „Woher das Kalb?“, „Aus'm Frosch“. Die Finanzer hatten ihre Begegnungen mit Mensch und Vieh in ihren monatlichen Rapport einzutragen. Da schüttelte eines Tages der Oberkommissar beim Studieren der Berichte den Kopf: so viele Begegnungen mit Ascher Fleischhauern, und immer: Kalbtransport vom Frosch nach Asch? Dem mußte nachgegangen werden!

Also macht sich der Oberkommissar auf den Weg zum Frosch. Wandert durch den Elsterwald, kommt nach zweistündigem Fußmarsch zum Froschwirt Jentscher. Wird ehrerbietigst begrüßt. Es gibt ein saftiges Kalbsgulasch mit ff. ungarischer Paprikasoße, dazu einen knusprigen Wecken aus feinstem ungarischen Weizen. Feines Pilsener Bier wird aufgetragen, so zwei oder drei Seidel; dann setzt man noch einen roten Melniker oder Dalmatiner drauf. Eine echte Virginia zum Schmauchen ist auch zur Hand.

Ja, so war das Leben schön an der Grenz! Der Kaiser von Österreich und der König von Sachsen waren ja Duzbrüder, ihre Soldaten öfter als einmal gegen den Preußen-Friedrich zusammengestanden. Es war eine Lust zu leben in der guten alten Zeit, „an der Grenz“. Noch eine Virginia, daß die Rauchringlein in die stille Abendluft ziehen. Da möchten einem die Augen zufallen, oder wenigstens muß man eines zudrücken. Der Oberkommissar fühlt sich wohl. Unterhält sich mit dem lieben alten Wirt. Fragt auch so nebenbei nach der Ökonomie, nach dem Viehbestand. „Wieviel Küh' daß ich hab, Herr Kommissar? Ja halt eine!“

Da schmunzelt der Gestrenge, und sagt zum Froschwirt: „Hören's, die Kuh haltens 'S aber wert. Die hat dieses Jahr doch schon zweiundzwanzig Kälber gehabt.“

O du gute alte Kaiserzeit, hörte man damals des öfteren sagen. Wird wohl etwas wahr daran gewesen sein.

Frosch-Wirt Jentschers Spuren

Woher kam dieser gemütvolle Gastwirt vom „Grünen Frosch“ Nr. 117, Eduard Jentscher, dessen Wunderkuh — laut vorigem Rundbrief — im Jahre 1875 zweiundzwanzigmal kalbte?

Unsere Wernersreutherin Erna Wagner, Nr. 127 (Salaberg/Totschengasse) ist eine Nachfahrin und kann an Hand von Taufscheinen die Linie verfolgen.

Frosch-Wirt Eduard Jentscher war der Sohn der Eheleute Franz Jentscher aus Grünthal 5 und Franziska geb. Erdmann aus Kupferberg 140. Er heiratete die Wernersreutherin Elisabeth Rudrich, Tochter des Zimmermanns Johann Rudrich, Wernersreuth 107.

Die beiden erwarben (oder erbauten?) um 1840 das Froschwirtshaus, wo ihnen 1850 die Tochter Elisabeth Margaretha geboren wurde. Diese heiratete den Maurer Johann Friedrich Leicht aus Hohendorf; sie bezogen das Haus Nr. 127, das bis zuletzt den Hausnamen „Leicht“ führte. Deren Tochter Lisette, geb. 1889, heiratete 1914 den Strumpfwirker Christoph Erwin Müller von Steinpöhler Herkunft. Diese sind nun die Eltern der Geschwister Eduard Müller, gefallen 1941 vor Moskau, und unserer Erna Wagner geb. Müller, nunmehr in Weidhausen b. Coburg wohnhaft. Sohn Rainer, geb. 1944, ist einer der jüngsten Aktiven in der jetzigen Wernersreuther Heimatgruppe.

Wernersreuth — oberstes Dorf im Tale der Elster! Diese Gegebenheit ermutigte die Wernersreuther Heimatgruppe, dem schönsten Fluß unserer Gebirgsheimat ein poetisch-musikalisches Denkmal zu setzen. Die „Elstersymphonie“, ein wirklich geniales Tonkunstwerk des Komponisten Walter Kutscher aus Bayreuth, wurde, soweit fertiggestellt, als Höhepunkt der diesjährigen Zusammenkunft in Marktbreit uraufgeführt (siehe Mai-Rundbrief). Völlig unbeeinflusst vermeldete der Zeitungsberichterstatter: „Die Symphonie vermittelt einen ausgezeichneten Eindruck von der Landschaft um Wernersreuth, ihren Wäldern, Hochmooren, Mineralquellen und der ganzen besonderen Atmosphäre dieser einst sudetendeutschen Landschaft. Die Festgäste belohnten die Neuschöpfung und eindrucksvolle Wiedergabe mit langanhaltendem Beifall.“

Die Elster gehört dem ganzen Ascher Bezirk und allen seinen Bewohnern, die, soweit altersmäßig möglich, gewiß alle einmal zu ihrer Quelle gepilgert, an ihrem munteren Lauf gestanden sind. Daher soll dieses musikalische Denkmal demnächst allen Interessierten vorgestellt und zugänglich gemacht werden.

Da wir auf unserem dörflichen Rundgang eh in der Nähe der Elsterquelle (Frosch-Wirtshaus) waren, machen wir erst einen Abstecher hinauf zum steinernen waldumrauschten Elsterquelldenkmal, dem Weihegeschenk aus dem Vogtland.

Wie kamen Vogtländer dazu, unseren heimischen Hauptbach mit einem Gedenkstein zu krönen? Erstens: sie betrachten die Elster als „ihren“ Fluß. Denn auf 250 km Länge besucht sie nordwärts Vogtländer, Sachsen, Thüringer, bevor sie sich unter Leipzig an „hellem Strande“ in die Saale ergießt. Als alldeutscher Schicksalsfluß erwies sie sich in der Völkerschlacht bei Leipzig, da Napoleons Stern niederging.

Damals waren die französischen Truppen am dritten Tag umzingelt, hatten 40 000 Tote und Verwundete. Da befahl der Kaiser den Rückzug über die Elsterbrücke in den Leipziger Vorort Lindenau.

Der Übergang begann am 19. Okt. 1813 und ging die Nacht hindurch. Am Morgen drang Blücher in Leipzig ein, begleitende Kosaken stürmten auf die Brücke zu. Der wachhabende Offizier erschrak und zündete die Mine unter der Brücke, welche ohrenbetäubend in die Luft flog. Aber das halbe französische Heer war noch nicht drüber und wurde zusammengeschlagen. Der erschöpfte Kaiser hatte in seinem Lehnstuhl geschlafen; er erwachte durch die Sprengung und begriff, daß die Armee, daß das Reich verloren war. An der Beresina hatte es angefangen, an der Elster war es vollendet.

Naturbegeisterung

Zweitens: romantische Naturbegeisterung hatte die Gemüter ergriffen. Unsere Mittelgebirgslandschaft mit ihren fernblauen Hügeln, rauschenden Wäldern und Bächen wurde der Romantik Inbegriff, und der schlesisch-österreichische Dichter Eichendorff (1788—1857), ein Kind dieser Landschaft, ihr Verkünder. Er läßt uns von Bergeshöhen über blitzende Ströme in die Ferne schauen: „O Täler weit, o Höhen / O schöner, grüner Wald, / Du meiner Lust und Wehen / Andächtger Aufenthalt!“

Springende Bächlein versinnbildlichen ihm das fernweh-trunkene Wandern, wie in seinem bekanntesten Lied:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld...
Die Bächlein von den Bergen springen...

Zum Fernweh gehört für Eichendorff das Heimweh; beides sind für ihn einander ergänzende romantische Gefühle. Als Sinnbild des einen erwählte er den in die Welt hinauseilenden Bach, als Sinnbild für das andere, in träumerischer Naturversenkung, die Wasserquelle: Wie schön, hier zu verträumen
Die Nacht im stillen Wald,
Wenn in den dunklen Bäumen
Das alte Märchen hallt.

Die Berg im Mondenschimmer
Wie in Gedanken stehn,
Und durch verworrne Trümmer
Die Quellen klagend gehn ...

Voll Wanderlust und Heimatliebe zogen also die vogtländischen Naturfreunde bachaufwärts und suchten die Elsterquelle. 1897 schrieb ein Mitglied des „Verbands der vogtländischen Gebirgsvereine“ namens Oskar Metzner:

„Und wenn nun in nicht allzu ferner Zeit die Geburtsstätte unseres heimatlichen Flusses sichere Fassung und würdigen Schmuck erhalten wird, dann wird auch der heimische Naturfreund wie der fremde Wanderer öfter als bisher im Elstergebirge Einkehr halten und gern vordringen zu der Stätte, wo ein Wesen ins Dasein tritt, das die Landschaft belebt und schmückt, den Boden befeuchtet und befruchtet, die Wohnplätze der Menschen an seine Ufer fesselt und den Anwohner wohlthätig unterstützt bei allerlei Gewerbe und Hantierung. Längst ist man über den bloßen Entschluß hinaus. Der Grundbesitzer, Herr Friedrich Wilhelm Edler von Helmfeld auf Altenteich, Haslau etc. in Böhmen, hat zu dem geplanten Werke der Gebirgsvereine die Genehmigung in zuvorkommender Weise erteilt, und Freunde in Asch, in erster Linie Herr Bezirkshauptmann Tittmann, haben bereits Wege geebnet und markiert, die den Wanderer sicher hinführen zu ‚des Stromes Mutterhaus‘. Schon sind Pläne vorhanden und Vorarbeiten im Gange, um die schöne Idee der Verwirklichung baldigst entgegenzuführen. Wir wünschen zum Werke bestes Gelingen!“

Wo liegt die Elsterquelle?

Metzners Schrift ist betitelt: „Wo liegt die Quelle der Weißen Elster?“ (in: „Unser Vogtland“, Berlin 1897). „Das Elstergebirge ist ein wasser- und quellenreiches Land“, erklärt er. „In keinem Teil unseres Sachsenlandes sprudeln so viele Mineralquellen wie im Geburtsland unserer Elster. Dort ist die Erde auf weite Strecken mit ihrem schönsten Gewande geschmückt, mit Wald; der starkmoorige Waldboden verschafft einen nie versiegenden Wasserschatz ... Hauptsächlich bildet sich unser Fluß aus zwei Quellenarmen, die beide den Namen ‚Elster‘ führen: aus der ‚Steingrüner Quelle‘ und aus dem sogenannten ‚Elsterbrunnen‘. Die

Frage, welches der beiden Gewässer als der eigentliche Quellarm zu gelten habe, ist neuerdings von den Anwohnern lebhaft erörtert worden; und da die vogtländischen Gebirgsvereine mit der Absicht umgehen, die Elsterquelle demnächst zu fassen und zu schmücken, haben auch weitere Kreise ein erhöhtes Interesse an der endgültigen Erledigung der Frage: Wo liegt die Quelle der Weißen Elster?“

Genau 360 m über der Oberen Hädlermühle fließen die zwei Quellbäche ineinander. Seitwärts vom Pechwald herunter rinnt's vom Elsterbrunnen. Diesen hatte der Müller Hädler um 1780 in Holzpfeifen gefaßt. Die sagenhafte Elsternixe wohnte darin, für die der Müller in trockenen Sommern, wenn selbst die Waldbäche schwächer wurden, einen Melkkübel Milch und einen Brotranken hinstellte — worauf am nächsten Morgen der Mühlteich voll Wasser war, und es ließ nicht nach den Sommer und Herbst hindurch, wengleich es nicht regnete: so war der Dank der Quellnixen.“ (Sagenbuch 120)

Noch 1847 heißt es: „Alte Hädlermühle am Ursprung der Elster“ (Rogler). Aber vielleicht befürworteten die Wernersreuther auch nur deshalb diese Quelle, weil der Pechwald auf ihrem Gemeindegebiet liegt. Denn freilich kannte man den längeren geradeaus führenden Arm, der in die Birklohe auf Steingrüner Gebiet hinaufreicht, nur 10 m unter die dort 734 m hohe Wasserscheide gegen Böhmen. Sagte doch schon 1692 Magister Will in seinem „Teutschen Paradeiß“: „Die Elster rinnet aus dem Tännich- und dem Pechwald“. Offenbar weil man einmal die zwei Ursprünge nicht auseinanderhalten konnte, setzte 1716 Bauers Landkarte kurzerhand den Namen Elsterbrunn auf die Steingrüner Quelle.

Jetzt aber fertigten der Steingrüner Vorsteher Jobst, der Ascher Bezirkshauptmann Tittmann und der Vogtländer Metzner Gutachten. Ihre Messungen ergaben, daß die Steingrüner Quelle höher liegt (725 m) als der Elsterbrunn (685 m) und mehr Wasser fördert (ca. 45 l/min gegenüber 15 l/min). Ihr Abfluß

ist auch länger (2000 m gegenüber 700 m bis zum Zusammenfluß) und schlägt sogleich die nördliche Haupttrichtung der Elster ein, wohingegen der Hädlerbrunnen-Bach quer läuft. „So kann für uns kein Zweifel obwalten, daß die Steingrüner Quelle als die eigentliche Quelle zu betrachten ist“ (Metzner).

Der Weg zum Denkmal

Am 6. Nov. 1898 war es soweit. Es kam „ein Festzug der Wandervereine aus Plauen, Adorf und Markneukirchen, samt Wanderfreunden bis aus Leipzig, von Brambach her über das Gasthaus ‚Frosch‘ gezogen. Gewehrsalven und die Steingrüner Feuerwehr begrüßten sie am Hauptgrenzstein XI nur 332 m vor der festlich geschmückten Quelle. Hier erwartete sie eine hundertfältige Menge, voran der Ascher Bürgermeister Emil Schindler, der Steingrüner Vorsteher Josef Jobst und eine starke Abordnung der Ascher Alpenvereinssektion.“ (Heimatbuch 617)

Auf Steingrüner Flur entspringend, nach Wernersreuth geneigt, allen Ascherländern zu eigen, war die so gekrönte Quelle seither das Ziel ungezählter Sonntagsausflüge. Kundige Ascher erspähen vom Lerchenpöhl aus die Hochwaldschneise, der sie zustreben müssen. Passend hat ein Steingrüner Weg und Ziel beschrieben:

„Geht man von Wernersreuth aus südlich in Richtung Steingrün, nimmt einen bald der Wald auf. Riesige dunkle Fichten ragen empor, dazwischen das helle Grün einzelner Buchenbäume. Ein Gekicher und Gemurmel lenkt den Blick zum Waldboden, wo ein silberhelles Bächlein über Wurzeln und Steine hüpfet. Das gluckst und plätschert mit so emsiger Geschäftigkeit, daß der Wanderer dem Heimatort dieses Wässerchens nachspüren will. Manchmal engen dunkelgrüne schwellende Moospolster den Lauf ein, sperren aschgraue Granitblöcke den Weg oder große Farnbüschel neigen sich über das perlende Naß. Immer steiler geht es bergan, bis plötzlich der Blick auf das steinerne Denkmal der Elsterquelle fällt, das in der Waldeinsamkeit einen erhabenen Eindruck macht. Ein 30 cm breiter Ring aus Ottengrüner Granit umschließt

1 m weit die Quelle. In geringer Tiefe schaut eine 10 cm weite Röhre aus dem Grund. Aus ihr tritt das Wasser zutage, hebt und bewegt den feinen Granitsand und füllt den Brunnen bis zum Rand,



Die Elsterquelle

Zeichnung: Alfred Schreyer

worüber es in einer Rinne abfließt. Jede Sekunde quellen dreiviertel Liter köstlichen Wassers aus der Tiefe.“ (Hans Schmitzer, Rb. 20. 4. 50, gekürzt)

Schon in den dreißiger Jahren schwärmte der Ascher Gymnasiallehrer Florian Hintner „im Banne der jungen Elster“: „Die hellflutige Weiße Elster hüpfet als liches, weißschäumendes Grenzwalddöchterl zwischen moosbewachsenen Umweltblöcken und grünseidenen Graspolstern zutal und tollt, als echte Ascherin viel und gescheit plaudernd, zwischen Mooren und Wiesen, an ragendem Fels und rauchenden Wäldern vorüber durch die freundlichen Dörfer Wernersreuth und Grün ... Wo diese Wasserader ihre Augen aufschlägt, erhebt sich an der Ostseite der Brunnenfassung ein

denkmalartiger Granitaufbau mit dem gußeisernen Wappen derer von Helmfeld und der darunter eingemeißelten Inschrift ‚Elsterquelle‘. 1927 wurde bei der fälligen Aufforstung eine Eichenallee zur Quelle angelegt.“ (Rb. 26. 9. 53) (Sie ist inzwischen unter den schnellwüchsigen Fichten verkümmert.) Zwei weitere Inschriften auf Platten nennen links das Errichtungsdatum, rechts die Errichter: „Verband vogtländischer Gebirgsvereine“. Schon sechsmal zierte ein Foto des Monuments den Rundbrief, zuletzt im April 1983.

Im vorigen Jahrhundert wurde dargestellt, wie die Vogtländer ihrem „König der Flüsse“ — so nannten sie einst unsere Elster wegen ihres Perlenreichtums — an seiner Quelle in unserem Tannichwald ein Denkmal setzten.

Der Komponist Walter Kutscher hat auf Initiative unserer Wernersreutherin Marianne Sommerer geb. Riedl dem munteren Lauf dieses unseres Ascherländer Hauptbachs nun ein musikalisches Denkmal gesetzt, das bei Ortsfremden sofort die Vorstellung vom Murmeln und Rauschen, vom Leben und Treiben dieses Gebirgswassers hervorrief.

Er konnte sein geniales Tonkunstwerk so treffend gestalten, weil er sich wiederum in die Schilderung vertiefte, die in den dazugehörigen Versen steht. Diese Verse basieren auf der von Ernst Martin überlieferten Einteilung des Baches in sieben Abschnitte, die den sieben Lebensjahrzehnten der Menschen entsprechen: von der Geburt über Kindes-, Jugend-, Elternzeit bis ins hohe gottgesegnete Alter noch darüber hinaus.

Wir können diese Verse nun dank des Entgegenkommens der „Rundbriefmacher“ Tins, Vater und Sohn, hier veröffentlichen — aber nicht auf einmal, sondern die nächsten Folgen hindurch jeweils stückchenweise. Wer sich dafür interessiert, sammelt sie und hat dann die Textgrundlage bei eventueller musikalischer Aufführung. Und als Gegengewicht anschließend ein kleiner Schwank aus Ernst Martins Feder!

Der Elsterlauf als Lebenslauf

Wer in den bis zum Rand mit glasklarem Wasser gefüllten Granit-Trog der Elsterquelle blickt, sieht inmitten eine glitzernde Fontäne feinen Granitsands emporwirbeln. Jede Sekunde quellen hier dreiviertel Liter köstlichen Wassers aus der Tiefe, das den Glitzersand mitreißt:

I Geburt (Quelle im hohen Tannich)

Unter Hochwaldes
Harfenwind
ein klares kaltes
Wässerlein rinnt.

Von rings begießen's
Sümpfe und Moos.
Wo ist des Fließens
Ursprungs-Schoß?

Du mußt die Steige
vollends gehn,
mußt Tannenzweige
beiseite drehn:

In steinernem Troge
quillt's herauf.
Mit schwellender Woge
nimmt's seinen Lauf,
hebt Sandgefunkel
wie Feuerwerk.
Aus Felsendunkel
speit der Berg!





Gebettet in Blumenwiesen aus jungfräulich weißen Anemonen im Vorfrühling, aus betäubend duftenden Arnika im Hochsommer, schlummert das Bächlein seinen Kindheitstraum. Hochmoore, von weißem Wollgras bedeckt, nähren es aus ihrem tiefbraunen Boden. Keine Unreinheit trübt das trinkbare Wasser, keine Straße lärmt und stört das Vogelgezwitscher und Windesrauschen an dieser Wiege. Nur der Bauer weckt es behutsam, wenn er es im Frühjahr zur Wässerung auftaut, oder wenn er zur Heumahd seinen Wetzkampffüllt.



Illustrationen von Alfred Schreier

II Kindheit

(Wiesengraben im Himmelreich)

Durch Feldstein gestaut
ruht Gräbleins Bahn
in würzigem Kraut
und Thymian.

Mild leuchtet sein Grund
gold-bernsteinbraun,
drauf Wolken rund
sich im Spiegel schau.

Wie Kindes Blick
voll Wiegenglück
strahlt's aus Gründen tief
drin Himmel schlief.

Da: Schnitters Gras
schwimmt in das Bild.
Heuschreck rudert wild,
ders Ziel vergaß.



Unterhalb der ersten Hädlermühle ist das Elsterbächlein zu einem Wildfang erstarkt. Mit überschäumendem Temperament rennt und tobt es talwärts, höhlt den Bachforellen Unterschlupfe, wirft sich in Schlingen hin und her, Wurzeln bloßlegend, Glitzersteine ausspülend. In Abständen aber überkommt es die Schwermut der Knaben- und Mädchenzeit, hält es inne in unergründlichen Tümpeln und Strudeln.

III Knabe und Mädchen (Bach vom Lumberhau bis zur Gofßlermühle)

Im Frühtauglitzern
das Bächlein träumt,
daß es mit Spritzern
des Meeres schäumt.

So stark möchte es sein!
Als Sturzflut hüpfen,
in Höhlen schlüpfen,
umgischen den Stein!

So wirft sich's wild
tal-hin und wider,
und folgt dem Bild
der Brandungsbrüder.

Durch Wiesen wühlt
die Silberschlange,
sie leckt und spült
am Rasenhang.

Wasserperlen,
Schaumgetos!
Es wusch der Erlen
Gewürzel bloß,
es drängt' und trieb
mit Wirbeldreh
ins Wurzelsieb
des Geestes Schnee.

Dann hemmt die Fessel
des Ufers doch:
nun tieft sich Kessel
und Tümpelloch,

nun spült der schlanke
Strömungskamm
an stille Flanke
Sand und Damm.
Der körnige Grund
sinkt in dunklen Schlund.
Drüber steht in der Helle
die Bachforelle.
Mein Schatten am Bach
scheucht die Rotgetupfte.
Unters Wasendach
sie pfeilschnell schlupfte!



Obere Hädlermühle



Die Elstersymphonie

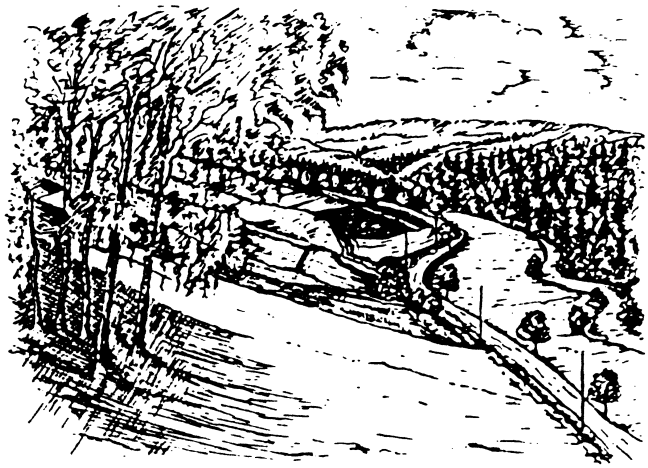
Als ernsthaften Beitrag zum Ascher Kulturleben betrachten die Wernersreuther ihre in der Patenstadt Marktbreit jüngst uraufgeführte „Elstersymphonie“, komponiert von Walter Kutscher. Der ihr zugrunde liegende Text vergleicht sinnbildhaft die Abschnitte des Elsterbaches zwischen den sieben Mühlen mit sieben Lebensstadien.

Unter Auslassung einiger „Lebensalter“ sei hier noch der Text zu den untersten Stücken des Baches, von der Knöckelmühle bis zum Dorfausgang nach Niederreuth, mitgeteilt:

VI Elternschaft

(Der Bach und die Kinder)

Bedächtig treibt die Mühlbach-Elster
im Tale sieben Radzylinder.
Da sinnt der Bach, wie einst er schnellster
und wildster war der Quellenkinder.



Weil er hier selber Kind gewesen,
ist er den Menschenkindern gut:
vereint ihr übermüt'ges Wesen
mit seinem eignen Übermut.

Dort oben schon an Tannichts Schwelle
lud er zum Bad im „Pleiels Teich“,
erschreckt' die Schwimmer mit Libelle
und - noch ein Streich - mit Frösche-Laich.

Dann gluckst' und murmelt' er zu Tale.
Im Winter hört's der Wanderer nicht:
das Schneebett legt sich übers schmale
Gewässer — drein der Geher bricht.

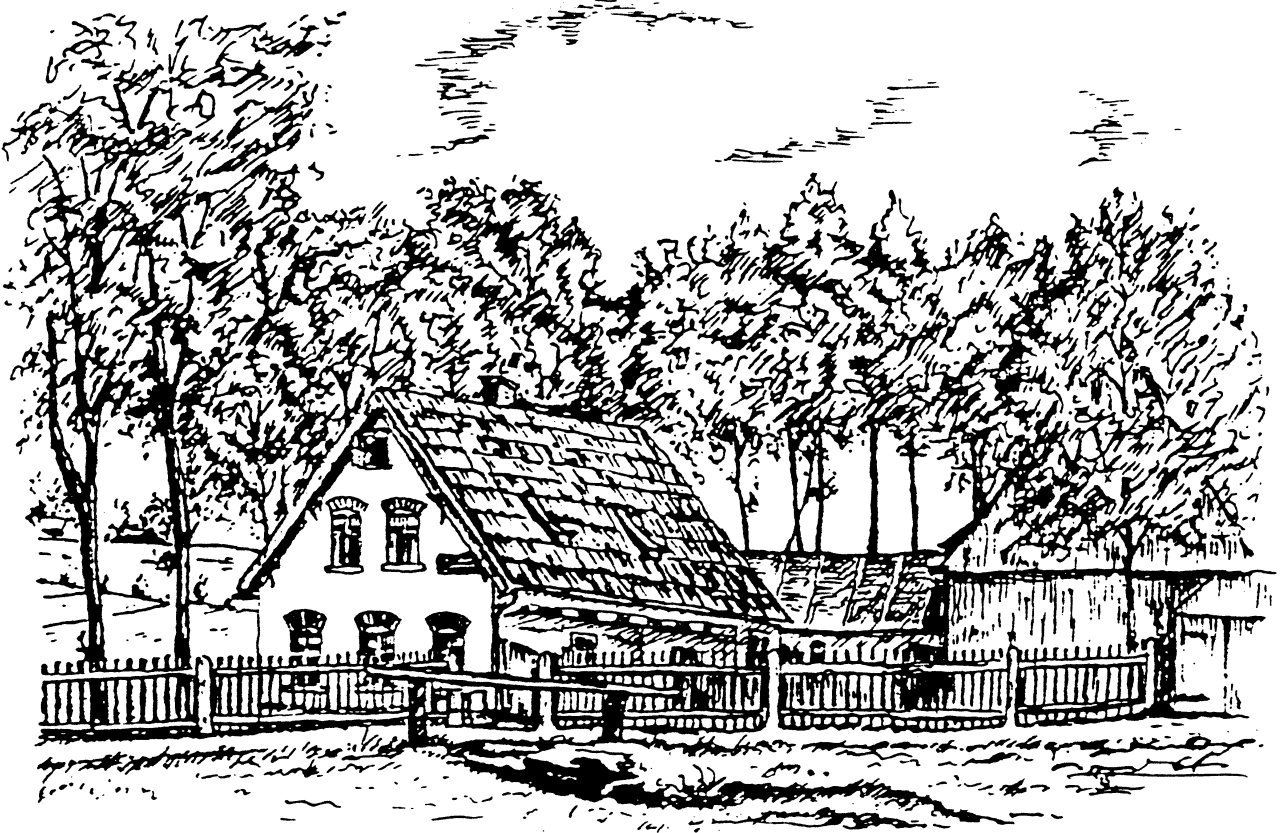
Und auch im Sommer ist für Springer
auf festes Ufer kein Verlaß;
's ist unterhöhlt vom Wasserfinger,
der zieht dich rücklings in das Naß.

Freigiebig für die Wasserpatscher
hatt' Flutsand er doch angeschwemmt,
und sich für kühne Bäuchlingsklatscher
zum Badetümpel angedämmt.

Dem Erlenschaukler, Wasserwater,
Forellenfänger, Sprung-Artist',
der Elsterbach ein gut'ger Vater
und Kamerad in einem ist.

Gern trägt er Holzschait auf den Fluten
bachabwärts bis zum fernen Ziel;
die Kinder lenken's mit den Ruten,
erträumen mit ihm „Schiffel-Spiel“:

sie sehen Inseln, Strände, Schnellen,
Sandbänke, Häfen auch zuhauf.
Erretten sich aus Wasserfällen:
erkennen so des Lebens Lauf.



Die Knöckelmühle

Zeichnungen Alfred Schreyer

VII Alter und Neubeginn

(Ausgang des Tales am Fuße der
Zeidelweide)

Es ist genug! Der Mühlen sieb'n
hab ich getrieb'n
und Flutsand fuderweise.

Erlös mich, Herr, spann aus den Pflug.
Es ist genug!
Nun endige die Reise.

Der Weg wird eng! Ich war ein Kind
im Bergeswind
dort öffnet' sich das Leben.

Nun engt mir dunklen Bühels Bug
den Atemzug.
Nun sollst mir Ruhe geben.

Vorm harten Stein im Felsental
lösch aus die Qual
ich möcht in Knie sinken.

Zu Boden gieße meinen Krug.
Es ist genug!
Nun soll mich Erde trinken.

„Was Sinken scheint, das ist nur Trug.
'S ist nicht genug!
Daß ich's an Dir beweise:

Was Stuf' um Stufe abwärts schlug,
wird neuer Flug,
und Kind wird aus dem Greise!

Drum darfst nicht ruhn! Mußt weitertun!
Mit neuen Schuh
rüst ich dir neue Gleise!

Was Stuf' um Stufe abwärts schlug,
dich höher trug
zu neuem Lebenskreise!“

Wernersreuth, oberster Ort am Elsterfluß

Im letzten Rundbrief war wieder einmal vom romantischen Mittelpunkt des ganzen Ascher Bezirks, der Elsterquelle, zu lesen (S. 27, V. Hecker: „An der Elsterquelle“).

Die oberste Elster, nahe dem Froschwirtshaus auf Steingrüner Gebiet entspringend, durchzieht unser Wernersreuth und bleibt Wernersreuthern (wie allen Aschern) unvergeßlich. Mit ihren Mühlen wurde sie deshalb in das Wernersreuther Ortswappen aufgenommen, und es sind Bestrebungen im Gange, den Elsterfluß auch musikalisch zu versinnbildlichen, etwa wie es — in größerem Maßstab — der böhmische Komponist Smetana mit der Moldau vollbrachte. (Friedrich Smetana, 1824—1884, „Mein Vaterland“).

Es soll eine siebenteilige Komposition „Die Elster“ entstehen. Ein erster Teil ist fertig und wird auf der Marktbreiter Patenschaftsfeier am Sonntag, 28. April 1985, uraufgeführt.

Die Grundlage dafür hat der Wernersreuther Ernst Martin geschaffen. In seinem Nachlaß findet sich, fein säuberlich in ein Schulheft notiert, folgende Erzählung:

Ernst Martin †:

Des Menschen Leben gleicht dem Wasser

DER ELSTERBACH

Nichts verleiht unserem lieblichen Bergdorf schöneren Schmuck als der in Windungen und Tümpeln glasklar zusal sprudelnde Elsterbach. Bis zur Jahrhundertwende galt als sein Ursprung der „Altelsterbrunn“ oberhalb der Ersten Mühle im Tannich. Um 1850 hatte ihn der Hädlermüller in Balken gefaßt als Heimstatt der sagenhaften Elsternixe, die ihn für sonntägliche Brot- und Milchspende reich mit Wasser segnete.

Im Jahre 1897 suchten vogtländische Wandervereine nach dem längsten Quellarm, mit seinem Ursprung auf Steingrüner Gemeindegebiet (dessen Häuser schon drüben auf der südlichen Abdachung

stehen), und krönten die neue „Elsterquelle“ in einer Feier am 6. 11. 1898 mit Steintrog und Denkmal. Seither verbindet die Elster erst recht Nord- und Südhang des Bezirks; Wernersreuth bleibt aber der erste Ort, den die Elster durchfließt.

Sieben Mühlen trieb das jungfräuliche Wasser einst auf Wernersreuther Boden:

1. Obere Hädlermühle — nahe dem „Altelsterbrunn“
2. Untere Hädlermühle — aus der Ernst Martin gebürtig ist
3. Goßlermühle — auf der uralten Burg-Wallinsel
4. Kleine Goßlermühle — an die „Große Goßlermühle“ angebaut
5. Knöckelmühle — aus einem Pochwerk zur Zinngewinnung umgebaut
6. Obere Sorgmühle — im Unterdorf
7. Untere Sorg(er)mühle — auch Rothenmühle, d. h. Raytenmühle genannt, den Namen des Gründers „Edler von Raytenbach“ bewahrend

DER WASSERSTREIT

Besonders in der heißen Jahreszeit, wenn ein Müller Wasservorrat in seine Mühleite leitete, klagten die anderen Müller über Wassernot. Im Dürresommer 1718 stritten alle Müller gegeneinander, zuerst vor der Wassergerechtigkeitskommission in Elbogen, dem damaligen egerländischen Bezirksamt, das jedoch den Streit zur gütlichen Schlichtung zurückverwies. Da rief man den Pfarrer von Schönberg als Schiedsrichter.

Zum Sühnetermin — so erzählt Ernst Martin getreu nach seiner Großmutter Maria Hädler geb. Wunderlich — sollte der Hädler-Johann von der Unteren Hädlermühle den Pfarrer und einige andere Herren aus Schönberg holen. Er spannte seine Kühe ein, band Birkenreiser an den Leiterwagen und gab Sitzbretter rechts und links hinein. Darauf nahmen dann die Hohen Herren Platz und ließen sich durch den grünen Tann zum Ortstermin bei den Fluren von „Himmelreich“ fahren.

DIE PREDIGT

Auch die Grafen von Neuberg, Haslau und Liebenstein hatten sich eingefunden. Man tagte unter der „Langen Fichte“, einem Riesen-Doppelbaum mit weitausladenden Ästen auf der Uferwiese, wo eine ganze Kirchengemeinde hätte im Schatten sitzen können.

Mit ruhigen Schritten ging der Pater vor die Herren, nahm ein Kreuz aus seiner Kutte, zeigte es ihnen vor und hielt eine kurze Andacht. Danach sprach er zu den Herren mit folgenden Gleichnissen:

„Nahe der Quelle dieses kleinen Bächleins stehen wir und gedenken des Weltlaufs: wie sich der Bach stetig vergrößert, zum Fluß, zum Strom wird und schließlich aufgeht in dem großen Reich der Wasser, bis er verdunstend zum Himmel steigt. Von dort fallen die Tropfen wieder zur Erde, die einen als Tau, die anderen in Gewittern bei Donner und Blitz; auf Rosen die einen, auf Stein oder Moos die anderen; wieder andere fallen unter die Dornen, wie es der Herr ihnen bestimmt. Alle aber müssen in die Erde sinken, bis sie in den Quellen wieder ans Licht treten und so dem ewigen Gesetze Gottes dienen, zu wachsen und zu gehen.

Wie kann es da sein, daß angesichts dieser Wunder die Gemüter nicht einig sind und sich in kleinlichem Hader versündigen wegen eines Gutes, das unser Herrgott jedem gab? Ein Müller muß diese Wunder doch am besten erkennen, der Tag und Nacht den Wassern ihr Geheimnis ablauschen kann: daß des Menschen Leben dem Wasser gleicht, daß es dem Herrn dient zu seinem Preis und seiner Ehre.“

Alle horchten sinnend auf diese Worte. Als nun der Pater davon zu sprechen begann, daß das Menschenleben in sieben Abschnitte geteilt sei gleich dem Wernersreuther Elsterbach an seinen sieben Mühlen, da lauschten die Zuhörer immer mehr.

„Die Elster liegt, bis zur Oberen Hädlermühle, gleich einem Jungbrunnen geborgen im schönsten Wiesengrunde, vom

Wiegenlied des Waldes umrauscht, dem Kindlein gleich. So gleicht sie dem ersten Lebens-Zehner des Menschen, der Kindheit.

Dem zweiten Lebens-Zehner aber gleicht die Elster bis zur Unteren Hädlermühle. Sie nimmt den Schwarzweberbach auf, wie das Schulkind das Wissen aufnimmt und die Lehren des Lebens um die Zeit der Blutsreife.

Nun weiter zu den beiden Gößlermühlen! Als hier einst eine Hädlertochter einheiratete und zwei Söhne gebar, wollte jeder Müller werden; also baute man noch eine Mühle an die eine an, und jeder durfte 14 Tage mahlen. Weil diese Mühlen einen Bund schlossen, vergleiche ich ihre Wasserläufe dem 3. und 4. Lebens-Zehner, den man als Liebes- und Ehe-Zehner verstehen kann. Man lernt sich kennen, schafft für ein gemeinsames Leben!

Vor dem nächsten Meilenstein, der Knöckelmühle, geht eine Furt durch den Bach, über die schwere Lasten getragen werden, wie sie die Elternschaft mit sich bringt.

Als sechsten Lebens-Zehner nenne ich die Großelternschaft; ihr vergleicht sich der sechste Abschnitt des Elsterbaches bis zur Oberen Sorgmühle. Denn noch schwerere Lasten werden hier, bei der Alten Kommerzialstraße, befördert.

Und weiter bis zur Unteren Sorgmühle, womit man den 7. Lebens-Zehner vergleichen kann; denn das Sorgen höret nimmer auf.

Die Gnade des Herrn aber läßt dann das Wasser nach Belieben weiterfließen wie das Menschenleben. Deshalb ist ihm von da an kein fester Meilenstein mehr gesetzt, es steht alles in Gottes Hand.

Ihr Herren! Gedenkt Eures kurzen Lebens, und einigt euch!“

Die Herren wurden von diesen Worten ergriffen, erklärten einander ihre Freundschaft und wahrten diese fortan.

DIE VILLA MARTHA

Heute geht es weiter Richtung Himmelreich, am Wernersreuther Haus Nr. 143 vorbei. (Hier wohnte auch die Familie des kürzlich erwähnten Adolf Brandner, „Thore“). Nach hundert Metern, beim Riesenfichtenbaum, vernimmt man das Murmeln der Elster, die von den Tannichthöhen herunterkommt. Da biegt der quarzsandige Weg rechtsum, den Riedelsberg hinan.

Aber langsam voran! Was für ein Prachtbau thront dort drüben am Waldesrand? Drumherum glänzen fremdartige Weymouthskiefern aus dem Fichtengrün, mit ihren glatten hellrindigen Stämmchen und den silbrigen Gamsbart-Nadelbüscheln. Treten wir der Sache näher, ein weicher Wiesensteig führt uns hinüber.

Wie kam in unsere Waldeinsamkeit die „Villa Martha“? Im Jahre 1911 wollte der Grüner Graf Zedtwitz seine Ziegelbrennerei auf dem Kalkofen abstoßen, weil sich der Bau der geplanten Bezirksstraße Asch-Oberreuth (bis 1924) verzögerte, und er schrieb sein Unternehmen im Plauener „Neuen Vogtländischen Anzeiger“ aus. Eine Fabrikantenfamilie aus Treuen zeigte Interesse. Als wohnlichen Stützpunkt erwarben sie zunächst das Schieferdeckerhaus Nr. 144 („Schieferdecker“ nannten sich die Rietsch vom Himmelreich, Nr. 5). Der junge Industrielle ließ das Haus abtragen und noch im selben Jahr die Villa errichten als Brückenkopf für eine Unternehmensgründung — (wie die einen sagen), oder als Lusthäuschen — (wie die anderen behaupten) Hausnummer blieb die alte: Wernersreuth 144.

Nach der ersten Lesart wird erzählt, daß der Herr auch größere Waldflächen ankaufen und ein Forstgut schaffen wollte. Und sobald der elektrische Strom gelegt wäre — (tatsächlich „flammete am 17. Juli 1911 in Wernersreuth das erste elektrische Licht auf“, erzählt das Heimatbuch) — sollte auch eine Wirkwarenfabrik eingerichtet werden.

Zum Standort war der Herrenacker zwischen Mitterlehner und Schindler Schneider beim Schulhaus auserschen. (Als sich die Pläne zerschlugen, verkaufte dann der Schönbacher Zedtwitz ans Feilerwirtshaus). Auch der Krugsreuther Zedtwitz wurde munter und bot das Wernersreuther Schloß an. Dort waren schon Adam Schreier und Johann Martin dabei, eine kleine Wirkwarenerzeugung in zwei Zimmern einzurichten; einen Rundstuhl hatte ihnen Ernst Klaus aus den Neuen Häusern angeboten. Mit dem Fabrikanten zusammen sollte es klappen.

Aber auf einmal ging es nicht mehr recht vorwärts. Der Geldgeber zögerte eine Besprechung immer wieder hinaus, und der Krugsreuther Zedtwitz war jedesmal in Amerika, wenn es zum Vertrag kommen sollte. Diese weitläufigen Männer witterten wohl den Krieg. So einfach abwarten aber können die Kleinen nicht. Also fing Adam Schreier mit dem Zuschneidetisch für eine Ascher Firma im Lohnauftrag an; und als der kränkelnde Klaus, der seine behinderte Tochter versorgen wollte, drängte, da sagte der enttäuschte Johann Martin, „der Graf soll meiner Großmutter was erzählen“, und begrub die Unternehmerpläne.

Noch einmal kam er mit dem Herrn von der Villa ins Gespräch, als ihm dieser 1915 das Landhaus für 8000 Kronen anbot mit dem Vorschlag, er könne dort mit seinen drei gesunden Buben ein Waldcafé eröffnen. Aber da sprach die Lumperhauer Sparsamkeit in Gestalt des Großvaters Johann Martin dagegen. „Ja, das wäre ein guter Tip“, sagte der, „die vier versaufeten alles und brauchten nicht einmal Gäste“ (!). Da ging die Villa 1916 für 10 000 Kronen an den Friedersreuther Martin Keller (Woustumm), der sie 1925 an die Ascher Krankenkasse für 30 000 Kronen weiterveräußerte — mit Verlust, denn die Tschechenkronen jetzt hatten



So sah die Villa Martha aus

Die Aufnahme knipste der 1897 geborene Adolf Beier aus Himmelreich, letzter Hausverwalter der Villa Martha bis zur Vertreibung. (Sie steht auch heute noch, aber fragt nicht, wie sie aussieht.) Beiers Frau Emma half ihrem Mann in Küche und Krankenpflege eifrig mit. Sie steht auf dem Bild als zweite von links; das Mädchen noch weiter links ist ihre Tochter Freya (* 1920), die eben jetzt viel zu früh ihren Gatten Michael Berg, geboren in Liebenstein, verlor. (Siehe unter unseren Todesanzeigen). Adolf Baier verhalf vielen Wernersreuthern durch sein Steckenpferd, das Fotografieren, zu damals noch raren bildlichen Andenken. Unsere Aufnahme stammt aus den späteren zwanziger Jahren. Sicher ist die eine oder andere der übrigen Frauen manchem älteren Wernersreuther noch bekannt?

„FRAUENDIPLOMATIE?“

Daß der Villa-Martha-Fabrikant (siehe März-Rundbrief) schließlich doch keine Industrie ins Leben rief — war daran wirklich der Erste Weltkrieg schuld? Manche Leute sagen, der Mann habe sich von Anfang an nur ein Liebesnest einrichten wollen. Wenn die geliebte Sekretärin aus der Hauptverwaltung hier in der Waldeinsamkeit Wohnung nahm,

war sie aus der Schußlinie und konnte den verheirateten Chef an den Wochenenden ungestört empfangen.

Konnte das aber gutgehen? Mußte es der lebhaften Dame in der Waldesruh nicht „anterisch“ werden? Sie war an Betriebsamkeit gewöhnt! Schon bei ihrem Einzug zeigte sich, daß das stille Glück wohl auf Sand gebaut war.

Für die Ankunft hatte eine Himmelreicherin alles auf Hochglanz gebracht. Sie händigte dann den Schlüssel an zwei Wernersreuther aus, die als Kutscher und Dienstmann die Dame standesgemäß vom Ascher Bahnhof abholen sollten. Der Herr Fabrikant wollte zum Wochenende nachkommen.

Mit dem Peitschenstecken unterm Arm als Kennzeichen saß nun der Fuhrmann im Wartesaal, sein Gefährte nahm auf dem Bahnsteig Aufstellung. Herein fuhr der Zug, und aus stieg die Feine. War es ihr während der Fahrt vielleicht so vorgekommen, als ob sie abgeschoben würde? Sie hatte viel gegrübelt.

Wehe! Nun erschnupperte sie auch noch den Geruch von Pfeifensaft am Rocke des Dienstmanns. „Neben dem Mann soll ich in einem Wagen sitzen?“ Nein, der Dienstmann durfte nicht einmal die Reisetasche tragen, das mußte der Kutscher tun, neben dem die Frau dann einherstolzte. Der Dienstmann trottete hinterher, man hätte ihn überhaupt nicht gebraucht mit seinem Tabaksrock. Nur widerwillig nahm die Gnädigste dann auf der Sitzbank an der Seite des Verachteten Platz.

Auf der Fahrt entwickelte sich aber doch ein Gespräch. Das Nebeneinandersitzen tat ein übriges, bald ließ die Schöne den Dienstmann nicht mehr aus den Augen. Am Himmelreicher Berg wollte der Kutscher absteigen, um das Pferd zu schonen — aber nein, die beiden anderen stiegen aus und gingen Arm in Arm hinter dem Landauer her, der Gesundheit wegen.

Angekommen, sperrte der Kutscher die Tür auf und verabschiedete sich. Nach fünf Minuten langte er erschrocken in die Tasche: er hatte den Schlüssel behalten! Er fuhr zurück, kam bis in den

Salon der Villa, da fand er die Sekretärin und den Dienstmann fest umschlungen. „Der Pfeifensaft hat geklebt“, sagte er später und erzählte es den Wernersreuthern, obwohl er ein Schweigegeld erhalten hatte.

Von der Episode soll der Gowers das Lied „Frauendiplomatie“ gemacht und öfters vorgetragen haben — sicherlich abgemildert und erst, nachdem die Betroffene wieder fort war. Aber niemand weiß mehr etwas von dem Lied, auch nicht die Gowers-Tochter, Geipel Frieda. Das Thema ist wohl in den zwanziger Jahren schon wieder eingeschlafen. Auch nicht unter den gedruckten „Egerländer Liedern von Gustav Künzel“ (Leipzig 1922) ist so etwas enthalten.

Aber in einem unveröffentlichten Geschichtlein, das der Gowers zu Lebzeiten an den Rundbrief-Verlag geschickt hatte, finden sich einige Liederstrophen, die auf die Anekdote passen. Das originelle Lied „Frauendiplomatie“ werden sie aber nicht sein, denn in den vorliegenden Versen heißt die Dame „Martha“ — wie die Villa. Ich glaube aber nicht, daß die Geliebte wirklich so hieß, sonst hätte der Fabrikant doch nicht gewagt, den Namen öffentlich an die Villa zu schreiben. (Oder wurde die Villa überhaupt erst später von der Krankenkasse so getauft?)

Wie dem auch sei — hier spricht der Gowers:

Übern Spaziergäih

Neile ho ich an Räumbecher Moa troffm. Mir zwäi hann glei a wäng dischkariert. Ja, ja, häut der Moa gsagt, maa Frau is falsch wöi a Katz. Jedn Toch schleicht se hinter mir nâu und paßt aaf, wos ich mach. Und alles wos ich mach, is ihra niat recht. Neile how ich sie amal gschlogn, waal se immerzou gschimpft häut. Owa nâu häut se mir koa Mittochessn mäiha kocht. Nâu moußt ich sie wieder bittn u beeln, daß se wieder kocht häut.

Dâu ho ich za dean Moa gsagt: „Wöi waars denn, wenn mir zwäi amal Weiwer tauschn täin. Ich gebat dir maa gouta Frau, und du gebast mir daa bäiss Wei.“

Dâu täit ich glei mit tauschn, häut der Moa gsagt, owa die Weiwer koa ma niat vertauschn. — Pfeifm kânntn mir tauschn. A schäina neia Pfeifm wennst häist, nâu töit ich dir ma alta stinkata Pfeifm vertauschn.

Und nâu hann mir allzwäi zan lächn oagfanga, und hann sua arch glacht, bis us der Bauch wäih tâu häut. Und nâu moußt ich oa des Löidl va da stinkatn Pfeifm denkn, won mir amal gsunga hann, wöi ma nu junga Borschn warn:

Der Pfeifmsoft

Ach löiwa Martha,
don drass stäiht a Bou.
In der Költn draß wart' er,
lâu s Fensterl niat zou!
Er raucht, und der Duawl
wermt doch niat sei Händ.
Lâu 'n ei, wâu der Uafm
u s Herzerl warm brennt!
„Ich ließe ihn schon,
aber den Pfeifengeschmack
in meinem Salon
ich gar nicht vertrag!
Häit er doch near
dean Tschibuk niat!
Wer weuß, wâu der Herr
sein Pfeifmsoft hieschmiert!“
Wöi's weiter is ganga?
Ich weuß near sua vl:
Manchs Vüacherl häut gfanga
a leimsgschmierter Stl.
Owa setta zwa Teibla
hann a bsundera Gschicht:
häut na Moa mit na Weibla
der Pfeifmsoft zamppricht!

Die kleine Heidereuth hat keine große Historie. Wo im Mondschein das Reh zum Äsen aus dem Wald trat, passen auch gar keine großen Ereignisse hin. Vielleicht dürfen deswegen auch kleinste Erinnerungssplitter aufgehoben werden.

Erinnerungen: an die Vogelweber ...

„Unser Haus hatte einer mit Spitznamen ‚Vogelweber‘ gebaut“, schreibt Richard Ploß persönlich. „Mutter hat mir erzählt, dem brannte einmal viel Wald ab, dann war er fertig. Sein Haus kaufte dann der Fabrikant Rogler, der ließ alles wieder anpflanzen, unsere ganzen Fichten, auch vorne die Eichen. Von ihm hat das Haus unser Vater 1902 erworben.“

Er lebt in Greiz in der DDR, unser Ploßen Richard, und klagt über das feuchte Wetter („der viele Nebel, da kriege ich keine Luft und viel Husten“). Geht es uns nicht allen so, daß wir unter fremdem Klima leiden, wo wir auch sind?

... an fahrendes Volk ...

Die Märchenwiese der Heuraath lockte auch fahrendes Volk. Das Brünnelein unter dem Ploßenweberhaus war oft von Zigeunern, Pfannenflickern und anderem Wandergewerbe umlagert.

Wie der Thonbrunner Pfarrer Adam Winter in seiner „Heimatkunde des Ascher Bezirks“ schreibt, zerfällt das Zigeunervolk, das zuerst um 1400 in Böhmen gesichtet wurde, in die deutschen Sinti und die walachisch-ungarischen Rome. Die Sinti treiben kein Gewerbe, sie musizieren nur; den Unterhalt müßten die Frauen besorgen. Die Rome aber bestünden wieder aus zwei Parteien: dem echten Zigeuner („Kalo“, d. h. der Schwarze, der als Schmied und Kesselflicker arbeite), und dem unechten („Parno“, d. h. der Weiße, aus allerhand Gesindel von Pferdehändlern, Wahrsagerinnen, Komödianten usw., das sich den Zigeunern angeschlossen habe).

Dieses Bild bot sich einem deutschen Bürger um 1926. Selber entsinne ich mich nur zweier Begegnungen. Ein Kesselflicker kam in den Hof und lötete im Freien unsere Töpfe und Milchkannen: zinnerne und messingfarbene Lötmasse tröpfelte er unter der Flamme des LötKolbens auf die durchgerosteten Stellen. Das muß vor 1938 gewesen sein, weil Milchkannen nach dem Anschluß überflüssig geworden waren, als die reichsdeutschen Vorschriften den Milchhandel aufhoben. Gegen Kriegsende schacherten wir zehnjährigen Streuner auf der Heuraath mit den fremden Kindern. Es ist kaum der Rede wert, daß ich mich auf kindische Art fast umbrachte, um einem Zigeunerjungen eine exotische Meeresmuschel abzuhandeln. Aber weil es mir im Dämmer der Erinnerung vorkommt, als wären diese Heimatlosen wie Vorboten unseres Vertreibungsschicksals gewesen, erlaube ich mir, es mit ein paar persönlichen Versen zu erzählen:

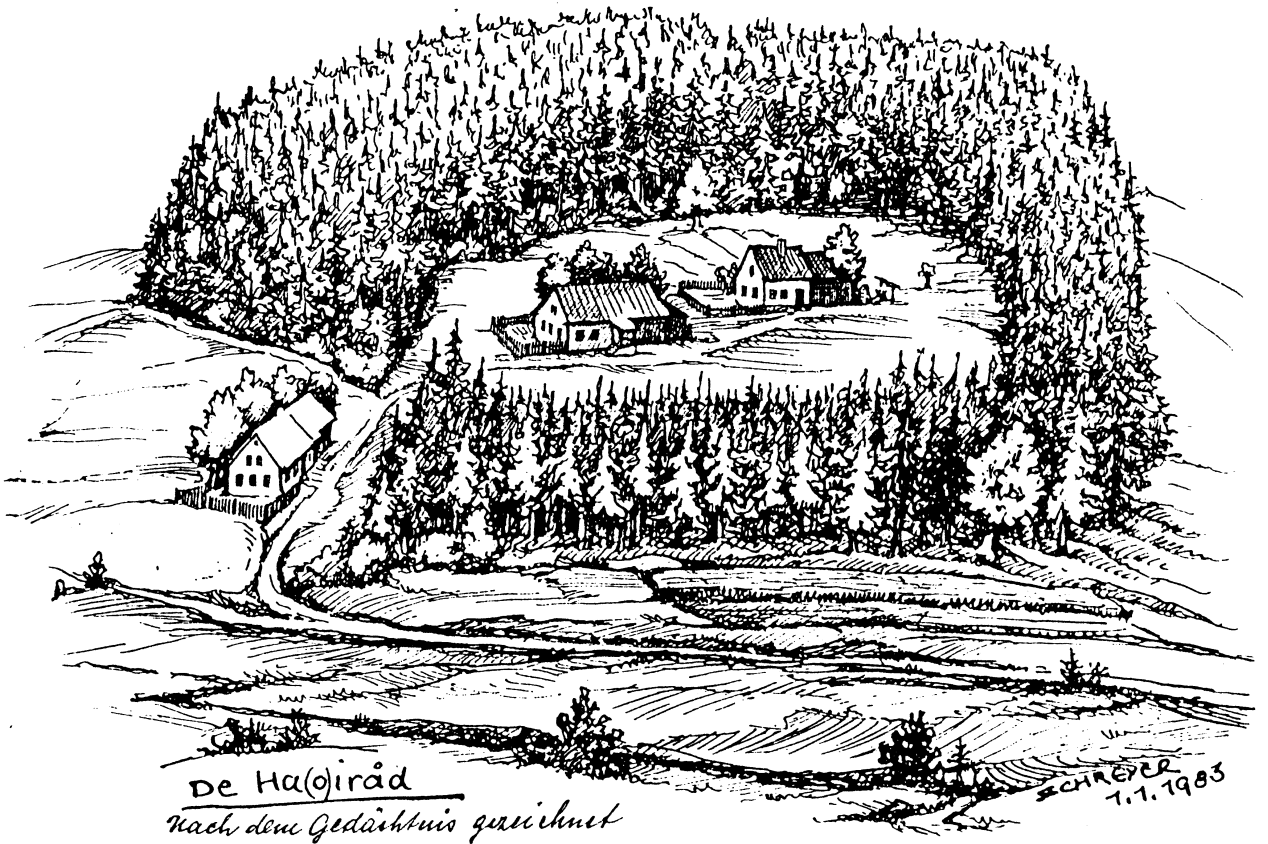
Auf bloßen Füßen rannten
am Rain entlang wir Buben.
In Hosentaschen fanden
sich Lötblei, Messer, Tuben.
Am Waldrand trat entgegen
uns der Zigeunerjunge.
Zuerst ums Wort verlegen —
wir bleckten uns die Zunge.
Er hielt mit festem Griffe
weißrosa Schneckenhaus,
fern aus Korallenriffe. —
— Der Herzschlag setzt' mir aus:
Was galt mein Taschenplunder
vor solcher Kostbarkeit?
Ich war für dieses Wunder
zu jedem Tausch bereit:
„Du kriegst mein Taschenmesser!“
Er schüttelte den Kopf.
„Das Lötblei ist noch besser!
Es dichtet jeden Topf!“

Das schien ein gutes Tauschen
dem Kesselflickerknaben;
ich hielt, was ich wollt' haben.
Am Ohr konnt' ich erlauschen
aus dem gewundnen Graben
ein fernes Südsee-Rauschen.
War es des Meeressandes Reibung?
Zigeunersingen von Vertreibung?

... an den Låupäiter ...

„Der Låupäiter Johann war ein eifriger Feuerwehrmann, nach jeder Übung sehr durstig“, wurde im letzten Kapitel berichtet: „Sein Sohn mußte oft am nächsten Morgen Helm und Gurt suchen“. Solche Trinkfestigkeit gehörte zum Bild eines Mannes, und ich bekam noch folgenden Bericht:

„Im Jahre 1933 war ich das letztmal auf der Heuraath. Wir stromerten im Gelände herum, am ‚Krebsbächlein‘, dann übers Höllischbergl hoch zum Wald. Da lag auf einmal ein hoher Sonntagsschuh, ein paar Meter weiter der zweite. Dann kamen die Socken, schließlich der Rock. Wieder etwas weiter, auf einem Moospolster, lag der Låupäiter Johann und schlief seinen Rausch aus. ‚Wenn wir die Schuhe auf dem Gemeindeamt abgeben, kriegen wir Finderlohn‘, sagte der Brandner Adolf. Damals war Gustav Beilschmidt Gemeindevorsteher. Es klappte, der Låupäiter holte sich die Schuhe ab und wir konnten uns fünf Kronen teilen.“
(Robert Schreyer).



De Ha(o)iråd

Nach dem Gedächtnis gezeichnet

... an das Bild der Heidereuth ...

Der Vergleich dieses Bildes mit der flüchtigen Kartenskizze im vorigen Rundbrief zeigt, daß ein Kunstmaler nicht nur besser zeichnen kann, sondern auch alles in anschaulicher Erinnerung hat.

Heute hat der Wald die Heuraath ganz und gar verschlungen.

Lang hielten Heimatfluren
Anschein unwandelbaren —
auch als die Häuserspuren

schon ganz verschwunden waren.

Doch jetzt, nach vierzig Jahren, sehn, die hinüberfahren,
des Waldgebüschs Konturen
wild in die Breite fahren.

Was wird vom Elstertale
bald noch geblieben sein?
Die Erlen decken's ein.

Dann zuckt's zum letzten Male
in des Erinnerns Wunde.
Nacht wird's im Elstergrunde.

DIE HEIDHÄUSER

Am verlängerten Lumperhau-Hang, bachaufwärts an einer schönen Waldwiese stehen die drei Häuser der Heide-reuth („Heuraath“), auch Lohhäuser oder eben „Heuheiser“ genannt. Auch der Name „Herrenspitz“ ist gebräuchlich, denn der Schönbacher Graf, im Volksmund „Herr“ geheiß, besaß dort ein Stück Hochwald an der Nassengruber Gemeindegrenze.

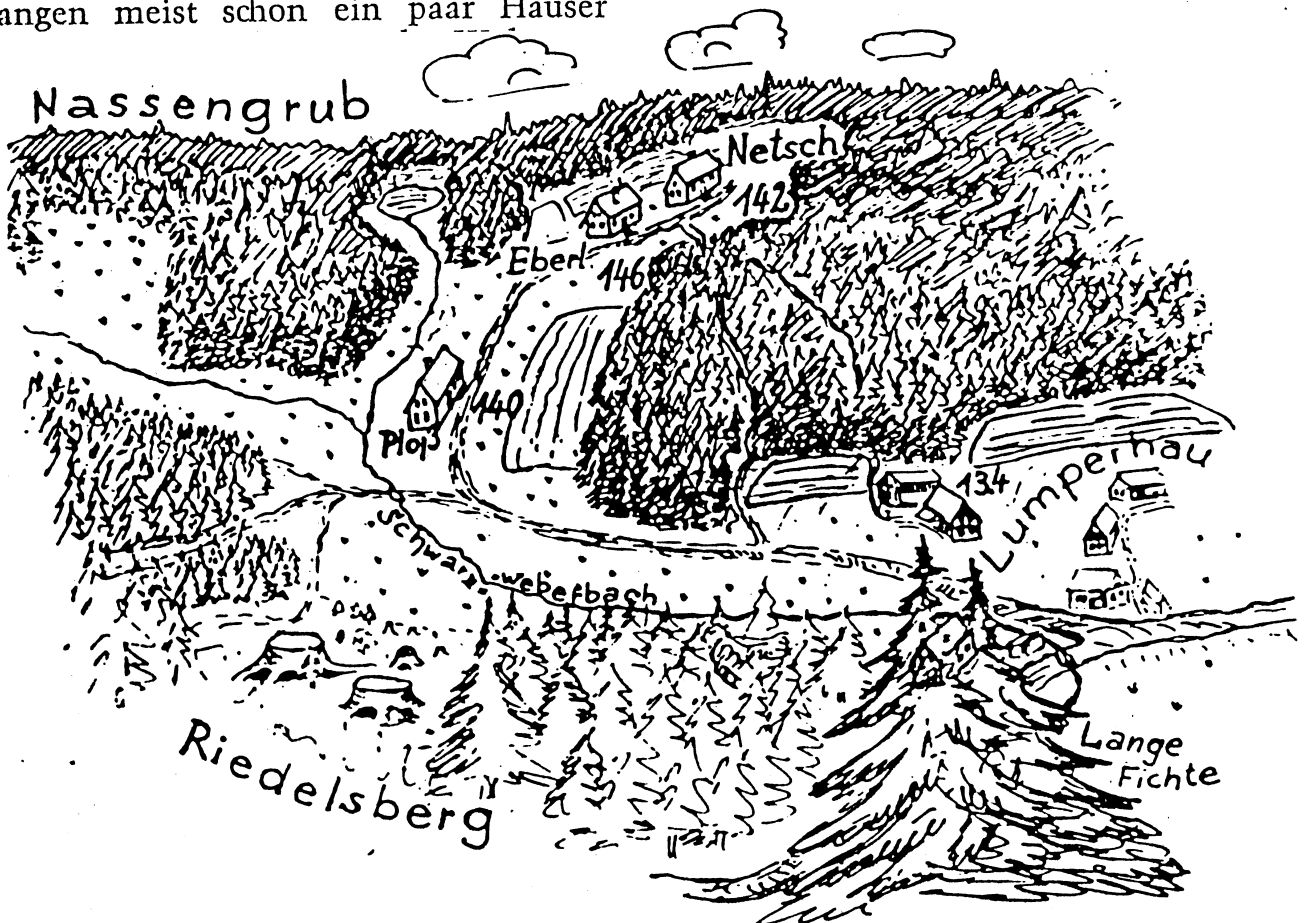
Ob der Leser von der Vergangenheit dieser Häuser mehr erfahren möchte? Sie geben ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie rasch solche Stätten oft ihre Bewohner gewechselt haben: durch Heiraten, Erbgänge, Verkäufe, Änderungen in den persönlichen Verhältnissen. Anders als auf großen Bauernhöfen mit jahrhundertelanger Geschlechterfolge war in den kleineren Anwesen oft ein lebhaftes Kommen und Gehen, zogen auch kinderreiche Mietparteien ein und aus, vielleicht nach Streitigkeiten oder um sich zu verbessern. Aber diese Bewegung wurde wieder aufgefangen meist schon ein paar Häuser

weiter, wo man dann wieder Wohnung nahm. Man blieb also doch meist im engeren Heimatkreis. Es gab ja auch jahrzehntelange Mietverhältnisse. Der „Baierhannl“ beispielsweise, Vater von sieben Kindern, wohnte über vierzig Jahre vorne im Dorf beim Merzen Ernst zur „Herwing“ (Herberge) und pflegte beim Abliefern des „Hauszinses“ (Mietgeldes) zu sagen: „Des Heisl ghäiat va recht scha lang mir, des howe scha zwamal bazohlt“.

Der Motor für die Beweglichkeit war aber wohl die Industriestadt Asch, die einen Schwarm von Arbeitssuchenden in immer größere Nähe zog. Insofern hat Prof. Grüner schon nicht unrecht, daß „alles fließt“ — wenn er damit nur nicht sagen will, wir sollten auch die grausame Vertreibung als so eine Art Fließen auffassen.

Nun ein Überblick über die drei Häuser:

Nr. 140: Das schon besprochene „Vo-



Die „Heuraat“ vom Brandwald aus gesehen (nach Richard und Albin Braun)

gelweberhaus“, später „Ploßenweberhaus“. Der Zwischenbesitzer Heinrich Rogler hatte dort um 1900 einen Eichenhain angelegt, worin die Mitglieder seiner Freimaurerloge lustwandeln sollten. Neubauten wollte er errichten, und die Landwirtschaft sollte rein, ohne Fäkalien- und Kunstdünger betrieben werden. Doch sein baldiger Tod brachte das Haus an die Ploßenweber: Richard Ploß, Weber, hatte als Ehefrau die Tochter des „Schäiblwirtschousters“ vom Röthenbach, daher „Schouster-Wanda“ genannt.

Nr. 146: „Läupäiterhaus“, zuletzt bewohnt von der Läupäiterwitwe Anna Eberl geb. Wunderlich aus Niederreuth und Sohn Otto. „Der Läupäiter-Johann selber war zu Lebzeiten ein eifriger Feuerwehrmann, nach jeder Übung sehr durstig“, so wird erzählt. „Sein Sohn Hermann (geb. 1921) mußte oft am nächsten Morgen Helm und Gurtl und so manches andere suchen!“

Im Haus wohnte auch der ledige Schwager Lorenz Eberl („Kleu Lorenz“). Der tat oft geheimnisvoll und sagte Zukünftiges voraus: Seinem Fabrikanten Schmidt („Schmidts Wwe.“) sagte er ins Gesicht, dessen Dampfschlot werde einmal weniger rauchen als seine Zigarre.

Nr. 142: „Netschenhaus“, zuletzt bewohnt von Georg Netsch, Färber, und seiner Familie.

RÜCKBLENDEN

Als im Jahre 1771 die erste Hausnumerierung stattfand, machte sie bei Nr. 76 halt. Die Heidhäuser standen damals also noch nicht. Auch 1786 war der Ort erst „ein Dorf mit 92 Hausnummern“.

Die Heidhäuser samt dem hinteren Lumperhau müssen etwa zwischen 1825 und 1850 errichtet worden sein, und zwar fast in einem Zug, denn die Hausnummern liegen in diesem Trempel dicht beieinander zwischen 132 und 146. In jenen 25 Jahren schnellte die Bevölkerungszahl im Bezirk von 13 144

auf 22 376 empor. (Wenn jemand sagen könnte, wann das Armenhaus Nr. 141 auf der anderen Dorfseite erbaut wurde, hätte man einen genaueren Anhaltspunkt.)

Jedenfalls zog kurz nach 1865 Ernst Martins Stief-Urgroßvater Kaspar Braun in das Haus Nr. 142, das damals Hecht-haus hieß. Die Braun waren alle aus der Fern-Schönbacher Gegend hergekommen; alle katholisch, und viele mit dem Vornamen Wolfgang („Wolf“): „Vier braune Wölfe und kein grauer“, sagte der Briefträger. Der Kaspar kam als letzter an, als nach der Fertigstellung der Bahnlinie Brambach-Eger im Jahre 1865 die dort eingesetzten Männer sich um andere Arbeit umsehen mußten. Er heiratete die Oberreutherin Marie Möschler und begründete die Linie der „Kaspar-Wolf“, die sich auch nach Nassengrub ausbreitete.

Am Karfreitag 1879 entlud sich ein starkes Gewitter und spaltete über seinem Haus einen baumstarken Eichenast ab, der sich bedrohlich aufs Dach senkte. Kaspar holte eine Leiter und stieg mit Säge und Leiterwagensel in den Baum. Beim Sägen löste sich der Ast unglücklich vom Stamm, riß die Leiter um, erschlug den niederstürzenden Mann und brach dem zweitältesten Sohn Wolfgang, der die Leiter gehalten hatte, das Bein. Darauf brachte die Mutter die vier Söhne Johann, Wolfgang, Adam und Karl allein durch, indem sie selber in den Webstuhl stieg. Später schloß sie eine zweite Ehe mit Johann Martin, aus der ein Sohn Johann entsprang.

Der Sohn Wolfgang Braun („Kasperwolf“) kaufte sich das Nachbarhaus Nr. 146, als er 1894 heiratete. Er saß dort bis etwa 1910. Von damals ist die Episode überliefert, wie der Fabrikant Rogler sich in der Heuraath festsetzte. Die Ehefrau Lisette sah nämlich eines Sonntags mit Erstaunen diesen Fabrikanten, ihren Arbeitgeber, am Haus vorbeigehen. Sie fragte ihn, wieso er daherkomme. „Er will sich einen Bauernhof auf der Heuraath kaufen,

weil in Asch die Senkgruben überlaufen“, gab an seiner Stelle der Nassengruber „Kleu Rogler“ zur Antwort, der ihn begleitete. Der Fabrikant fügte hinzu: „Die Bauern schütten das Zeug haufenweis auf die Felder, weil sie nicht genug kriegen können. Es vergiftet aber den Boden.“ „Ja, da hast schon recht“, pflichtete ihm der Kleine Rogler bei, „wenn dann ein trockenes Jahr kommt, kriegst das Zeug mit den Erdäpfeln auf den Tisch“.

So wollte also ein umweltschützensder Fabrikant schon anno 1900 die Felder vor „Überdüngung durch Nitrate und Phosphate“ bewahren. Gleichzeitig betrieb (um 1907) sein großer Kollege Gustav Geipel die Kanalisation der Stadt Asch in hohem Maßstab.

Eines Winterabends um 1910 herum wollte der Kasper wohl ins Beilschmidt-Wirtshaus zum Bier. Es lag viel Schnee, so daß es ihm in einer Windswehe den Stiefel auszog und er verärgert auf dem Strumpf ankam. Noch am selben Abend verkaufte er sein Haus an den Läu-päiter (Eberl) und handelte sich vom Wirt einen Acker neben dem Schulhaus ein, wo er dann das Haus Nr. 180 mit einem Dorfladen erbaute.

So schnell konnte das also gehen (auch wenn es die Erzählung vielleicht ein wenig dramatisiert). Wie rasch die Familien oft umzogen, bezeugt auch das Adreßbuch, das der „Buchdruckereifaktor“ Paul Christoph 1906 und 1908 herausgab (und das dann erst wieder 1930 erschien). Man findet da in der erweiterten Auflage 1908 folgende Haushaltsvorstände angegeben (Hausbesitzer mit * gekennzeichnet):

Nr. 140: *Ploß Johann, Weber; Braun Adam, Maurer; Eberl Johann, Zimmermann; Wunderlich Johannes, Tagelöhner; Wunderlich Lorenz, Weber.

Nr. 142: *Martin Johann, Weber — Nr. 146: *Braun Wolfgang, Weber; Martin Johann, Weber.

Vier, fünf Parteien wohnten also beispielsweise im Ploßenweberhaus, darunter ein Sohn des Kaspar Braun und jener Eberl, der dann im Beilschmidt-Wirtshaus das Nachbarhaus 146 erhandelte. So breitete sich alles aus, ohne aber den Wurzelboden zu verlassen. Das Geschlecht der Netsch, das später das Haus Nr. 142 erwarb, ist schon 1786 im Hädlerhaus Nr. 1, nur einen Steinwurf entfernt, als Tagelöhner verzeichnet!

„DER LUMPERHAU“

XIII

Wie im April-Rundbrief angekündigt, hier nun die Häuser vom „Lumperhau“ — „alle sieben rechter Hand“, wie dort zu lesen stand und hier nun dazu auch zu sehen ist:

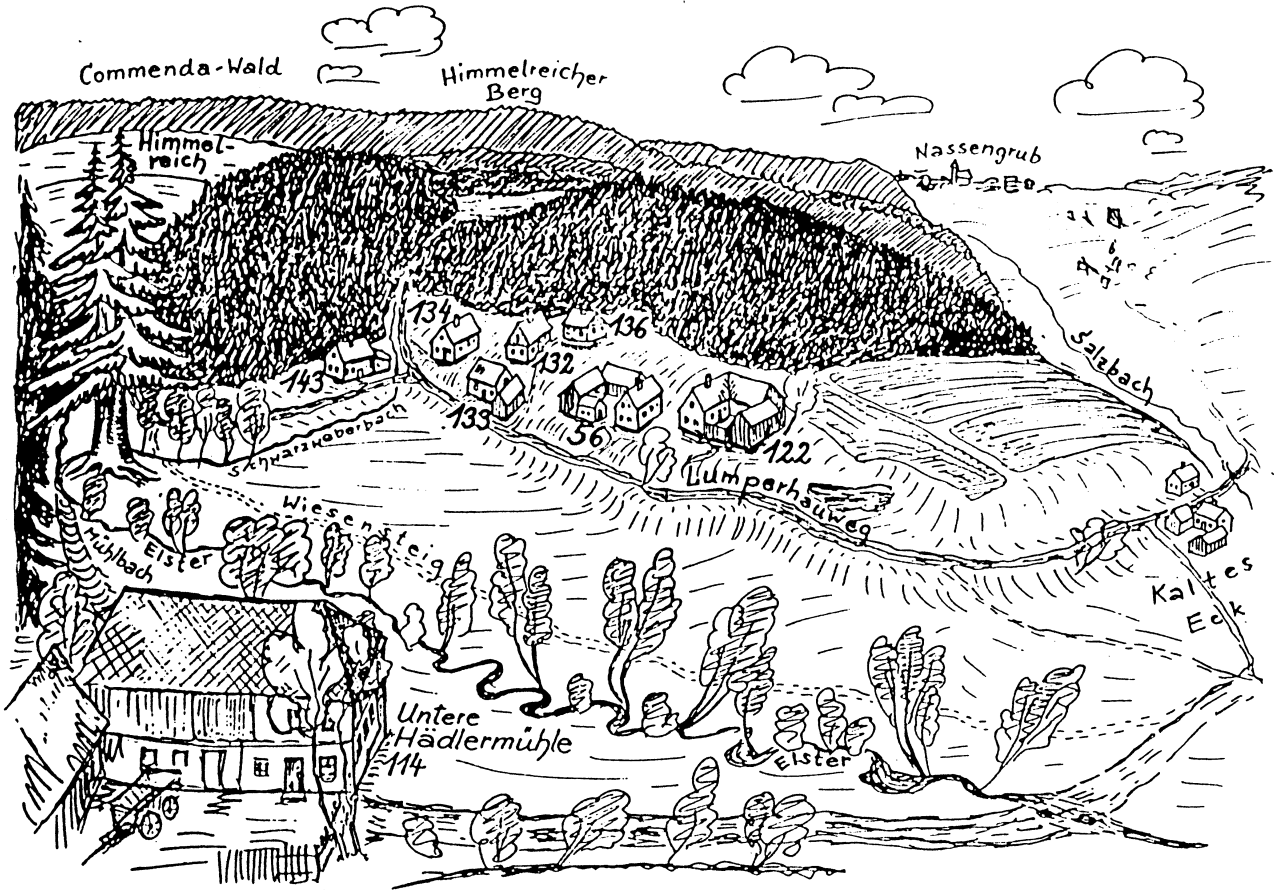
Nr. 122 ist der „Robischhof“ (Ruwast). Die Robisch-Tochter Emma heiratete Eduard Müller, Weber; die beiden Kinder heißen Wilhelm und Ida.

Nr. 56 ist ebenfalls ein geschlossener Bauernhof mit einem Auszüglerhäuschen. Hier wirtschafteten der Landwirt Andreas Feiler, „Woldfeiler“, und seine Frau Margarete. Ihr Sohn Hermann wurde Gastwirt in Nassengrub.

Nr. 133 und Nr. 132 sind die Stammhäuser aller Familien Braun in Wernersreuth.

Im unteren Haus („Wolferl Wolf“) wohnten zuletzt Julius Braun „Daniel Jule“ (Zimmermann, vermißt in Stalingrad), Ehefrau Elsa geb. Schindler aus Niederreuth und Sohn Albin samt dessen Urgroßmutter Elisabeth Braun (gest. 1941).

Im oberen Haus Nr. 132 („Daniel Michel“) lebte zuletzt Max Braun „Wolferl Max“ (Zimmermann, gefallen in Rußland) mit Ehefrau Margarete und Sohn Gerhard.



Nr. 136 („Röidl Ferdl“) wurde bewohnt von Johann Riedel (Wirker), Gattin Emma geb. Künzel aus Oberreuth und den Söhnen Erich und Adolf.

Nun gabelt sich der Weg vor dem bewaldeten Riedelsberg. Geradeaus geht es hinauf zu den Heidhäusern, dem Schwarzweber- oder Ploßenbach entgegen; linksum weiter Richtung Himmelreich. An diesem Zwieselkopf stehen die Häuser

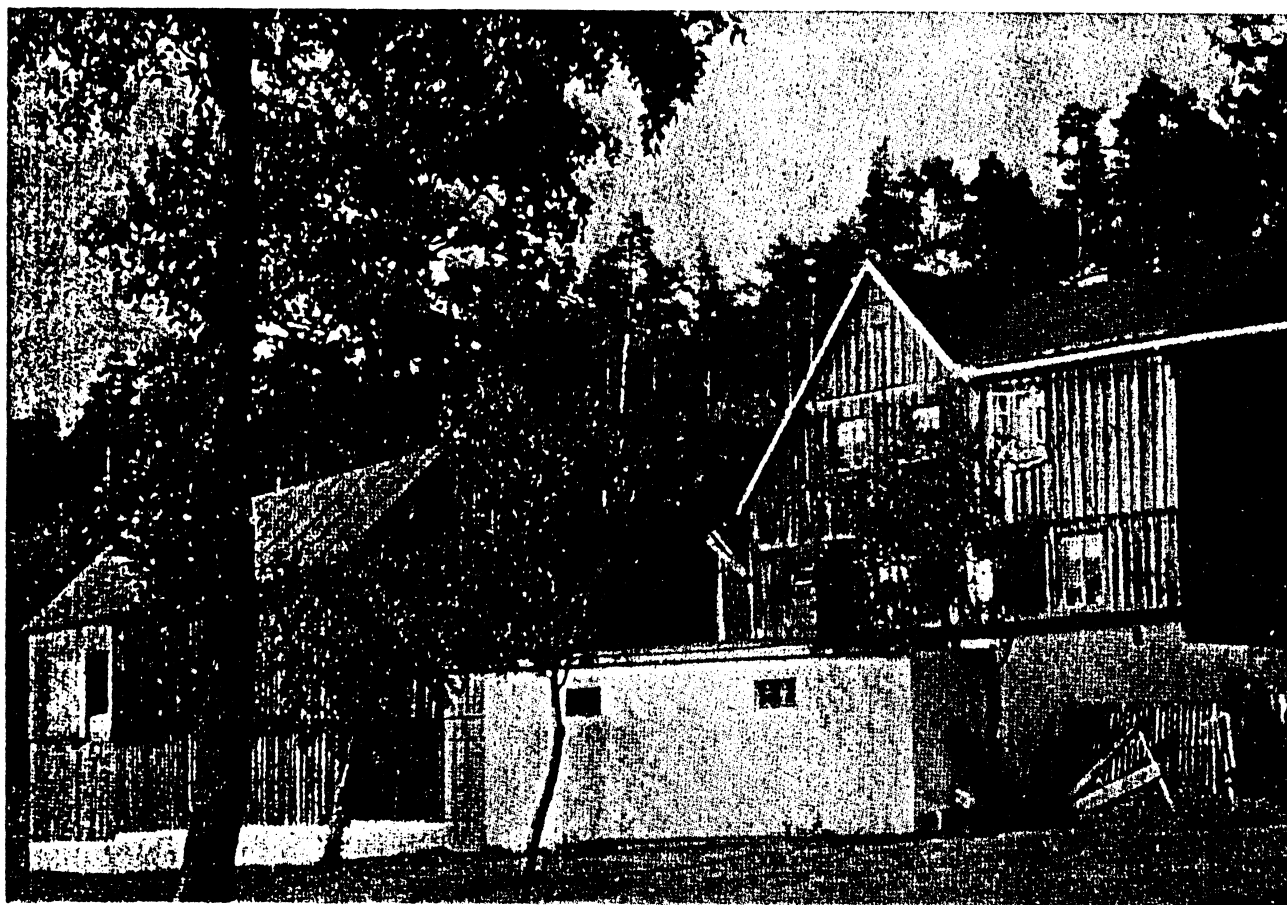
Nr. 134 (am Bergeshang). Dieses Haus wurde bewohnt von Christoph Lederer „Tischer“ (Zimmermann) und Frau Barbara; Gustav Lederer, ihrem Sohn, Johann Lederer (Zimmerpolier) und Gattin Frieda geb. Kispert; deren Töchter Berta, verh. Müller (Hs.-Nr. 177, „Schubert Willi“), Ida, verh. Fuchs samt Ehemann Albin und Tochter Ilga (später Hs.-Nr. 94).

Nr. 143 ist das Haus von Rudolf Ploß (Milchhändler, vermißt in Ostpreußen) und seiner Frau Frieda geb. Wunderlich aus Niederreuth. Ebenfalls wohnten darin Liesette Wunderlich „Heiwert Liesetta“, Tochter Hilde Ploß, Nichte Elfriede Müller, Nikol Böhm, Weber mit Gattin Ella geb. Wunderlich aus Niederreuth und Sohn Rudolf (Jahrgang 1932).

Wer beschreibt die heimelige Stimmung in diesem Waldwinkel, wenn in der Abendstille im Brandwald der Kuckuck ruft? Im Nachlaß des Wernersreuther Heimatdichters Gowers stehen die Zeilen:

„Wenn draßn Schnäi und Eis zerrinnt,
und af da Schei 's Räutschwanzl singt,
u wenn inn Wold d' Hulzkräuha schreit,
näu is vabei d' kalt Zeit.

Dirts herzen Leitla, semma fräuh,
es is da Fröhling wieder däu.
U Kuckuck schreits däu draß inn Wold,
die Luft is nimmer kolt.



Die Hädlermühle in Wernersreuth war die erste Mühle, an der die junge Elster ein Rad trieb. Als Müller saßen auf ihr seit etwa 1650 nacheinander die Familien Goßler, Ludwig und Hädler. Unser Bild stammt aus dem Buch „Die eigenwillige Historie des Ascher Länd-

chens“, Seite 595. Es wurde aufgenommen von dem in den letzten Kriegstagen 1945 verschollenen Dr. Ferdinand Swoboda, der seinen vielen Freunden von einst als weltoffener und gleichzeitig heimatbewußter Geist hohen Ranges in Erinnerung steht.

Leitla, ich denk halt heit immer nu droa, wöis fröiha in unnern Wernerschraat woa. Wemma dort hintn ba da altn Haalerm durchn Lumperhau ganga is, dâu woa halt na Tischr Johann saa Heisl allzeit schäi zammgricht. Dös Heisl don hintn am Lumperhau häut gseah wöi Franznsbad!“

Die Häuser am Lumperhau haben eine schöne Hanglage im Windschatten des Nassengruber (oder Lumperhauer) Waldes. So schauen sie über die Elsterwiesen links zum Salerberg, geradeaus über die „Wolf-Adls-Wies“ auf den „Broad“ (Brandwald), einen ansteigenden Hochwald aus Fichten und Föhren. Das butterpilz-reiche Gehölz geht oben in den Tannich über: also könnte der

Wanderer hier eintreten unter ein Wipfelmeer, das der aufgehenden Sonne endlos entgegenrauscht über den Röthenbach, am Erzgebirge entlang bis zu den Schluchten des Riesengebirgs und der Tatra! Auf diesem Pfad kommt das osteuropäische Kontinentalklima mit seinen blitzenden Sommern und schneereichen Wintern herüber.

Ein mächtiger Schlußpunkt, ragt an der Elster ein riesiger Fichtenbaum. „De lang Föichtn“, den Prachtbaum mit dem Doppelwipfel, können vier Männer knapp umspannen. Zwischen den Riesenschlangen der Wurzeln stehend, schaut man wie in einen Dom empor. Die untersten Äste sind baumdick, die höheren Rippen in diesem Gewölbe kaum zu zählen. Noch mächtiger soll

bis vor den Ersten Weltkrieg bachabwärts „de dickbuschat Föichtn“ gestanden haben.

Da das Tal auch nach Süden verriegelt ist durch den fichtenbestandenen Riedelsberg — die Bäche schlüpfen an seinen Flanken herein — fühlt man sich in einem waldumkränzten Nest. Da ist es lauschig an Sommerabenden, wenn zum Feierabend Brunnen und Bächlein plätschern; und feierlich still im Winter, bis der Milchhändler mit seinem klingelnden Pferdeschlitten durch tiefen Schnee vorüberfährt.

Im Holzhaus meiner Vorfahren war es anheimelnd. Der Harzgeruch des Holzes mischt sich mit dem Duft von Malzkaffee, wovon eine Kanne ständig auf dem Ofen steht. Neben dem Wirkstuhl hängt ein Vogelkäfig. Die alten Hausweber waren Vogelfänger (man dachte sich nichts dabei, damals, als sogar die Operette den „Vogelhändler“ besang). Eifrig sprach mein Großvater von Zeimer, Stieglitz und Nusser (Nußhäher), dessen blaugestreifte Federchen den Sonntagshut schmückten.



Das Haus vom „Tischerjohann“, das unseren verstorbenen Mitarbeiter „Gowers“ zu dem im Mai-Rundbrief enthaltenen Entzückensruf verlockte: „Des Haisl haout gsääh wöi Franznsbad!“

Holz war ein Leberelement

Jedes Haus hatte seinen „Hulzplatz“ mit „Hulzabuak“ und „Hackstuack“. Ein „Stöck-Haffm“, aufgeschlichteter Vorrat bizarrer Wurzelstücke, harrete

der Zerkleinerung. Von der Forstwirtschaft im Waldboden hinterlassen, waren sie billiges Brennholz erster Güte. Kienholz, „pichats Hulz“, d. h. pechiges, pichendes Holz, gewann man aus dem goldbraun harzgetränkten Föhrenstock. Zwar leuchtete man seit Menschengedenken nicht mehr mit dem Kienspan, aber man machte aus dieser Kostbarkeit noch fingerdicke Schleifen zum Entflammen des Herdfeuers. Aus den meterlangen Wurzelschnüren flocht mein Großvater noch Körbe.

Das Stöckegraben

Nichts hat mich so mit dem Wald verbunden wie diese Knochenarbeit. Auf den Preiselbeerlichtungen krallen sich die Baumstümpfe ins Erdreich. Das Eisenwerkzeug, Äxte („Hulzhaua“), Spitzhacken („Kaalhaua“), Schaufel, „Krauthaua“, Keile, Herzeisen, blinken in der Sonne. Packen wir's an! Die Wurzelarme werden unterhöhlt und weit außen gekappt. Als Hebel („Riegel“) wird ein mittelgroßer Stamm im Staatswald nebenan (etwas außerhalb der Legalität) abgemacht (und der verärrerische Stumpf halt mit Walderde geschwärzt). Mit Steinen unterlegt, wird der Riegel nun unter einer Wurzelbeuge angesetzt, wenn schätzungsweise alle großen Wurzeln ab sind. Aber ach, der Stock rührt sich nicht, selbst als sich mehrere Mann auf den Riegel werfen (drauflegen, nicht drunterhängen, denn ein abfahrender Riegel hat mehrfach den Tod gebracht). Eine Herzwurzel geht senkrecht in die Tiefe. Nun heißt es weitergraben, bis die Pfahlwurzel sichtbar wird. Inzwischen umgibt ein Wall von goldgelbem oder milchweißem Sand die Arena.

Nun gilt es, die langstielige Holzhaue treffsicher hinunterschwingen tief in den Trichter, behindert von Wurzelkrallen und Erdreich. Die Schneide darf ja nicht danebenfahren in Sand und Grus. Da war mein Vater ein Meister; anscheinend konnte er mit der beidhändig geschwungenen Haue der Fliege ein



Blick vom Lumperhau zum Salerberg

Auge aushacken. Unsere Stöckhauen waren auch nicht breitschneidig, sondern schmal wie ein Keil, um auf den Punkt hinzuzucken gleich einem Spechtschnabel.

Wurde jetzt wieder der Riegel ange-setzt, warf er den Stock krachend aus seiner letzten faserigen Verankerung. Das waren Siege, wie sie die rodenden Siedler seit Jahrhunderten erstritten hatten, und dieses Nachempfinden macht mir noch heute warm ums Herz.

Wärmen taten diese Stöcke ohnehin sprichwörtlich dreimal: beim Graben, beim Heimfahren und Zerkleinern und schließlich im heimischen Herd. Davon erzählt der Rundbrief 9/10 1979 aus der *Haslauer* Gegend. Da schreibt Eduard Müller, „daß auch hierbei die Pausen der schönste Teil der Arbeit sind. Rücklings im Moos eines schattigen, kühlen Hochwalds zu liegen, den Blick hinauf in die sich wiegenden Kronen gerichtet, ihrem Raunen lauschend, wenn der Wind wie an einer Harfe durch die Wipfel streicht. Und schließlich der große Endgenuß, das abendliche Plauderstündchen am heimeligen Herd ... Die kleinen Doppelfenster, deren Zwischenräume man im Winter mit Moos auslegte, das dann gleichzeitig als Gefilde für die ‚Zammsetzheisla‘ diente.

Dann das trauliche Flockenspiel von außen, wenn der Winter an die kleinen Fenster pochte, die anheimelnden Düfte des Kienholzes, wenn sie abends durch die traute Stube zogen.“

In den harten Zeiten um den Ersten Weltkrieg blieb für das Stöckegraben oft nur der Sonntag. Notgedrungen, nicht weil sie's machten „wöin se selwer wolltn“, haben unsere Alten sich so aufopfern müssen, durchaus im Einklang mit der Bibel. Und es war doch eine zufriedene, schöne Zeit! Karl Goßler, auf dem Lumperhau geboren (Großmutter: „Pläußn-Eva“) hat diese „Erinnerungen an Alt-Wernerschraath“ in Verse gegossen, die im Rb. 2/1955 schon einmal unter dem Titel „As da goutn altn Zeit“ abgedruckt waren. Hier eine Strophe davon:

Na Sunnte fröih scha ganz bazeit,
kaum woas a wengl grau,
däu woarn de Wernaschreitha Leit
scha längst in Wold am Hau.
As Stöckasgrobm in steunen Buadn
häut gräuße Arwat gmacht —
dau iis näu nichte oapackt wuarn
daß hann de Hackn kracht!
Und woa amäl a gräuße Stuak,
wos oa vl Wirzln hängt, dean hann se
nauchat üwan Buak
min Riegl assagrprengt!

Des Stöckaasgrobm woa vöichrisch
 schwaa,
 däu woa eus bal dahitzt —
 und woa de Kaffekännl laa,
 häut ma nu mäiara gschwitzt!

ZU EINEM LESERBRIEF

Daniel Richard, schönen Dank! Ob es wirklich auf dem Lumperhau am schönsten war, oder nicht — jedenfalls kommen noch zwei Fortsetzungen davon, wenn Gott will (und unser Dr. Tins!). Nun zu Deinen Beanstandungen. Ja, die zwei Braun-Häuser Nr. 132 und Nr. 133 sind verwechselt. (Unser Oberlehrer Pellar hätte schlitzohrig gesagt: Wollte nur mal schauen, ob ihr auch aufpaßt!).

Es ist schon Mehreres vergessen worden, zum Beispiel in Klatschhausen die lieben Schulkameradinnen Aechter Elfriede und Berterl (samt Familie); Heinz und Irma Raab (samt Familie), die unter dem Geburtsnamen der Mutter, Jellen, aufgeführt waren; und die Diétrich-Buben Adolf (schon verstorben) und Helmut (samt Familie). Von den beiden gibt es eine Lausbubengeschichte, die es mit etlichen Schämbicher Anekdoten aufnehmen könnte:

„Eine Zeit wohnte die Familie in der Hädlermühle. Weil die Buben viel anstifteten, wenn sie allein daheim waren, sperrte sie die Hädler-Mutter einst kurzerhand im oberen Stockwerk ein, als sie ins Heuwenden gehen mußte. Trotzdem hatte die Frau keine rechte Ruhe und schaute, daß sie wieder heimzu kam. Was erblickte sie da beim Näherkommen? Zwei rosa Luftballone schienen aus dem Fenster zu hängen. Luftballone? Es waren die Knaben-Hintertheile, die, beide gleichzeitig von einem dringenden Bedürfnis geplagt, keinen anderen Ausweg gefunden hatten, als aus dem Fenster zu sch . . . auen!“

Richard, was hat mir mein Großvater aus der Lumperhauer Kinderzeit von seinem Bruder Ernst (der Dein Vater ist) erzählt? Da mußte die höchste Erle am Bach abgemacht werden, weil in der

Krone der kleine Ernst saß, seinen Fuß so in einer Astzwiesel eingezwickelt, daß er ihn nicht mehr herausbrachte.

Die Tischer-Hilde kommt im folgenden Kapitel selber zu Wort. Das wäre doch nachahmenswert, wenn sich überhaupt mehr Wernersreuther zu einem Briefchen aufraffen könnten. Ein Dorf erzählt dann seine Geschichte(n)! Durch Lm. Adolf Riedl aus Klatschhausen geriet ich auch an unseren Schreyer Robert, dessen Vater in der Gowers-Schrammel die Erste Gitarre spielte. Als seinerzeit der gute Gowers aus häuslichen Gründen (va sein Wei aas) nicht mehr so viel auswärts spielen durfte, da ist der Robert schon eingesprungen. In Bad Orb führt er jetzt eine Art Gowers-Schrammel weiter. Er wurde gleich für den Rehauer Heimatabend dienstverpflichtet.

DAS BRÜNNLEIN VOM LUMPERHAU

Ein reines Brünnelein entquillt dem Hang in einem Brunnenhäuschen und spendet sein frisches Wasser den Haushaltungen, dem Wanderer und auch den Langholzfuhrwerken, die einst davor ihre Stämme sammelten.

*Am Lumperhau
 der Weg sich zweigt;
 in hölzern' Bau
 die Quelle steigt.*

*Der Silberstrahl
 lud jeden ein
 bei Mondlicht fahl,
 bei Sonnenschein.*

*Wer davon trank
 bleibt immer jung —
 ihn macht nur krank
 Erinnerung.*

*In fremder Stadt
 denk dran nur sacht:
 dein Vater hat
 dort oft gelacht!*

*Nicht daß du weinst!
 Dein Vater nannt'
 „Hotel“ es einst
 „zur hohlen Hand“.*

Vor achtzig Jahren kam der Ascher Fabrikant Heinrich Rogler viel nach Wernersreuth. Da er plante, das unterste der Heidhäuser (Vogelweberhaus) zu kaufen, wollte er einmal im Winter erkunden, wie der Schnee dem Lumperhau zusetzte. Er brauchte nur den Wildspuren nachzugehen; alle liefen auf den Lumperhau zu. Als er in der Abenddämmerung dort ankam, sah er ein Rudel Rehe an der stets offenen Brunnenstube stehen und trinken. Rotwild hat feinen Geschmack. Es geht nicht an den Bach, wenn woanders besseres Wasser zu haben ist, und so hat es manche Heilquelle finden geholfen. Bei der Unteren Hädlermühle ist das Wasser auch mineralisch; als meine Kusine bei einem Besuch in der Heimat dort vor dem offenen Brunnentrog stand, wurde sie von einem durstigen Rehbock beiseite gedrängt.

Kurzum, der Fabrikant ließ das Brunnenwasser vom Lumperhau untersuchen, und es stellte sich als stark mineralhaltig heraus mit drei guten Eigenschaften, wie sie dem vulkanischen Oberreuther Wachtberg entsprechen, an dessen Fuß auch der Niederreuther Säuerling entspringt (Analysen-Bericht von E. Keil Rb. 6/81). Einen Steinwurf weiter, auf den Tannich zu, erwies sich das Wasser dagegen weich: Hier grenzen verschiedene Grundwasserbezirke aneinander. Heinrich Rogler wollte den Brunnen ausbauen — doch er starb darüber, keine 42 Jahre alt (Rb. 2/80 S. 21).

EINFACHES LEBEN

Natürlich hat es auch Kampf und Zwistigkeiten gegeben. Um die Jahrhundertwende hatten die Hausweber kargen Lohn, so daß auch in dem stillen Waldwinkel die Arbeiterbewegung gehört wurde. Da wurden viele Lumperhauer „Räuta“ („Rote“); und ich stelle mir einen lebhaften Diskurs vor, als mein Vater sich eher als „Bläuwa“ („Blauer“, d. i. Völkischer) fühlte. Karl Goßlers „Erinnerungen an Wernerschraath“ geben ein Zeitgemälde vom vorigen Jahrhundert:

In Wernerschraath am Lumperhau
 dâu hânt ma Vatter glebt,
 mit dreizieh Gâuhan hânta dâu
 scha mit sein Vatter gwebt!
 Großvatter war oan Wirkstöll droa
 obs warm war owa kolt —
 de Großmutter hânt für ihr Moa
 de strähnlâ Garn ogspolt.
 De rechta Hând hânts Raadl draht,
 de link war oa da Spinnl,
 da rechta Fouß war aa niat staad,
 dâu hântse ghetscht ihr Kinnl.
 Wenn se minn Spolrod ferte war,
 hânt se minn Schwaafrahm gschweuft —
 na Großvatter saa Hândwebwar
 war schâi kariert u gstreuft
 Golitsch — golitsch, ei hânt des platz,
 as Spolrood des hânt gsurrt —
 am Hausplatz hann de Hâihna gatzt
 und d’Katz dôi hânt schâi gschnurrt.
 De Ziech hânt draß inn Gartn groost,
 dâu war se eiche gsperrt,
 hânt gmeckert und na Klâi vakost —
 war des a Hauskonzert!
 Und spaat af d’Nacht ban Funzllöicht
 hânt nu da Wirkstöll glitscht —
 und qualmt hânt’s, daß ma’n Towak röicht
 und s’Sietzbreet des hânt quietscht.
 Na Sunnambd war minn Wirkn Rouh,
 wenn d’ Stückla ferte warn,
 hâu is ma üwa Nassagrou
 af Asch ins Lieferrn gefahrn.

„AUCH EINE UNTERHALTUNG“

Aus diesen Goßler-Strophen läßt sich nicht nur das Idyllische, sondern auch der schwere Existenzkampf herauslesen. Auch gegenseitig machte man sich das Leben nicht immer leicht, hauptsächlich wegen der Bodenknappheit im Ascher Bezirk. Um 1800 waren viele Weber aus dem Umland in die Nähe der Textilstadt geströmt (H. Hofmann, Roßbacher Heimatbuch, S. 381: „Starke Einwanderung in den Jahrzehnten vor und nach 1800, hervorgerufen durch die Hochkonjunktur unserer Baumwollweberci: Steigen der Grundpreise, intensivste Bodennutzung“). Goethe vermerkte 1807 auf der Durchreise: „Glatt und dicht abgeschorene Wiesen“. In Wernersreuth mußten die Ankömm-

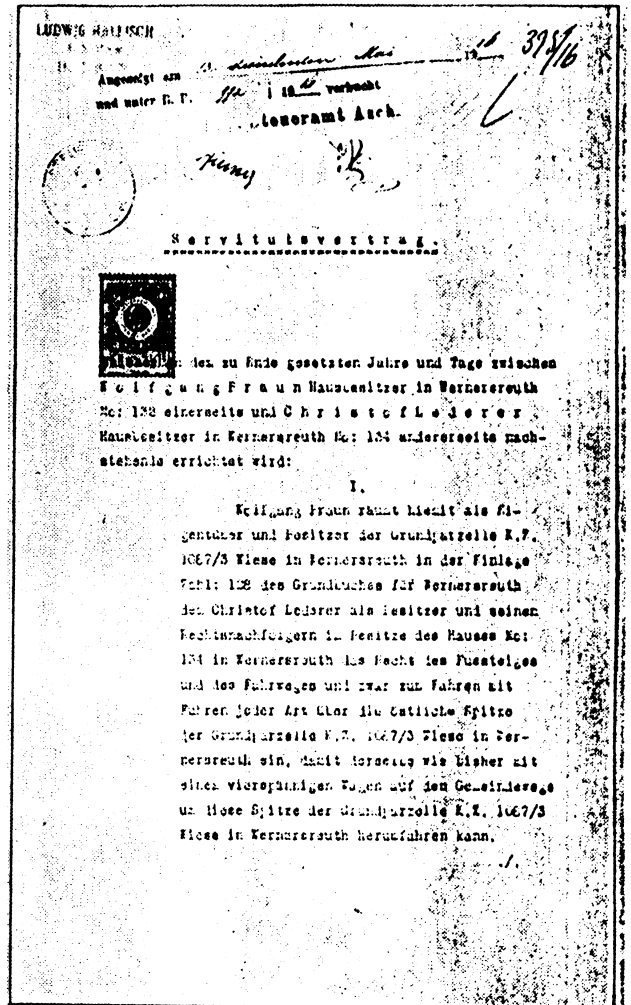
linge außerhalb der zusammenhängenden Ackerflächen Bauland suchen, und so entstanden die Streusiedlungen wie der Lumpenhau. Reiche Kinderzahl nötigte dann zu weiteren Teilungen. Da kam es dann schon zu Reibereien am Gartenzaun, trotz der angeborenen Friedfertigkeit.

Ich konnte die Tischer-Meudla nötigen, mir etwas darüber zu schreiben. Ausdrücklich verlangte ich etwas von den Zwistigkeiten zu hören, von denen daheim oft die Sage ging. Hier der Bericht:

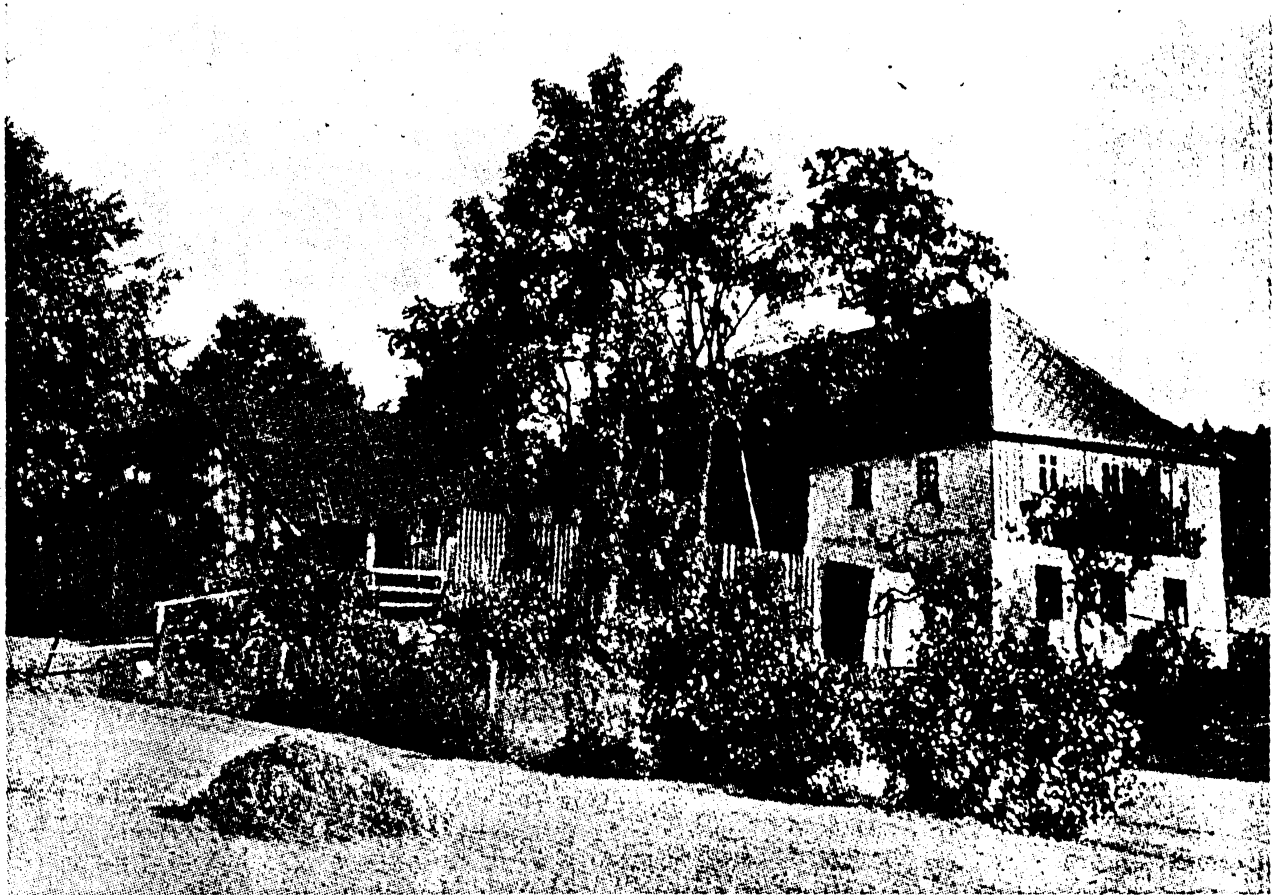
„Im Kriege gingen wir oft abends zu unserer Großmutter in den oberen Stock und machten Handarbeiten und fragten, wie's früher war. Unsere Großmutter stammte aus dem Braunhaus 132 (Wolfen-Wolf). Dessen Großvater war aus der Fern-Schönbacher Gegend zugezogen und hatte das Haus Nr. 132 errichtet. Für seine Kinder baute er dann die Häuser 134 (unser Elternhaus), 133 (Braun Michl) und 136 (Riedl). Im Laufe der Generationen gab es viel Streiterei wegen der Zufahrt zu den Häusern. Ein Beispiel: Als wir mit unserem Kühgespann einige Male über das Eck vom Brunnenhaus links fahren, machte der alte Wolfen-Wolf eine Stange hin und sagte, wir hätten kein Fahrtrecht. Aber hinter dem Brunnen war nicht herumzukommen. Da fiel es unserem Großvater ein, sich das Recht zu erkaufen, und ich sehe meine Mutter heute noch, wie sie mit dem Vertrag zum Wolfenwohl ging. Braun Michel erging es nicht anders. Sein Dunghaufen stand an der Grenze und er hatte nur das Recht, einen Wagen zum Mistaufladen hinstellen: wehe, es fiel einmal etwas vom Wagen! Zum Riedl Ferdl hinauf war es ähnlich; die mußten wieder durch den Hof von Braun Michl gehen, so gab es auch da so manches Hin und Her. Die Häuser 132, 133, 136 und 143 mußten alle ihr Wasser von dem Brunnen holen, der am Weg nach Himmelreich stand. Da hing dann oft ein Zettel am Brunnenhäuschen, daß der oder jener etwas über den Nachbarn gesagt

hätte — und schon ging es los! Das passierte, als unsere Großmutter noch jung war, und die Jungen hatten dann eine Freude. Wir sagten uns damals: „Auch eine Unterhaltung!“

Der „Servitutsvertrag“ von 1916 ist erhalten. Nebenstehend eine Kopie seiner ersten Seite:



Der Vertrag hat noch zwei weitere Seiten, ist dann unterschrieben von Wolfgang Braun und Christof Lederer. Die Echtheit der Unterschriften bezeugt schließlich der k. k. Notar Ludwig Hallisch, an den sich manch alter Landsmann sicher noch erinnern kann. Er wohnte am Marktplatz im Hause des Spediteurs Hofmann, seine Kanzlei war zuletzt in der Bezirkssparkasse.



Die im Mai-Rundbrief abgebildete Hädlermühle war die sog. Obere Hädlermühle. Es gab ihrer nämlich zwei: am Lumperhau lag nicht die Obere,

sondern die Untere Hädlermühle, die wir hier im gleichfalls von Dr. Swoboda stammenden Bild zeigen.

Vom „Holzhaus meiner Vorfahren“ schwärmte ich vor einiger Zeit — irrtümlich! „Deine Vorfahren beherrschten alle das Maurerhandwerk“, so hat man mich aufgeklärt; „alles war massiv aus Bruchsteinen gemauert“. Die Holzverschalung am Giebel, heute wieder modern, hat mich wohl getäuscht. Dazumal galt natürlich das Gemauerte als fortschrittlicher. Also schwärmte ich von etwas Rückständigem?

Heute leisten sich gerade die Wohlhabenden wieder die energiesparende Holzbauweise. Noch vor ein paar Jahren freilich hätte man befürchten müssen, Besucher oder Leser aus der Wohlstandswelt könnten auf manches aus der alten Heimat geringschätzig hinunterschauen. Auch andere geschilderte Verhältnisse, die harte Arbeit in Feld und Wald, an Webstuhl oder Spinnrad — ist das Rückständigkeit gewesen?

Nein, das ist es nicht gewesen, wenn man es richtig bedenkt. Im Gegenteil! Schon beginnt man sich heute eines Besseren zu besinnen, was die alten und natürlichen Lebensformen anbelangt, und versucht zurückzufinden. (Daß man früher gesünder lebte, davon zeugt das hohe und rüstige Alter, das bei den Aschern überdurchschnittlich auftritt: vgl. Statistiken Rb. Sept. 72 S. 112 und Rb. 31. 3. 64 S. 56)

Freilich ist es in der alten Zeit überall härter und einfacher zugegangen. Doch im Vergleich zu reichsdeutschen Verhältnissen war unsere Bevölkerung oft sogar reicher. Die Frauen aus meinem Vertreibungstransport gewannen sich die Herzen der Gastgeber, als sie ihnen aus ihrem mageren Flüchtlingsgut Tücher und Geschirrgüter schenkten, wie sie die Einheimischen nie besessen hatten. Auch zivilisatorisch wa-

ren sie voraus. So schüttelten unsere Frauen den Kopf über die manchmal nachlässige Reinigungsweise in den hier angetroffenen Haushalten. So wischten manche Hausfrauen die Stube nur notdürftig im Stehen, einen nassen Lappen über einer Bürste an langem Stiel hin- und herziehend, während unsere Hausmütter ihre „Stubmbruck“ jeden Sonnabend auf Knien mit viel Wasser und Seife wuschen. Hätte sich das Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit auch daheim abgespielt, so wären bei der Tüchtigkeit der Heimatleute unweigerlich (vielleicht sogar beängstigende) Fortschritte eingetreten. Das beweist das schon früh veränderte Erscheinungsbild der Stadt Asch. Waren noch Mitte des vorigen Jahrhunderts die Stadthäuser „meist aus Holz, ähnlich den Bauernhäusern unserer Gegend“ (Traugott Alberti, Jugenderinnerungen, S. 58), so wuchsen bereits zur Gründerzeit dazwischen ansehnliche Villen und Geschäftshäuser aus dem Boden.

Aber wichtiger noch: bei allem materiellen Streben überwog daheim eine sittliche und geistige Kultur, wie sie heute nicht überall gegeben ist. Dieser innere Reichtum wurde von derselben Bescheidenheit überdeckt wie anderer Besitz. Vielleicht beschreibt das Wort „Anstand“ am treffendsten diese Kultiviertheit. Vorlautes „Diskutieren“ war den Alten fremd. Es wäre unanständig erschienen, die eigene Person in den Vordergrund zu schieben. (Die heute so beliebte Floskel „ich finde . . .“ oder gar das moderne und oft völlig unangebracht verwendete „ich gehe davon aus . . .“ fehlt in ihrem Wortschatz.) Traugott Alberti beschreibt, wie sich um 1850 die Männer im Wirtshaus verhielten: „Es ging fast immer sehr ruhig und ehrsam zu. Meist hatte nur einer das Wort und alle übrigen hörten schweigend zu, bedachtsam dichte Rauchwolken aus den kurzen Pfeifen zur niederen Zimmerdecke sendend, und oft genug herrschte allgemeines Schweigen, bis jemand die beschauliche Stille durch eine Bemerkung oder Mitteilung unterbrach“ (S. 64).

Daß diese Zurückhaltung nicht aus mangelndem Wissen, sondern aus eingeborenem Anstand herrührte, dafür habe ich ein Dokument. In dem Köfferchen des in der Vertreibung verstorbenen Daniel Wolf vom Lumperhau, das auf dem hiesigen Dachboden verstaubte, fand ich sein Schulzeugnis, mit dem man heute spielend jeden Numerus Clausus bestünde. Man wird mir das nicht als Eitelkeit verübeln, insofern er mein Großvater ist; ich habe ja keine anderen Dokumente solcher Art, und es soll stellvertretend stehen für alle diese guten alten Landsleute vom Lumperhau und der ganzen Heimat, als Beweis für den hohen Stand des heimischen Schulwesens und seiner Schüler. Drei Jahre nach diesem Abgangszeugnis war der gütige Mann ein tüchtiger Maurer (und Weber)!

Ein Leben voll Arbeit, Fürsorge, Sorgen, aber auch glücklich durchmischt mit den kleinen Freuden am Sonnabend im Wirtshaus, wenn er in der „Roßbe-Kapelle“ mit dem Flügelhorn zum Tanz aufspielte (und beim Heimkommen oft erlebte, daß ihm seine temperamentvolle Ehefrau das Instrument am Türstock verbeulte!) — der Gowers beschreibt ihn als Jüngling in seinem Humor:

„Heit als alta Moa denk ich gern droa, wöis fröiha in Wernerschraath woar. Selmal za dera Zeit is alla Sunnte in Wernerschraath tanzt gworn. In Wernerschraath woar selmal a eunzicha Borsch, der wos wöi a Radl schäi tanzt häut. Und dees woar dahint am Lumpahau da Daniel Wolf gwesn. Ich ho ihn oftamal zougshaut, wöi er sua üwers Kreuz tanzt häut. Alla Weiwa hann ihra Augn nea am Danielwolf ghatt . . .“ (Rb. Juni 76, S. 68)

So seien ihm, der am Schluß mit einem riemenverschnürten Ausweisköfferchen sein Lebenswerk verlassen mußte (wie alle Heimatleute), einige Verszeilen aus eigener Erinnerung gewidmet:

Ein Maurer warst du, der im Morgengrau
 gebrocktes Brot verschlang am Lumperhau.
 Dann eilst du fort zum Bau. Die Thermosflasche
 steckt' dir die Frau in Filzrocks Seitentasche.

Der Weltkrieg rief. Weiß nicht, was du geworden;
 im Tischschub lagen später Kaisers Orden.
 Vom Heimweg nur hast du mir was gesagt:
 „Ein Gipfel in Tirol am andern ragt“.

Du trugst den Koffer in der Sonnenglut,
 darin für jedes Kind ein Zuckerhut.
 Doch hinter jedem Gipfel ragt' ein anderer,
 so daß zu sehr erschöpft der Heimkehr-Wandrer:

da schleuderst übern Hang den Koffer du,
 schaust lange seinem Flug zum Abgrund zu.
 Im zweiten Krieg kam deine nächste Reise.
 Uns Enkelkindern schleppst du eine Speise:

ein Koffer voll mit Äpfeln bis zum Rand.
 „An Straßen wachsen sie in jenem Land!“ —
 Das alles ist vorbei, kaum was geblieben.
 Man hat den Mann von Haus und Hof vertrieben.

Nur kleiner Koffer blieb mit Rock und Hemde.
 Dann mauerst letztes Haus du in der Fremde.
 „Wenn das getan ist, grab ich auf der Stelle
 die Thermosflasche ein und Maurerskelle!“

So wurdest du müd und alt — jetzt bist du tot.
 Dein Köfferchen fand ich an Daches Schlot.
 Dir, der du bauen wollt'st in Heimatlaanden,
 ist Wandrers Koffer immer auferstanden.

Und schließlich als Abschied vom Lumperhau
 noch nachfolgende Strophen:

Hoch ragen Fichten an der Bergeshalde.
 Auf Elsterwiesen vor dem Tannichtwalde
 ruht Abendsonnenscheines stiller Glanz.
 Zum Brunnenplätschern leiser Mückentanz.

Dann sinkt der Abend übers Brunnendach.
 Noch eine Taube gurr am Erlenbach.
 Schon lauscht der Fuchs den Liebessängen
 und hebt die Pfote zu den Räubergängen.

Und silbern strahlt der Mond auf Dunst weißgrau.
 Wildtauben schnäbeln leis am Lumperhau.

(Zum Gedenken an die Jugendzeit am Lumperhau
 mit dem Daniel Jule, dem Bauern Richard und
 dem Mitterlehner Otto)

DAS VOGELWEBERHAUS

Heute ein Abstecher in das kleine Seitental des Wernersreuther Schwarzweber- oder Ploßenweberbaches: Wenn man bachaufwärts längs einem schmalen Wiesenstreifen geht, kommt man zum ersten der drei „Heidhäuser“ am Waldessaum, dem Ploßenweberhaus, früher Vogelweberhaus genannt.

Manche rechnen die drei Heidhäuser („Heuheiser“) zum Lumperhau, andere sagen, sie bilden einen eigenen Ortsteil, auch Heidereuth („Heuraath“) genannt. Auf manchen Karten werden sie „Lohhäuser“ tituliert.

Das Vogelweberhaus hat eine lange Geschichte; womöglich ist die Wohnstätte älter als die Hausnummer 140 vermuten läßt. Zuletzt im Besitz der Familie Ploß, gehörte es um die Jahrhundertwende kurze Zeit dem Fabrikanten Heinrich Rogler, der dort eine Freimaurerloge einrichten wollte, was sein früher Tod vereitelte. Erworben hatte er das Haus von den „Vogelwebern“ (Vuaglwewern“), einer so weitverzweigten Sippe, daß sich kein bestimmter Familienname mit ihnen verbinden läßt. Denn oft behielten Töchter den Sippennamen und übertrugen ihn auf die eingeheirateten Männer. (Ist das nicht wieder ein zivilisatorischer Vorsprung zu nennen, wenn man beachtet, daß in der Bundesrepublik erst jüngst den Frauen zugestanden wurde, nach der Hochzeit ihren Geburtsnamen behalten zu können?)

Es gab in Wernersreuth noch drei andere Vogelweber-Häuser. Erstens das (abgebrannte) Vogelweberwirtshaus im Dorf „davorn“ an der Peint (Nr. 35 bzw. 36). Es hatte den ersten, hölzernen Tanzsaal im Ort. Nach dem Brand wurde es abgetragen. Aus diesem Geschlecht gingen die Grünen Gastwirtsfamilien („Vuaglwewer-“) Künzel vom „Blauen Engel“ hervor. Auf der Brandstelle zwischen den Häusern Kispert und Spitzbart errichtete Albin Schreyer (Milchhändler) sein Haus. Riesige Eichenbäume vor dem Haus müssen schon die Gaststätte beschattet haben.

Dann gab es den Spitznamen Vogelweber für das Haus Klatschhausen Nr. 128, zuletzt im Besitz der Familie Rudolf Sandner, dessen Ehefrau vom Vogelweber Friedrich Merz abstammte. Ein früherer Vogelweber namens Adam Heinrich wurde Bürgermeister in Eger. Das dritte Vogelweberhaus steht in der Totschengasse (Nr. 108), einst Eigentum der Vogelweber Klara, die in zweiter Ehe Hermann Hädler (genannt „Schwarz Haaler“) ehelichte.

Das Stammhaus aber dürfte das Vogelweberhaus in der Heuraath gewesen sein. Seine Einrichtung, wie sie noch um die Jahrhundertwende bestand, könnte einen Heimatpflieger inspirieren, wie sich eine Museums-Stube gestalten ließe. Das Haus hatte drei Wohnstuben, in denen drei Hausweber mit ihren Familien wohnten. So war bestimmt immer jemand zu Hause – und dies war wahrscheinlich der Grund, weshalb die Haslauer Gendarmeriestelle, zu der dieser Rayon einst gehört haben soll, hier ein Meldebuch aufgelegt hatte, in das sich jede durchkommende Gendarmeriestreife eintragen mußte.

Die Vogelweber hier trugen ihren Namen zu Recht. An den Stubenwänden hingen viele Vogelkäfige, meist mit sogenannten „harten“ Sängern, so bezeichnet wegen ihres harten Körnerfutters: Hänflinge, Zeisige, Stieglitze. Eingeweichtes oder geriebenes Futter erhielten einige „Weich-Futter“-Vögel, wie Zippen und Rotkehlchen. In jeder Stube standen ein oder zwei Wirkstühle, Tisch, Betten, oft auch eine Wiege; doch hing für die Kleinkinder meist eine „Schwanken“ von der Decke, eine Art Wiegeschaukel. (Als dieses Gerät außer Gebrauch gekommen war, wurde bei uns immer noch an dem Haken in der Stubendecke der Christbaum aufgehängt; ein Brauch, mit dem ich noch heute Besucher in Erstaunen setze, wenn sich der kerzenerleuchtete Weihnachtsbaum feierlich dreht.) Da für die Kinderschar der Stellplatz für Betten nicht ausreichte, wurde abends unter

dem Elternbett ein Bettkasten hervor-
gezogen, gepolstert mit Strohsäcken aus
drischel-gedroschenem Stroh.

Nahe dem Herd hing an der Wand
eine Geschirrhänge („Häng“, auch
„Kannelholz“ genannt) mit einem
Schränkchen darunter. Daneben hingen
Knödelbrett, Kuchenbrett, Nudelbrett
zum Trocknen der Nudelfladen, die
auch am Ofenstangerl über dem Herd
zum Trocknen aufgehängt zu werden
pflügten. Auch gab es ein Mangbrett
und eine Mangrolle („Mangknüpf“).
Im Tischkasten („Tischschub“) wurden
Brot und Sonntagshefknödel aufbe-
wahrt. Als Leuchte hingen in der Stu-
benmitte eine Petroleumlampe und in
den Webstühlen eine kleinere Blech-
lampe.

Nach Feierabend kamen die Familien
immer zu einem Plausch zusammen.
Die Vogelweber waren über die Zeit-
ereignisse stets gut im Bilde und über-
haupt tüchtige Leute. Bekannt waren
der Vogelweber Siemer, der Kannes, die
Liesetta, abstammend vom Vogelweber
Adam. Ein Nachkomme zog als Schnei-
dermeister nach Plauen, sein Sohn wur-
de Schriftleiter des Vogtländer Anzei-
gers; ebenfalls entstammte die tüchtige
Wernersreuther Geburtshelferin Bärbel
Fuchs diesem Haus. Wohin mag diese
große Sippe erst recht heute zerstreut
sein?



So weit Ernst Martin. Mit einem
letzten Blick auf den Lumperhau und
zum Gedenken an die dortige Jugend-
zeit Ernst Martins mit dem Daniel-
Jule, dem Bauern Richard und dem
Mitterlehner Otto verfaßte Herbert
Braun diese Verse:

Hoch ragen Fichten an der Bergeshalde.
Auf Elsterwiesen vor dem Tannichwalde
ruht Abendsonnenscheines stiller Glanz.
Zu Brunnenplätschern: leiser Mückentanz.
Dann sinkt der Abend übers Brunnendach.
Noch eine Taube gurrte am Erlenbach.
Schon lauscht der Fuchs den Liebessängen
und hebt die Pfote zu den Räubergängen.
Und silbern strahlt der Mond auf Dunst
weißgrau.
Wildtauben schnäbeln leis am Lumperhau.

Die untere Hädlermühle

XII

Wer von Wernersreuth nach dem
Ortsteil „Himmelreich“ gelangen will,
muß elsteraufwärts über den „Lumper-
hau“ gehen, sonst kann er buchstäblich
auf den Holzweg kommen und sich im
Tannich oder im Nassengruber Wald
verlaufen.

Wir biegen also in das Elstertal ein
und schreiten auf dem Wiesensteig nahe
am murmelnden Bach. Im Vorfrühling
steht jetzt in manchen Wiesenmulden
das Schmelzwasser, und das glasklare
Bächlein, das zu anderen Zeiten Wasen
und Wurzelwerk unterhöhlt, in Tümp-
eln kreist und Sandbänke von glitzern-
dem Flutsand anschwemmt, wälzt sich
jetzt als braune Gischt daher, die das
gewundene Bachbett kaum faßt.

Auf nassen Wiesenwegen
am muntern Elsterlauf
bläst Märzwind dir entgegen,
den Mantel auf.

Noch schimmern weiße Fetzen
an Busch und Waldessaum,
und kahle Äste wetzen
am Erlenbaum.

Da schäumt der Wasserstrahl
um hängendes Gezweige
und Wurzelpfahl:

so geht der Schnee zur Neige.
Bald blüht um weiche Steige
das Frühlingstal!

Die Untere Hädlermühle mit ihrem
schönen Walmdach bleibt linker Hand
liegen. Ein ähnliches Dach haben in
Wernersreuth nur noch das „Schloß“
und einige alte Häuser auf dem Saler-
berg (Guast, Haaregorch, Meier, Taubm-
haare). Der Mühlbach zweigt am Rande
des Brandwaldes (Broad) von der Elster
ab, und auch der Bach von der Hut
(Hout) herunter konnte hinter dem
Haus im Schützteichlein aufgefangen
werden. Aber schon im vorigen Jahr-
hundert blieb das Mühlrad stehen; eini-
ge Zeit verbesserte der zur Landwirt-
schaft zurückgekehrte Müller seine Ein-
künfte durch den Verkauf von Flutsand
nach Asch. Weil es mein Geburtshaus
ist, hier noch eine kleine Kindheitserin-

nerung, die mit den Wegen zum „Himmelreich“ zu tun hat.

Kein Zaun umgab früher die Hädlermühle, und der Weg von Nassengrub zur Hut führte durch den offenen Hof. Eines Tages strebte eine Kutsche (wir sagten „Scheesn“ dazu, das kam vom französischen „Chaise“) der Hädlermühle zu. Sie querte den Elsterbach in der seichten Furt unterhalb des Hauses, wo das quirlige Wasser auseinanderfließt über hellen Glitzersand und eine Steinplatte umspült, die dem Fußgänger als Stützpunkt dient.

Tropfend fuhr das Gefährt in den Hof, wo ein Haufen Kartoffeln den Weg sperrte. Da saß auf Schemeln zwischen Zisteln und Körben der alte Hädler Johann mit seinen Töchtern Ida und Klara und klaubte Saatkartoffeln aus.

Ausstieg da ein Ascher Fabrikant mit seiner Frau und fragte nach dem Weg zu dem Wunderheiler Prex auf der Hut; auch hatte er durch Fabrikarbeiter von einer Schneidermeisterstochter Anna auf der Hut gehört, die gut Karten schlage und treffend wahrsage, wenn man anschließend oben im Tannichwald nach ihren Anweisungen eine Lichtung umrundete, die „Grüner Fleck“ heißt.

Statt einer Auskunft sagte der Hädler Johann, er sei schwerhörig. In der Stube sei die Ehefrau, die mit der Enkelin Mittagessen und Viehfutter koche. Es muß diese Schwerhörigkeit gewesen sein, durch die das Gespräch ein wenig verwirrt wurde, denn die Herrschaften blieben draußen und bewunderten die gesunden Stecklinge der Rosenfrühkartoffeln. In Wernersreuth gab es damals nicht nur gelbe, sondern auch rosa und violette Kartoffelsorten. Da sagte der fromme Hädler, auf die Erdäpfelkeimeweisend: „An diesen Trieben hängt das ewige Leben. Die Frucht aus dem Vorjahr kommt wieder in die Erde, gleich dem sterblichen Menschen. Der verwelkt auch und blüht im Himmelreich wieder auf.“

Der Herr Fabrikant zeigte sich skeptisch und meinte: „Jeder muß in seiner

Haut auf dieser Welt glücklich werden, darüber führt kein Weg hinaus!“ Seine Frau aber widersprach ihm und redete mit dem Hädler viel vom Himmelreich. Wir Buben lauschten, dachten beim „Himmelreich“ aber immer an den Ortsteil über dem Lumperhau, statt an das geistige Reich.

Schließlich einigte man sich, daß mein Kamerad und ich uns hinten auf die Kutsche stellen und den Weg weisen sollten. Doch das Mißverständnis vom „Himmelreich“ hatte in unseren Köpfen Verwirrung angestiftet, und tatsächlich kam es zu einer handfesten Irreführung. Nachdem die Herrschaften den „Büßer“ und die Kartenlegerin absolviert hatten, ging es weisungsgemäß hinauf in den Tannich in Richtung „Grüner Fleck“. Als uns der Kutscher dort oben fragte: „Wie geht's jetzt weiter?“, da bemühten wir uns, den Weg zum „Himmelreich“ zu zeigen. Aber der riesige Wald mit seinen Holzwegen war uns doch nicht so gut bekannt, und die Verbindung ist auch für Kenner schwierig. So holperten wir über Waldwege, die ich später als Schindelweg, Froschweg, Bärndorfer Weg benennen lernte, immer im Wald herum; am „Hosenträgerhau“ verzweifelte der Kutscher schließlich und erreichte, umkehrend, mit knapper Not, bevor es dusper wurde, wieder die Hut, wo wir absprangen und uns verdrückten. Hoffentlich hat die Herrschaften wenigstens der erzwungene Genuß der würzigen Waldluft gesundheitlich entschädigt.

Kehren wir also lieber auf den „rechten“ Weg in den Elsterwiesen zurück! Jenseits des Tales führt der Fahrweg am trockenen Rang entlang, an dem sich alsbald die Häuser vom „Lumperhau“ aufreihen. „Alle sieben Häuser sind rechter Hand“, pflegte man zu sagen.

Hierüber, ergänzt und illustriert durch eine erläuternde Zeichnung Lm. Brauns vom Ortsteil „Lumperhau“, das nächstmal mehr.

NASSENGRUBER STRASSE/KALTES ECK

Von einigen stadtnahen Dörfern unseres Bezirks konnte man abends auf das lichterglitzernde Asch hinüberschauen. Den Wernersreuthern war solche Aussicht verstellt durch den Kegel des Lerchenpöhls. In sagenhafter Ferne schien mir als Kind die Stadt, in die doch so viele Wernersreuther täglich eine knappe Dreiviertelstunde Fußmarsch zur Arbeit gingen.

Aber an Feiertagen schickte die Stadt etwas von ihrem Glanz herüber, wenn im Sonntagsstaat die Ausflügler an beiden Seiten den Lerchenpöhl umgingen und ins Elstertal herabwanderten.

A wunnaschäina Wandersteich
war za da Elsterquelln
vabei oan sumpfen Râuateich
warn tropfatnassa Stölln.
Und gwannat is dâu gung und olt
und war da Wech aa weit —
ban Elsterbrunna töif inn Wold
warn jedasmal vl Leit . . .

(Karl Goßler, „Ascher Spaziergänge“)

Als neugieriger Knabe bestaunte ich besonders die fein gekleideten Städterinnen, wenn von der Nassengruber Seite her ein Schwarm von Spaziergängern dem Beilschmidt-Gasthaus zustrebte auf dem Glöckelsweg, wo die vielen „Sutteln“ (Pfützen) zumindest den Hochglanz der Schuhe trübten.

Ihren Fußstapfen folgend, nähern wir uns den Wernersreuther Fluren von Asch heraus auf der Nassengruber Straße.

Es geht bergab vom Höhenzug der Wasserscheide, die den Ascher Bezirk querteilt. Von Vogelbeerbäumen gesäumt, verläuft die im Jahre 1924 erbaute Bezirksstraße zwischen den einzelnen Häusern von Unternassengrub am linken Talrand eines Bächleins (Salzbach), das sich von seinen Nassengruber Wiesenquellen hinunterwindet und am „Kalten Eck“ mit der Elster vereinigt.

Von hier oben blickt man nordwärts hinüber auf den fernen Gegenhang des Elstertals, auf die Oberreuther Höhe, den Salerberg, die Hut, den Tannich. Seltsam, daß ich diesen Ausblick damals nicht aufnahm, wenn mit uns Kindern

zuoberst der Heuwagen an Sommertagen von unseren gepachteten Ziegelhütten-Wiesen heimrollte. Vielleicht, weil wir uns immer vor den traubenbeladenen Ästen ducken mußten. So tiefrote Vogelbeeren sah ich jedenfalls nirgendwo wieder leuchten, wie an der Bezirksstraße von Nassengrub bis Oberreuth.



Vogelbeerbaum an der Straße von Nassengrub nach Wernersreuth. Aufnahme des Verfassers vom September 1979. Leider vermag unser Bild die Farbenpracht nicht einmal anzudeuten.

Weiter talwärts, an der Wernersreuther Flurgrenze, schwindet die Aussicht. Rechter Hand rückt der Wald näher an die Talsohle und beschattet die Nassengruber „Winterseite“ (Nordhang), wo der Getreideschnitt zwei Wochen verspätet ist. Von links schiebt sich ein Ausläufer des Lerchenpöhls, der ackerbedeckte Rücken der Bergflur heran, hinter dem sich das Dorf versteckt. Hier kann es zur Dämmerstunde „anterisch“ werden. Kein Anwesen ist sichtbar, Krähen schreien, Nebel brauen im Wiesengrund. Vor dem Bergflurbuckel kräuselt in seinem Seitentälchen der Rohrteich („Râuateich“) seine dunklen Wellen.

Aber vielleicht ist dieser düstere Eindruck einseitig. Wie viele sonnenbeschienene Kindheitstage verbrachten wir an den Wässerlein und Feldwegen, im

Rohrteich unerlaubt angelnd, Klee saugend, Pferdekümmel schnitzend, nach Krebsen und Perlmuscheln suchend!

Sicher wird mir die Erinnerung durch meine letzte Fahrt auf dem Leiterwagen verdunkelt. Geladen war an jenem späten Augusttag vor 35 Jahren statt Heu ein wenig Hausrat, und anstatt heimwärts ging es fort, auf der Nassengruber Straße Richtung Asch und dann weiter ins Ungewisse. Nach ein paar Tagen war mit der vollzogenen Vertreibung alles Bisherige ausgelöscht, als hätte es nie gewesen sein dürfen. Am Vortag hatte mein Vater noch den Hafer eingefahren, den Ausweisungsbefehl in der Tasche; er wollte nicht fassen, was bevorstand. Ich selbst hatte mich zum Unmut meines Vaters in kindischem Sinn gefreut, daß wir nun fortkommen, weil meine meisten Spielkameraden schon verschwunden waren. Aber als ich dann vom Kalten Eck aus einen letzten Blick zurück tat auf unser Haus, da stieg mir in plötzlichem Begreifen das Wasser in die Augen. Vieles vergißt man, aber wie aus fremden Augen sehe ich mich heute noch auf diesem Leiterwagen sitzen. Ein letzter verbliebener Schulkamerad lief neben uns her und erschrak, als er meine feuchten Augen erblickte.

Als ich zwanzig Jahre später wieder die Heimat aufsuchen konnte, wählte ich die Nassengruber Straße zur kurzen Rückkehr. Beim Rohrteich stieg ich aus dem Wagen, roch die Würze der Heimaterde, „und d'au howe holt wieder Ruaz u Wasser grinna“.

Es war der herbe Geruch des in unserem Bergland so häufigen hochmoorigen Talbodens, der mich nach den Jahren in der Fremde wieder in seinen Bann schlug. Dieser Torfboden trug den Wiesen am Salzbach den Namen „Lohwiesen“ („Läu-wiesn“) ein; und bezeichnend für die Verbreitung dieser Bodenart ist, daß fast jedes Heimatdorf mehrere solcher Lohen besitzt. Der Schönbacher Ortsteil „Schwarzloh“ trägt einen sprechenden Namen; aus Wernersreuth wüßte ich an Lohen noch aufzuzählen:

Elster-, Birken-, Beckenläu. Ob der Spitzname „Läu-Päiter“ (Eberl) aus der Dorfmitte mit der „Tiefenläu“ in der Heuraath zusammenhängt?

Die „Läu“ ist eine typische Boden- und Vegetationsform unserer Heimat: eine feuchte Talmulde, ursprünglich mit Moorgewächsen bestanden. „Der ernste, wenn nicht sogar finstere Eindruck haftet allen Lohen an, soweit sie noch in paradiesischer Ungestörtheit vor den Augen der Menschen liegen: schwarzer Torfboden, dunkle Kiefern“ (Rogler S. 327). Auch zu den Wernersreuther Läu-wiesen, dem „nassen Wiesengrund zwischen Wernersreuth und Unternassengrub“, schreibt Rogler: „Die ursprünglich ganz versumpften Täler im Erz-, Elster- und Fichtelgebirge ließen dort keinen geschlossenen Hochwald aufkommen, es war brüchiger, schlechter Boden für den Waldwuchs . . . Jede Lohe war ursprünglich brüchiger Sumpfwald, licht, niedrig; nach der Rodung nasse, morastige Buschwiese, Waldwiese, worauf der Name auch nach völliger Kultivierung meist noch haften blieb.“ (Rogler S. 381 f.). Daß ein Rinnsal und oftmals Teiche dazugehören („Schwarzlohteich“ bei Schönbach, „Drei Lohteiche“ bei Hirschfeld) versteht sich von selbst.

In den letzten Jahrzehnten wurde im Ascher Bezirk kein Torf mehr gestochen. Doch entsinne ich mich eines Schulausflugs mit unserem Lehrer Mitterlehner über den alten „Nassengruber Fußsteig“ oberhalb des Rohrteichs. Auf den Steigen trat fetter Torfboden zutage, und wir wurden belehrt, daß in der tiefen, wasserreichen Wiesenschlucht des „Gründl“ (so heißt das Tälchen über dem Rohrteich) früher Torf gestochen wurde. Laut Ernst Martin ist der Rohrteich aus dem Torfstich hervorgegangen.

Für den Kinderglauben kamen die Wernersreuther Neugeborenen aus dem Rohrteich. Bevor dieser Teich angeämmt war, hätten die Ammenmärchen das „Brünnlein am Lumpenhau“ für diese Aufgabe ausersehen. Aber des Rohrteichs abseitige und düstere Lage, sein

Schilfrohr, Frosch und Fisch ließen dieses Moorgewässer wohl noch geeigneter erscheinen.

Schöner noch als im Hochmoor des Gründl zeigt sich der Lohen Urzustand im Seitentälchen gegenüber, der „Bekkenlohe“ („Becknläu“). Aus morastigen Lachen der „Winterseite“ und ihren Lohflecken rinnt das Wasser des Lohbächleins zusammen. Wer am sandigen Berghang Preiselbeeren zupfte, konnte von einem Schritt zum anderen hier knietief einsinken. War es der fett-schwarze Boden dieser in den Hochwaldhang eingebuchteten Lachen, der hier ein Kohlevorkommen vermuten ließ, wie Martin meint? Unter Erlen- und Birkenbruch windet sich das Bächlein dann hervor und drängt zwischen Moosbüscheln, Binsen, Torfgras und Wasserpflanzen abwärts, unter dem Gewucher manchmal verschwindend oder sich darüberwälzend. Sogar im Winter bewahrt das Wassergras unter dem Eis der Lachen sein sattes Grün. Die anderen Jahreszeiten legen Blütenkissen aus wattigem Wollgras, rotbraunen Simsens, Heidekraut und Dotterblumen in der Mulde aus.

Bei der Beckenlohe lag auch eine „Köuwampm“ (oder Köiwampm“), ein von unterirdischem Wasserschwall aufgeblähter Wasen, als Fallgrube gefürchtet. Mancher späte Heimgänger verfiel sich dort, wenn er die Grasdecke durchtrat und ins Bodenlose zu versinken glaubte — auch wenn die Stelle nicht die Tiefe der Schönbacher Köiwampm erreichte, in der ein Bauer mit seinem Gespann um Mitternacht versunken sein soll, und wo man selbst mit Fichtenstängchen den Grund nicht erreicht (Ernst Fuchs, Rb. Mai 81). Von uns leichtgewichtigen Barfüßlern war indes eine solche Schaukelwiese als grüne Sprungmatratze sehr begehrt (ich stelle mir so ähnlich das hochmoderne amerikanische „Wasserbett“ vor!).

KALTES ECK

Am „Kalten Eck“ läuft das Salzbachtal in die breitere Elstertalfläche aus.

Nirgendwo auf Wernersreuther Boden wird das Tal wieder diese Breite erreichen wie hier zwischen „Kalttem Eck“ und „Unterer Hädlermühle“. Indem Salzbach und Elsterbach eine Weile nebeneinander herfließen und im Winkel aufeinander zustreben, spannen sie einen dreieckigen Wiesengrund auf, dessen Spitze an der „Bruck“ gedacht werden kann, wo sich einst die beiden Wasserläufe erst vereinigten.

Die ersten verstreuten Häuser der Wernersreuther Gemeinde werden hier sichtbar. Sie säumen die Ränder des nassen Wiesendreiecks, wo sich ihnen fester Untergrund bietet. Hier am Kalten Eck ist in den Rand des Buckelackers der Neubau Braun (Nr. 221) gesetzt; als zweiter Eckpunkt grüßt vom Fuße des Brandwaldes und der Hut herüber die ehrwürdige Untere Hädlermühle (Nr. 114). Zwischen den beiden, noch dem Salzbach nahe, am Lumperhauweg, die Anwesen Wölfel (Nr. 124) und Höllich (Nr. 100).

Eine ganze Häuserzeile zieht sich drüben von der Bruck den Salerbergrank hinauf: „Klatschhausen“. Nach kurzer Unterbrechung folgen an demselben Weg, der nun „Dotschengasse“ heißt, die zwei benachbarten Häuser Künzel (Nr. 151) und Jung (Nr. 152).

Im Mittelpunkt des Wiesendreiecks aber steht die „Goßlermühle“ samt Nebengebäuden (Nr. 12 und 13) mit ihren samtglänzenden Teerdächern. Und noch ein zweites Haus hat sich daneben in die feuchte Wiesenmitte gewagt, das Haus Prell (Nr. 11) direkt am Mühlbach.

Wasserreichtum

Der Talgrund ist ansonsten wegen seiner Feuchtigkeit ungeeignet zur Bebauung; seinem ehemaligen Lohencharakter entspricht es, daß keine Äcker angelegt werden konnten. Vor allem bei der Schneeschmelze und nach Sommergewittern schwellen die Bäche stark an und setzen die Ufer unter Wasser.

Schon aus dem Jahre 1782 erfahren wir von diesen Umständen durch die

„Sektionsbeschreibung des Ascher Gebiets“: „Zwischen hier und der Gosler-Mühl, wie auch zwischen dieser Mühl und der Meise-Mühl (d. i. die Obere Hädlermühle) lauffet (der Elsterfluß) durch beständig sumpfige Wiesen, und ist dieser Fluß nur vermög angedeuteter Brücken gut, außer diesen aber sehr schlecht zu passieren; es pflaget dieser Fluß im Früh-jahr bey Schmelzung des Schnees, wie auch im Herbst und bey lang anhaltenden Regenwetter sich stark zu ergießen, und hat einen ziemlich reißenden Lauf.“

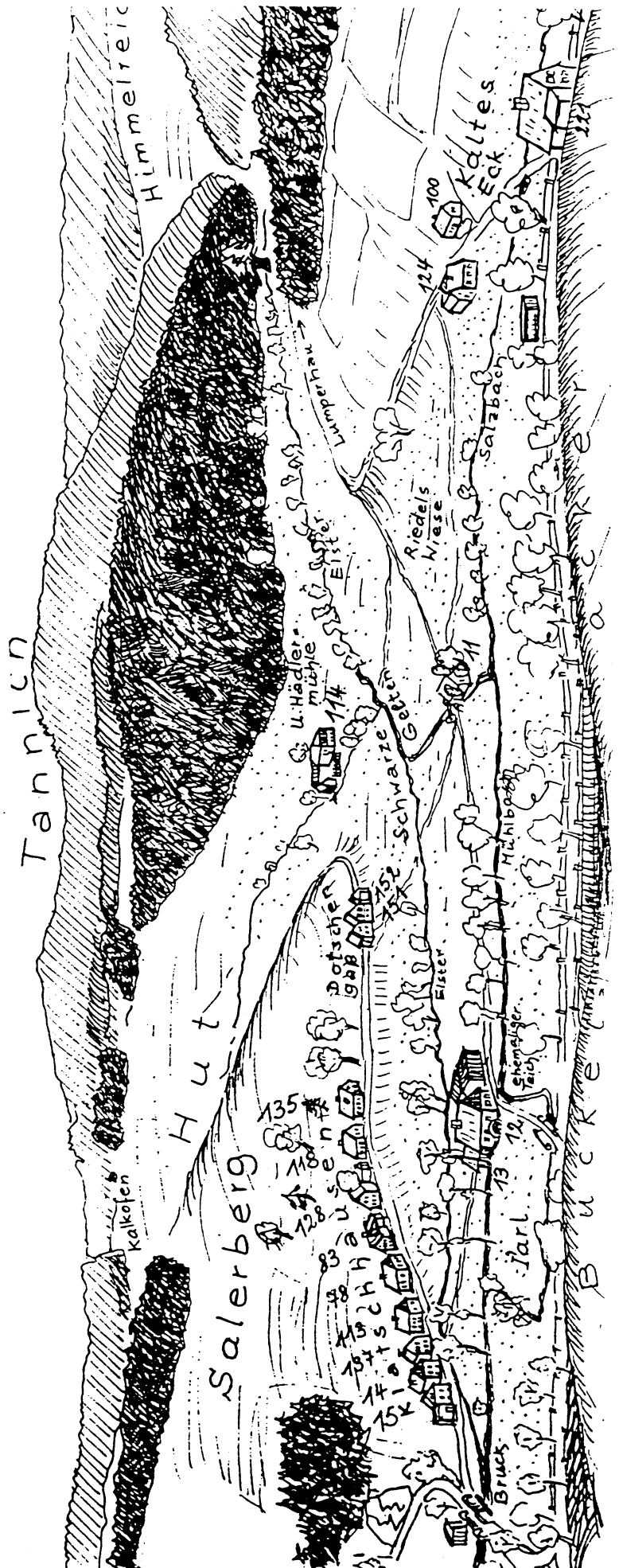
Ein Geäder von Wasserläufen entstand zusätzlich durch die Vorrichtungen der Goslermühle: der wuchtig dahinziehende Mühlbach, der in Höhe des Hauses Prell von der Elster abgezweigt wurde und dort schon den Salzbach aufnimmt; der ehemalige Mühlteich, über dessen befestigten Damm ein breiter Weg Richtung Lumperhau führt; schließlich der Wasserarm aus der Radstube.

Bei diesem Wasserreichtum war es naheliegend, daß die Stadt Asch für ihre Wasserversorgung diese Stelle ins Auge faßte.

Gegenüber dem Hause Prell lag ein nasses Wiesengrundstück, das den Eheleuten Adolf und Lina Künzel (Keiturl) gehörte. Die Stadt Asch kaufte diese Wiese an und erwarb noch die Prexwiese neben der Unteren Hädlermühle dazu. Dann ließ sie durch die Firma Simon und Etschel (Asch) Probebohrungen für ein Wasserwerk durchführen, stieß aber statt auf Trinkwasser auf eine ergiebige Mineralwasserquelle. Die zwei Bohrlöcher auf der Künzel-Wiese und der Riedl-Wiese wurden durch Blechhauben verschlossen und warteten seither vergebens auf ihre Nutzung. (Ernst Martin).

Niederreuth und Wernersreuth

Kein Wunder, daß sich um die rostigen Blechhauben in der „Schwarzen Gelten“ (so hieß der morastige Wiesengrund in älteren Zeiten) Gerüchte zu ranken begannen. Warum, so fragte man sich, sollte denn der Nachbarort Niederreuth einen so herrlichen Säuerlingsbrunnen besitzen, während den



Wernersreuthern dieser Schatz aus dem Boden verschlossen blieb? Man raunte sich zu, die Bohrungen hätten dieselbe Wasserader getroffen, aus der der Niederreuther Quell sprudelte; und hätte man nicht augenblicklich innegehalten, wäre dieser versiegt, und das Niederreuther „Sailingheisl“ hätte nach Wernersreuth versetzt werden müssen. Hier ist deutlich ein wenig von dem unterschwelligem Neid zu verspüren, wie er zwischen Nachbardörfern nicht selten ist:

Ja, wenne drunt in Niederraath af d'Welt kumma waa (schreibt der Gowers), nãu waare heit niat oan Schnaps droa. In Niederraath woar mittn in Dorf a Sailingbrunna und dãu hann die Niederreitha jedn Toch ihrn Sailing trunkn. Drüm sãnn aa die Niederreitha niat gschorm und kost hãut der Sailing aa nix. Dös woar Enk a Naturheilgetränk, ganz annerscht wõi dea elendicha Schnaps! . . .

Die Dumma, dös woarn mir Wernerschreitha gwesn. Mir han allawaal denkt, der Niederreitha Sailing schmeckt wõi Hofmwassa. Und mit dean Denkn sãnn mir Wernerschreitha oan Schnaps eukumma und hann unna poar Kreiza vasoffm . . . (Rb. 23, 7. 66, S. 122).

Reges Leben

Aber nicht nur ein Geäder von Wasserläufen, auch ein Netz von Wegen und Steigen überzog diese Wiesenzunge. Nach allen Himmelsrichtungen führten die Verbindungen von dieser Drehscheibe aus durch die Täler und Seitentäler. Entlang der Elster gelangte man in Nord-Süd-Richtung von Niederreuth über die Goßlermühle zum Lumperhau, auf das Himmelreich und weiter nach Steingrün. Das Salzbachtal herunter führte die Nassengruber Straße und kreuzte diesen Weg an der „Bruck“ Richtung Oberreuth; vom Wernersreuther Dorfkern her schließlich verlief der alte Triftweg (später zur „Lindenallee“ ausgebaut) ebenfalls über die Bruck nach Klatschhausen, zur Hut und auf den Kalkofen, von wo aus man

ebenfalls Steingrün erreichte. Die Wege waren gut befestigt, sie trugen die hochbeladenen Erntewagen ebenso wie die pferdebespannten Gefährte der Milchhändler und früher die Fuhrwerke zu den Mühlen im Elstertal.

So herrschte hier reges Leben und Treiben! Im Hause Künzel (Nr. 151) in der Dotschengasse florierte in meiner Kindheit noch ein Gemischtwarenladen; und am Fuße der Klatschhausener Anhöhe lud das Gasthaus Wagner (später Leupold Nr. 15) die städtischen Ausflügler zur Einkehr ein. In einem noch unveröffentlichten Beitrag schreibt der Gowers eine humoristische Erinnerung daran:

Und Leitla, ma denkt aa heit nu oftamoal oas Wagnerwirtshaus in Klatschhausn droa. In dean Wirtshaus hãut da Goldfischgsangverein sein Siitz ghatt. Dõi Goldfischsãnger hann Lõida ohne Notn gsunga. Und da Dirigent hãut zan dirichiern na Kochlõöffl ghatt. Wenn die Goldfischsãnger amoal Luft schnappm moußtn, nãu hãut da Dirigent mitn Kochlõöffl as Pausnzeichn gebm. Nãu is amoal orndle gschnupft und gschneizt gworn, nãu is die Singerei wieder weiter ganga.

Dieses Wagnerwirtshaus hat offenbar die Nachfolge anderer Schenken angetreten; denn Ernst Martin weiß zu berichten, daß früher auch in anderen Häusern bewirtet wurde:

An dem kurzen Stückchen Weg zwischen der Goßlermühle und dem Kalten Eck gab es einmal hintereinander zwei Dorfschänken, wie mir Wolfgang Braun („Wolferl-Wolf“, 1871–1933) erzählte. Sein Großvater hatte die eine, sein Vater die andere betrieben. Das war im Hause Prell (Nr. 11) und nahe am Kalten Eck im Hause Riedl/Wölfl (Nr. 124), wo schon eine Kochstube dabei war.

Die Gäste kamen in die große Wohnstube, wo der Webstuhl stand, in die an Sonntagen noch zwei Tische mit einigen Stühlen gestellt wurden. Das „Alte Wolferl“ wußte schon vorher, wer seine Gäste sein würden, was sie verzehrten und rauchten; danach wurde eingekauft.

Bei beiden Dorfschänken gab es für die späten Zecher eine Falle. Wer im ersten Haus aus der Tür trat, konnte leicht in den Mühlbach fallen, der dicht am Hause vorbeiging; vom zweiten Haus aus bekam er immer noch nasse Füße, wenn er über die Furt des Salzaches latschte auf das Dorf oder Unter-nassengrub zu; denn eine Brücke gab es damals hier noch nicht, das Bachbett überquerte den Weg.

Danach kaufte der Förster von Wernersreuth das Anwesen und erweiterte es durch einen Stall.

Von diesem Förster kaufte es später ein gewisser Dumser ab (vielleicht sein Spitzname). Meine Mutter erinnert sich vom Erzählen ihrer Schwestern, daß dieser Dumser täglich seine Frau fragte: „Was kochst denn heute, Rettl?“



Wo stand dieses Anwesen, wer kennt seine Bewohner?

Antwort zum Mai-RB Seite 52 „Bild eines Gebäudes in Wernersreuth“, aufgeschrieben von Lutz Wenau nach Gesprächsnotizen meiner Mutter Milda Wenau geb. Fuchs, * 3. 10. 1898 und meiner Tante Senta Marquardt geb. Fuchs, * 18. 8. 1884, † 5. 5. 1979:

Das Haus stand in Wernersreuth im „kalten Eck“ und erhielt die Nr. 124. Nach den Beschreibungen meiner Tante müßte es etwa um 1850 gebaut worden sein; zur damaligen Zeit als Steinhaus nur der linke Teil auf dem Bild. Der Bauherr soll sich in die verheiratete Frau eines anderen Wernersreuther „verguckt“ haben. Um sie zu bekommen, soll er den Mann seiner Angebeteten erschossen haben.

Im Jahre 1881 kaufte schließlich Johann Fuchs das Haus dem Dumser ab. Beim Verkauf verlangte dieser, daß er bis an sein Lebensende ein Zimmer in der Nr. 124 bewohnen könnte. Später sprach er jedoch oft davon, daß er ausziehen wollte, ohne es wahrzumachen. Johann holte sich einmal bei einer solchen Äußerung zwei Zeugen, und so mußte der Dumser schließlich ausziehen.

Über die Familie Fuchs: Johann Fuchs, * 29. 6. 1856, drittes von 5 Kindern des Lorenz Fuchs und seiner Frau Katharina, geb. Kropf. Diese wohnten in Wernersreuth Nr. 6.

Am 23. Oktober 1881 heiratete Johann Fuchs Maria Schneider, * 26. 10. 1853, ältestes von zwei Kindern des Johannes

Schneider und seiner Ehefrau Margarete geb. Schindler; sie wohnten in der Nr. 90 auf dem Salaberg in Wernersreuth.

Johann und Maria Fuchs hatten vor ihrer Hochzeit bereits zwei Töchter, doch Johann wollte erst heiraten, wenn sie ein eigenes Haus haben. So kam es zum Kauf des Hauses Nr. 124.

Sie hatten schließlich 9 Kinder, jedoch 5 Töchter blieben am Leben und erreichten ein hohes Alter (Ida 95 J., Senta 94 J.).

Da Johann Fuchs von Beruf Zimmermann war, baute er schließlich eine verhältnismäßig große Scheune (im Bild rechts) an. Zwar hatte die Fuchsfamilie eine Kuh und auch ein Schwein, dennoch betrieben sie keine richtige Landwirtschaft. Maria hatte einen Webstuhl im Hause und verdiente auf diese Weise etwas Geld für die große Familie dazu. Anfang 1900 gingen die Töchter Mathilde und Senta nach Berlin, später auch Lisette. Sie gingen in Stellung bzw. hatten schließlich eigene Geschäfte (Milch-, Konfitüregeschäft u. ä.).

Beim Bau des Schulhauses in Nassengrub stürzte Johann von den Dachbalken hinunter und zog sich innere Verletzungen zu. Johann fuhr mit seiner Frau und der jüngsten Tochter Milda noch einmal nach Berlin zu seinen Töchtern, doch bald darauf verstarb er mit 50 Jahren am 9. 6. 1907 und wurde auf dem Friedhof in Wernersreuth beigesetzt. Maria ging bald darauf mit Milda zur ältesten Tochter Ida, die durch Heirat des Johann Wunderlich in Nassengrub Nr. 3 einen Bauernhof hatte.

Etwa 1910 verkaufte Maria das Haus in Wernersreuth an Herrn Wölfel (wohnte bis dahin in einem Gasthaus im Dorf?) und seine Frau Lisette, geb. Riedl (wohnte zuvor in Nr. 136 in Wernersreuth/Lumperhau?).

Ich selbst erinnere mich an folgendes: Meine Tante Senta brachte mich im Frühsommer 1946 an dem Tage, als meine Tante Ida und ihr Mann Johann Wunderlich von ihrem Hof vertrieben wurden, von Nassengrub nach Wernersreuth in ihr Elternhaus, eben diese Nr.

124. Von dort ging ein Sohn der Wölfels (Ernst oder Erwin?) mit mir in Richtung Bad Brambach zur sächsischen Grenze, denn er kannte den Wechsel der Grenzposten. So kam ich mit seiner Hilfe in die Russische Zone zurück, in der ich damals wohnte.

Bei einem Besuch 1969 und 1976 fand ich alle mir bekannten Häuser (Nr. 6, 90 und 124) als Restruinen vor, d. h. die Fundamente.

Am 17. 6. 1958 hat der damalige Gemeindebetreuer der Wernersreuther Vertriebenen, der erst kürzlich verstorbene Landsmann Emil *Prell* (Schmied), eine Aufstellung der Einwohner von Wernersreuth (Stand: ca. 1. 9. 1939 und später) vorgelegt. Diese „Seelenliste“ war seither in den Mühlen der Behörden verschwunden und konnte erst vor kurzem durch die selbstlosen Anstrengungen des Gründers und Betreuers des Ascher Archivs, Helmut Klaubert, wieder aufgespürt werden. Heimat – das sind nicht nur Wiesen und Wälder, Berge und Bäche, sondern vor allem auch die nun in alle Winde zerstreuten Menschen.

Die von Lm. Emil Prell aufgestellte vollständige Einwohnerliste von Wernersreuth enthält Namen, Vornamen, zumeist auch Geburtsdaten und Konfession der um 1939 in Wernersreuth lebenden Landsleute. Sie lassen sich hier, ihres Umfanges wegen, nicht aufführen. Aber an Hand der im Dezember-Rundbrief wiedergegebenen Kartenzeichnung seien für eine Reihe von Häusern, beginnend mit der in der Karte ganz links unter „Klatschhausen“ aufgeführten Hausnummer 15, einige Erläuterungen gegeben, wodurch diese Häuser und ihre Bewohner für den Leser wohl erst lebendig werden. Noch Jahrzehnte nach der Vertreibung ist es eine Lieblingsbeschäftigung vieler Landsleute, im Gedächtnis die heimatlichen Wege abzuschreiten, Haus für Haus zu benennen und den Lebensgeschichten der Bewohner nachzusinnen. Mein Vater war voll

solcher Erinnerungen. Wann immer ein Landsmann die Stube betrat, riß der Gesprächsfaden darüber stundenlang nicht ab, bis die Frauen etwa sagten: „Öitz häiats near wieder amal aaf, dirts kummts ja van Hunnerdsten ins Tausendst!“

Heute ist durch das Hinscheiden so vieler älterer Landsleute dieser Gesprächsfaden oft endgültig abgerissen. Umso wichtiger erscheinen mir die Anmerkungen, die Ernst Martin zu den Hausnummern beitragen kann. Freilich ist dabei die Gefahr gegeben, daß jemand mit der Darstellung nicht ganz zufrieden ist. Doch man bedenke, daß jede Erinnerung von Zufälligkeiten abhängt, niemals vollständig und auch nicht frei von Irrtümern sein kann, noch dazu bei einem zeitlichen Abstand von vielen Jahrzehnten. So ist zu hoffen, daß sich niemand über Auslassungen oder Fehler ärgert, sondern sich vielleicht stattdessen sogar aufrafft zu einer Berichtigung oder Schilderung. Hier also zunächst die Häuser von Klatschhausen in der Erinnerung von Ernst Martin:

Haus Nr. 15 war im vorigen Jahrhundert als Krämerei mit Flaschenbierhandlung bekannt. Die damalige Besitzerin Frau Flach erreichte eine Schenkonzession. Später gab sie jedoch diese Wirtschaft auf und baute bei den „Neuen Häusern“ nahe Asch das Gasthaus Trapp (so benannt nach dem späteren Besitzer Max Trapp). Das Haus in Klatschhausen erwarb der aus der Fleißener/Wildsteiner Gegend stammende Lorenz Wagner, ein Verwandter der Familie Lorenz Aechtner aus Nassengrub. Lorenz Wagner fügte an das Haus einen Anbau, der das neue Gastzimmer aufnahm; die frühere Gaststube diente seither als Küche. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Lorenz Wagner Bürgermeister von Wernersreuth, gestützt auf die sozialdemokratische Fraktion im Ort. In seiner Amtszeit wurde die Bezirksstraße nach Nassengrub/Forst im Jahre 1924 erbaut. Da die Familie Wagner kinderlos blieb, ging das Wirtshaus schließlich an die Familie Leupold über.

Haus Nr. 14 war im Besitz von Johann Röder („kleu Röder“), dessen Vorfahren aus Niederreuth stammten. Der mit einer Tochter von Johann Schindler („Haaregorch“, Salerberg) verheiratete Maurer hatte drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn wurde Bildhauer und wanderte nach Sachsen aus. In jungen Jahren setzte er das ganze Dorf in Erstaunen durch gewaltige Schneedenkmäler auf kunstgerechten Sockeln, die er zur Winterszeit zusammen mit dem Oberlehrersohn Karl Sluničko in dessen Garten errichtete. Sein zweiter Sohn Ernst verstarb als Knabe; er war nach Aussage der Oberlehrer Sluničko und Mitterlehner der beste Schüler gewesen, der jemals die Wernersreuther Schule besuchte. Später war der „kleu Röder“ vielen Aschern als Hausmeister von Eisen-Krautheim bekannt. Zuletzt wohnte auch die Familie Jellen (Friseur) in diesem Haus.

Haus Nr. 137 gehörte Johann Schindler („Michljohann“), verheiratet mit Christiane geb. Riedl. Früher war er Gastwirt im kleinen Oberreuther Wirtshaus gewesen. In Wernersreuth hatte er einen Namen als Klarinettenspieler in der Musikkapelle.

Haus Nr. 78 erwarb die aus Bayern zugezogene Familie Tröger von dem Musikanten, Maurer und Weber Lorenz Künzel („kleu Pfeiffer“), der es wiederum von Friedrich Merz (Nr. 128) gekauft hatte. Ob die Ursache für den mehrmaligen Besitzerwechsel auch mit der Behauptung des „kleu Pfeiffer“ zusammenhing, die beiden Häuser Nr. 78 und Nr. 128 seien auf Wasseradern erbaut und deshalb kämen in diesen Häusern ausschließlich Mädchen zur Welt? Tatsächlich wurden in beiden Anwesen je vier Töchter geboren.

Haus Nr. 113 besaß der Maurer und Weber Daniel Riedl. Es ist das Vaterhaus des Textilfabrikanten Adolf Riedl, Bayreuth, und seiner Schwester Marianne verh. Sommerer.

Haus Nr. 83 besaß Gustav Baumgärtel („Müllertoffel“) nach dem Vorbesitzer Christoph Künzel, Kapellmeister und Weber.

Haus Nr. 128 besaß Friedrich Merz („Friedrich“). Den Hof des Anwesens zierte ein weit ausladender Kastanienbaum.

Haus Nr. 118 war das „Schwarzweberhaus“ der Familie Käthe und Ernst Aechtner, Weber. Aus diesem Haus stammte Caspar Heinrich, Direktor einer großen Webwarenfabrik in Reichenberg.

Haus Nr. 135 bewohnte Richard Riedl („Röi(d)lbeck“), Textilingenieur bei Geipel & Sohn in Asch.

Haus Nr. 151 gehörte Adolf Künzel und Ehefrau Anna („Keidurl“ oder „Kaaldurl“). Sie unterhielten dort etwa bis zum Krieg eine Lebensmittelhandlung. Ebenfalls wohnten hier die Nachkommen Familie Stöhr.

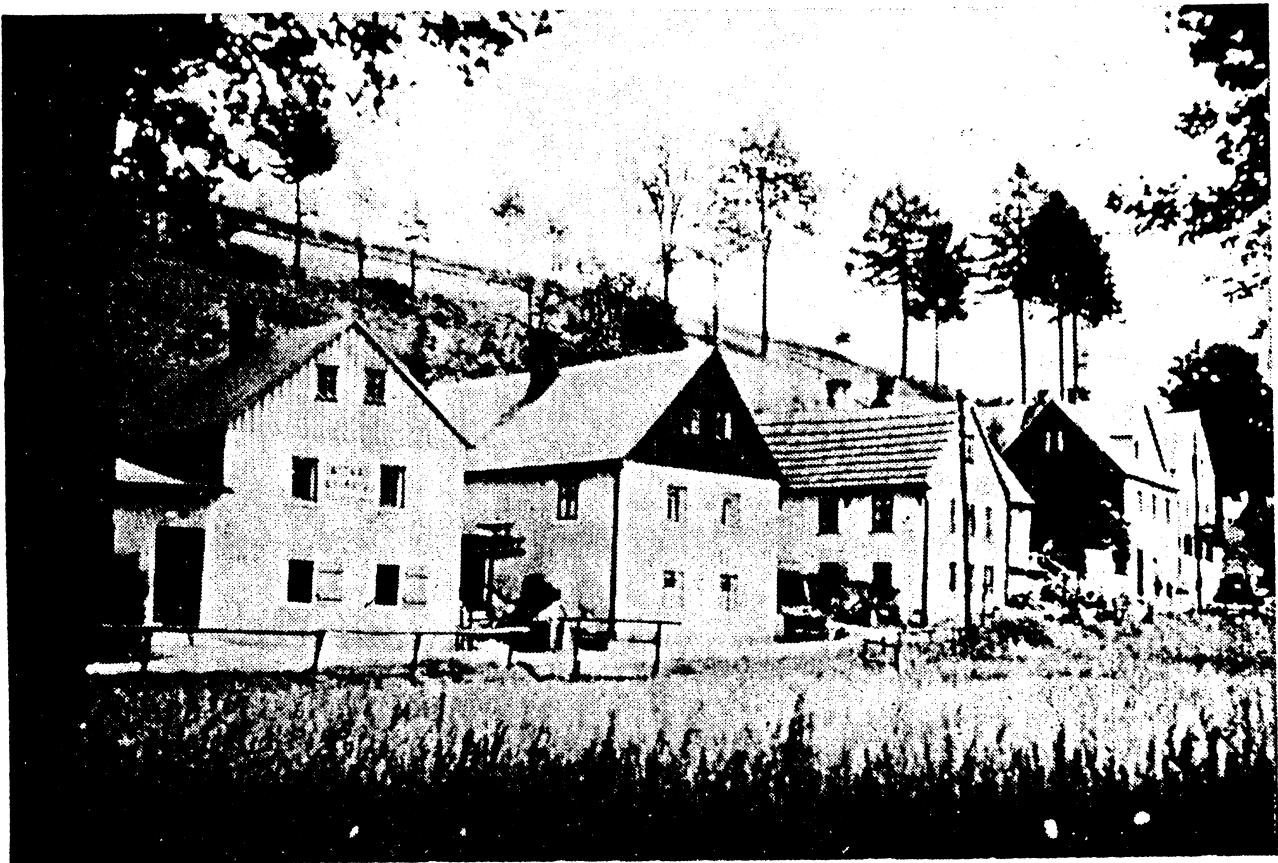
Haus Nr. 152 war bewohnt von Andreas Jung und seiner Frau Katharina geb. Huscher aus Oberreuth. Er war als Ofenmaurer weit über den Ascher Kreis hinaus gesucht. Beide starben noch daheim, so daß ihr Sohn

Erwin von der Großmutter aufgezogen wurde. Er konnte aber daheim bleiben und war nach der Vertreibung eine Zeitlang eine Art Bürgermeister.

Haus Nr. 114 (Hädlermühle) gehörte Gustav Hädler (Landwirt und Bogenschütze) und seiner Ehefrau Käthe geb. Bock. Töchter sind Ida (verh. Huster) und Anni (verh. Gorzel), (eine liebe Schulkameradin von Herbert Braun).

Haus Nr. 100 früher Fuchshaus genannt, war bewohnt von den Familien Riedl und Höllisch, die aus Nassengrub stammte. Vor dem Haus lag das mit Wasserpflanzen bedeckte „Höllischteich“.

Haus Nr. 124 war das Erbe der Frau Lisette Wölfel geb. Riedl. Nachdem sie das Wirtshaus im Dorf („Schneiderwirtshaus“) ihrem ältesten Sohn Hermann übergeben hatte, zog sie mit ihren zwei jüngeren Söhnen Ernst und Franz dort ein. Zuletzt wohnte auch eine Familie mit dem Spitznamen „Pakter“ (Pächter) darin.



Klatschhausen, Ortsteil von Wernersreuth, von der „Bruck“ aus aufgenom-

men etwa 1940.

Foto: Adolf Riedl.

Haus Nr. 221, das vorletzte in Wernersreuth errichtete, gehörte Albin Braun („Wolferl“) und seiner Frau Margarethe aus Rommersreuth. Von den Söhnen heißt einer Gustav. Auch die Familie Tauer wohnte in dem Haus.

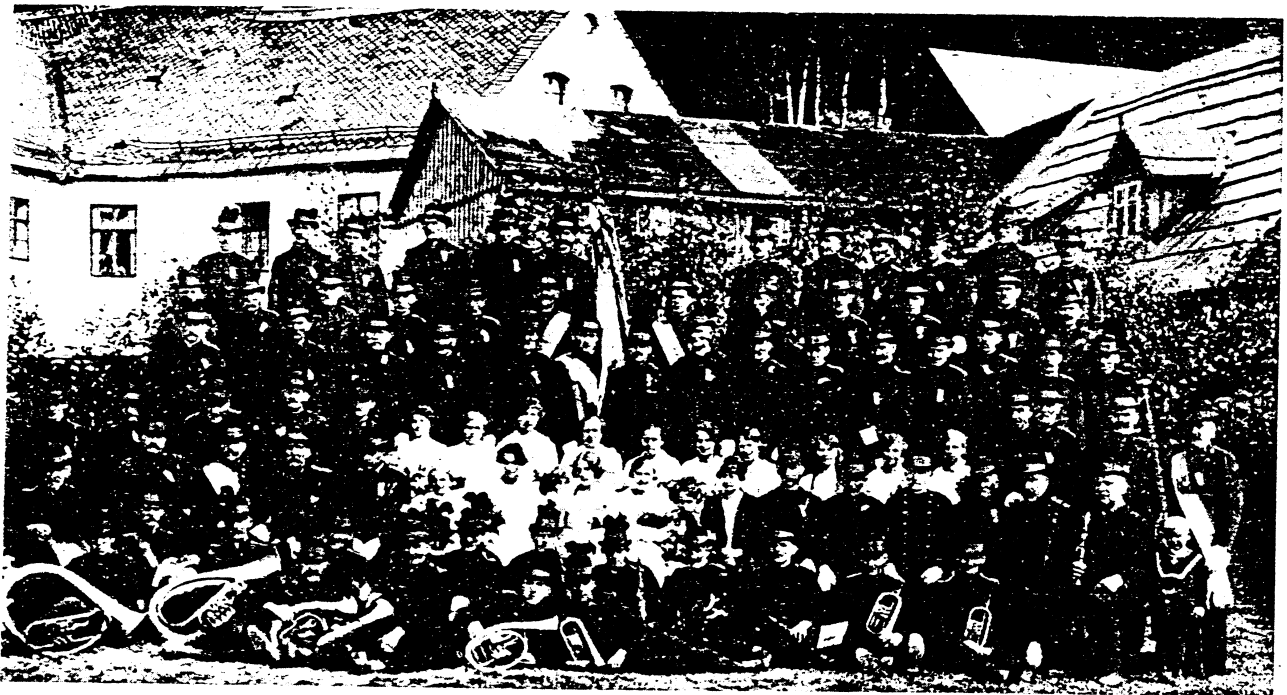
Haus Nr. 11 gehörte Rudolf Prell und Frau Margarethe. Die Töchter heißen Lydia und Klara. Große Anteilnahme erregte der Tod der ältesten Tochter Milda, die 1939 mit dem Fahrrad verunglückte, als sie in Asch den Berg von der Bürgerschule herabfuhr.

Die Fotografie von den „Veteranern“ stammt von Hermann Künzel (Kleu Roßbe). Beim Namen nennen kann ich von den „Abfotografierten“ nur Verwandte: Gustav Braun, „Wolfengustl“

(ganz rechts, mit Schärpe); meinen Onkel Ernst Braun, „Daniel“ (liegend Mitte, mit Trompete); dahinter meinen Vater Emil Braun, „Daniel“ (mit Klarinette).

Der Kommandant des Veteranenvereins, schreibt Ernst Martin, war Andreas Wunderlich, ein Schwager Gustav Beilschmidts. Seine schneidigen Kommandos beeindruckten uns Buben, besonders wenn zusammen mit den Veteranen auch die Feuerwehr ausrückte. Dabei mußten die Feuerwehrler als letzte im Zug marschieren, weil die Veteranen die Musik hatten, die den Zug anführte.

Beim Antreten mußten folglich die Feuerwehrler links in der Front aufstellung nehmen. Ihr Kommandant Mit-



„Veteraner“

Einen Veteranen-Verein gab es bis 1938 in fast jeder Ortschaft des Kreises Asch. „Die Veteraner“ von Wernersreuth begingen ihre 2. Fahnenweihe am 25. August 1929 und ließen sich aus diesem Anlaß vor dem Gasthaus Beilschmidt fotografieren. Diesen Vereinen gedienter Soldaten gehörten nach dem Ersten Weltkrieg vor allem Kriegsteilnehmer an, das läßt sich an den Gesichtern auf unserem Bild wohl ablesen. Sie waren aber auch Sammelbecken für „friedliche“ Ausgediente, d. h. solche,

die zwar ihren Wehrdienst geleistet hatten, aber glücklicherweise keinen Feldzug mitmachen mußten. Zu welcher ansehnlicher Stärke es solche Kameradschaftsvereine brachten, läßt sich aus dem Wernersreuther „Veteraner“-Bild erkennen. Dort brachten es die Veteraner auf rund 80 uniformierte Mitglieder und, wie auch andernorts, zu einer eigenen Musikkapelle. Deren Hauptaufgabe bestand darin, verstorbene Kameraden mit klingendem Spiel zu Grabe zu geleiten.

terlechner gab Meldung ab und der Vertrauenshauptmann Wunderlich übernahm den Oberbefehl mit den Worten „Alles hört auf mein Kommando“.

Vor dem Abmarsch prüfte er, ob die Front korrekt aufgestellt war. Als er einmal feststellte, daß zwei Feuerwehler ihren „Kartoffelbauch“ vorschoben, schimpfte er: „So eine Lumperei, das muß eine andere werden!“ Mitterlehner aber sprang schlagfertig seinen Mannen bei und setzte hinzu: „... aber Lumperei kann es bleiben!“

Blitzschnell wie noch nie gab da der Andreas Wunderlich das Kommando: „Kompanie rechts um, eintreten, marsch!“ Die Musik setzte ein und so konnten wenigstens die Bläser nicht mehr über den Vorfall lachen.

Der Petersbrunnen

Unser ehemaliger Wernersreuther Bürgermeister Simon Feiler, Lindenweg 7, 8671 Schönwald, schreibt:

Im Jänner-Rundbrief 1984 war zu lesen über Gustav Geipel, „Wohltäter seiner Vaterstadt Asch“. Auch in Wernersreuth hat sein Gemeinssinn eine Spur hinterlassen.

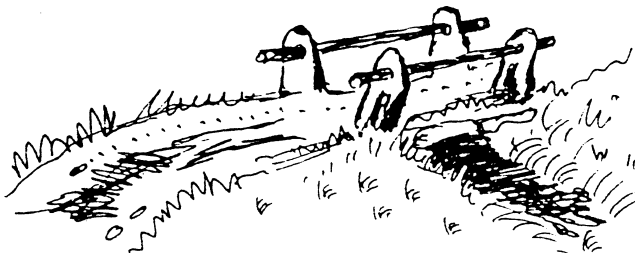
Beim Bau der Bezirksstraße nach Oberreuth (1904—14) mußte nach der Elsterbrücke bis zur ersten Serpentincurve der steile Salaberg-Hang angeschnitten werden. Dabei trat Quellwasser aus.

An einem schönen warmen Nachmittag ging dort Gustav Geipel spazieren. Sein Hund war durstig geworden und hängte die Zunge heraus. Da sah das Tier aus dem Felsen Wasser rinnen und trank. Geipel blieb stehen. Er wußte, daß sein Hund nie schlechtes Wasser zu sich nahm, auch wenn er noch so Durst hatte. So ließ er die Quelle fassen, einen Granitrog einsetzen und die Stätte zu einem Ruheplatz ausgestalten. Nach dem Entdecker nannte er sie „Petersbrunnen“. Dem Roßbe-Johann (Künzel) an der Straßenkurve diente die Quelle dann zeitlebens als zweiter Hausbrunnen. So habe ich die Angelegenheit noch in Erinnerung.



Die Brückensäulen

Das Gestein des Wernersreuther Erdbodens ist der gelblich glitzernde Gneis. Wie der körnigere Granit enthält er die Mineralien „Feldspat, Quarz und Glimmer, die vergeß ich nimmer“ (Schulweisheit); doch ist er zu Platten geschichtet, wie sie noch aus den Grundmauern vieler Häuser heraus schauen. Glasklar tritt dieses Urgestein zutage in den Furten, wenn die Bächlein den Weg über goldenen Glimmer und Kieselsand queren.



Wo aber Brücklein gebaut waren, standen oft längliche Gneisplatten als Säulen fürs Gelände, mit einem (oder einem zweiten) kreisrunden Loch für Querstangen. Am Prell-Haus bei der Goßlermühle und im Unterdorf beim Laubbüchel waren sie aufgerichtet.

Diese von Bauernhand gehauenen Säulen sind von archaischer Schönheit, umschwebt vom Hauch der Vorzeit. Ähnliche Steine werden als urgeschichtliche Altertümer vielerorts in Europa bewundert. Man wird sofort erkennen, daß diese Steinform, vergrößert, einem Denkmal entspricht.

Das Leben auf der Goßlermühle (Adolf Grieshammer)

Behäbig und verträumt lag die alte Goßlermühle im Elstergrund. Viele Besitzer haben auf ihr schon gewechselt, bis sie zuletzt in die Hände des Fabrikanten Ernst Adler überging.

Bevor aber die moderne Technik die alten Wasserräder stillgelegt hatte, herrschte dort reges Treiben. Die Müller galten als die vornehmsten Leute, und doch mußten sie rackern von früh bis spät und schon frühzeitig die Kinder zur Arbeit heranziehen. Da auch bei den Bauern das Geld knapp war, wurde ihnen oft nur mit einem Scheffel Korn entgolten. Da kam es dann öfter vor, daß der Knecht mit Mehl nach Sachsen oder ins Bayerische gesandt wurde, um etliche Taler ins Haus zu bringen. Besser stand es, wenn sich die Bürger vom Ascher Markt Mehl oder Brot holten.

Dennoch waren die Menschen zufriedener als heute. Wenn die letzten Dorfschwalben den Ort verlassen hatten, der erste Nachtfrost im Garten die Köpfe der Georginen hängen ließ, nahm die schwere Arbeit ab. Zur Winterszeit war es in der Mühle eigentlich am besten. Da wurde gesponnen, gestrickt und geschnitzt. Gerätschaften wurden wieder in Ordnung gebracht, Strohbinden und Besen gebunden. Ohne Hast konnte man sich die Arbeit in Ruhe einteilen. Wenn es dusper wurde, wurde das Vieh gefüttert, dann war der Tag gelaufen. Die große Gesindestube war dann voller Leute. Im Ofen glühten die Torfziegel, es wurde Karten gespielt, manchmal auch gesungen und getanzt. Während auf den Dächern die Schindelnägel vor Kälte krachten, erzählte man sich in der wohligen Stube Geschichten und Erlebnisse.

Zwei Niederreuther in Wernersreuth

Wer in unserer engeren Heimat *Prechtel* oder *Flauger* heißt, dessen Ahnenreihe führt fast unweigerlich nach Niederreuth. Dort haben die beiden Geschlechter ihren Ausgangspunkt.

Zwei Wernersreuther Gemeindevorstände — der erste überhaupt, und der letzte — als Stellvertreter kurz vor dem Zusammenbruch — tragen diese Namen.

Johann Adam Prechtel, *erster Bürgermeister*

Bis 1892 zurück kennt man lückenlos die Wernersreuther Bürgermeister („Vorsteher“): damals wurde *Simon Wölfl* aus dem Schneiderwirtshaus Nr. 80 gewählt (vgl. Rundbriefe Jänner und April).

Aber wer war es vorher? Die Gemeindegeldverwaltung begann 1850. Von 1850 bis 1874 bildeten Wernersreuth, Niederreuth, Oberreuth und Nassengrub eine Großgemeinde. Also konnte es z. B. auch ein Niederreuther gewesen sein.

Tatsächlich — eine Auskunft des kürzlich verstorbenen Niederreuthers *Ernst Keil*, der viele alte Urkunden kannte, lautet: „Erster Vorsteher war der alte Rangmüller *Johann Adam Prechtel* (1801 bis 1899) von Nr. 37“. Ein Auszug aus dem Parzellenprotokoll vom 13. 3. 1855 ist unterzeichnet von „Prechtel, Gemeindegeldamt Wernersreuth“ und Lehrer Uhlig als Schreiber.

Auf der Niederreuther Haus-Nr. 37, nahe dem Gerichtshaus, wohnte schon 1786 ein *Johann Carl Prechtel*. Die „Rangmühle“, Haus-Nr. 47, liegt am oberen Ortsanfang Richtung Wernersreuth, rechts der Elster am „Rang“ (d. h. Abhang) des Bühels oder Kleibergs.

Dieser erste Vorsteher stammt also tatsächlich aus Niederreuth. Doch hat er vielleicht nach Wernersreuth, ins Unterdorf Nr. 73, geheiratet. Jedenfalls übergab 1823 *Johannes Hendel*, Wernersreuth Nr. 73, einen Grundbesitz von 15 Joch 1422 Klafter an seine Tochter *Margarethe Elisabeth Prechtel*.

Man hat also damals einen Mann gewählt, der in beiden größeren Dörfern der Vierergemeinschaft bekannt war.

Genauerer vermag ich nicht auszumachen; vielleicht kann ein Niederreuther beispringen.

Otto Flauger, Haus-Nr. 17

Kurz vor dem Zusammenbruch verwaltete schließlich Otto Flauger, Nr. 17, das Vorsteheramt stellvertretend. Er war einer unserer vielen hochgeachteten, heimatverbundenen, über alle Gemeindesachen wohlinformierten Männer, der — nach der Vertreibung — noch aus dem Kopf eine Liste der Grundbesitzverhältnisse erstellen konnte. Bei der Ausweisung brachte er die Geistesgegenwart auf, etliche Dokumente herüberzuretten, die mir sein Sohn Hermann aushändigte.

Wie tatkräftig er in der Fremde wieder ans Werk ging, darüber hat der Rundbrief schon einmal, am 7. Dezember 1951, berichtet:

Ein Wernersreuther verließ Hohenfels

Landsmann Otto Flauger aus Wernersreuth — sein Anwesen stand am Salerberg an der Straße nach Oberreuth — hatte im Frühjahr 1948 auf dem Truppenübungsplatz Hohenfels vor der Bayerischen Landessiedlung eine Kleinsiedlerstelle pachtweise zugeteilt bekommen: 4 ha Grund (Neuland) einschließlich eines halben Wohnhausteils mit drei Räumen, halber Stallung und halber Scheune. Die andere Hälfte der Gebäude hatte ein einheimischer Siedler erhalten, der aber 34 ha Grund dazubekam. Der 38 ha große Besitz war also recht ungleichmäßig verteilt worden. Da die Familie Flauger von den paar Hektaren natürlich nicht leben konnte, ging ein Sohn auf den Straßenbau, der andere als Schäfer. Vater Flauger blieb allein auf dem Gütchen; seine Frau war ihm kurz nach der Ausweisung im Herbst 1946 bei Regensburg gestorben.

Der Anfang war, zumal kurz vor der Währungsreform, ver-teufelt schwer. Pflug, Egge und Wagen trieb der Siedler

schließlich nach langem Bemühen auf, auch ein paar alte Viehgeschirre. Eine Kuh hatte er bereits mitgebracht, einen Zugochsen gab ihm ein Viehhändler ins Futter, etwas Saatgut teilte ihm das Ernährungsamt zu — und so gings denn an. Im Frühjahr 1949, als die kompetenten Stellen sahen, daß hier schwer und verantwortungsbewußt geschafft wurde, teilte man Lm. Flauger dann doch eine Vollbauernstelle zu; sein Nachbar mußte ihm trotz Widerstrebens und Verärgerung von seinen 34 ha einen Teil abtreten, so daß Flauger nun 12 ha Acker und Wiese und 5 ha Weide beisammen hatte. Auch ein Kredit für Vieh, Maschinen und Geräte kam dazu, wenn auch erst nach vielen Wegen und Versprachen. Nun gings sichtlich aufwärts, die Söhne halfen wieder mit und auch eine Magd wurde eingestellt. Die Jahre 1950 und 51 waren für die Landwirtschaft sehr ertragsfähig und Lm. Flauger konnte stolz sein auf das in so kurzer Zeit Erreichte: 2 Ochsen, 3 Kühe, 2 Kalbinnen und 8 Schweine neben einer Anzahl Geflügel nannte er sein Eigen. Bescheiden sagte er uns: „Ich hatte nun einen halbwegs guten Betrieb beisammen, aber von schön konnte ich ja nicht sprechen.“ Er war übrigens der einzige Bauer aus dem Kreise Asch unter den 170 auf Hohenfelser Grund siedelnden Landwirten.

Und nun mußte er nach vierjähriger harter und sehr mühevoller Arbeit seine neue Heimat wieder verlassen, also zum zweitenmale umsiedeln. Bekanntlich wurde der Übungsplatz Hohenfels wieder seiner militärischen Bestimmung zugeführt. Da Flauger zur letzten Räumzone gehörte (er verließ Hohenfels erst am 31. Oktober), waren seine Aussichten auf eine neue Siedlerstelle klein, denn viele von diesen letzten kamen vorläufig in Ausweichlager. Kurz entschlossen kaufte er daher in Zeiler P. Alling bei Regensburg ein kleines Anwesen mit etwas Grund (für zwei Kühe) und wird nun hier, wo sich übrigens einige seiner engsten Landsleute aus Wernersreuth befinden, nochmals von vorn anfangen. Er

hofft, daß auch seine Söhne Arbeit finden; zwei weitere Söhne raubte ihm der Krieg.

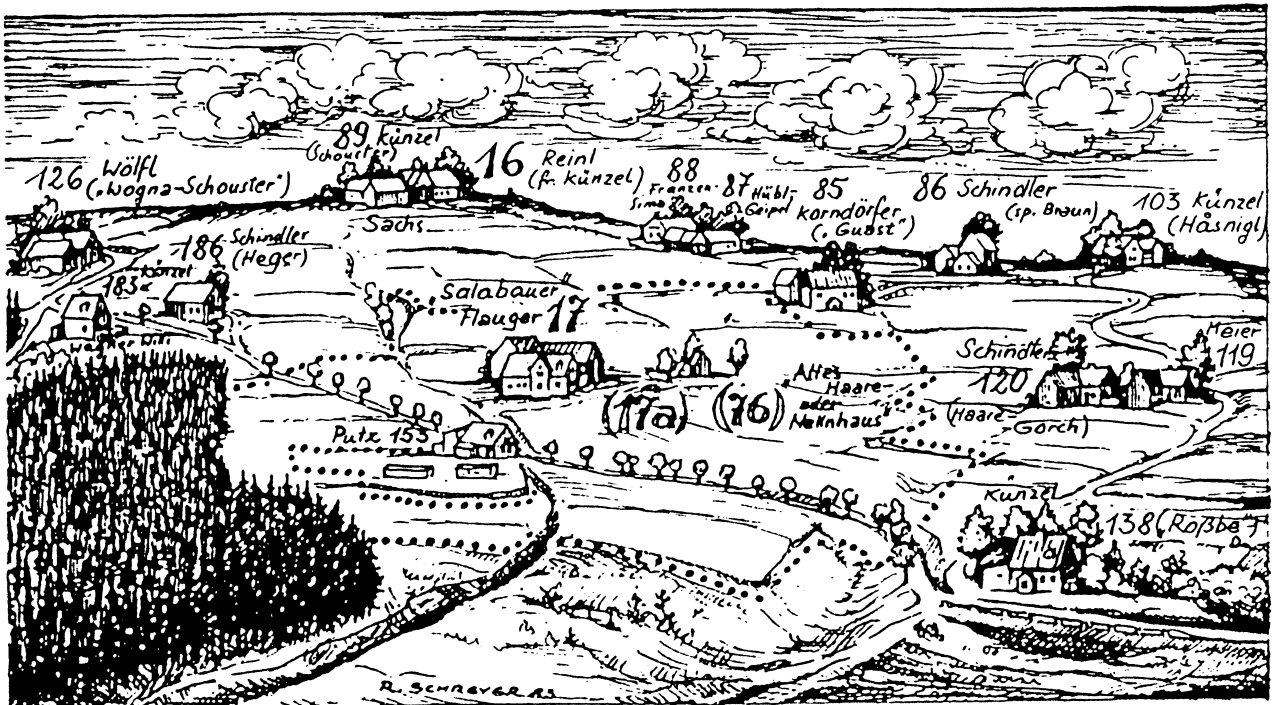
Zur Umsiedlung erhielt er einen Lastzug mit Anhänger zugeteilt, der ihm alles kostenlos zum neuen Wohnort schaffte. Bis aufs Stroh konnte er alle bewegliche Habe mitnehmen. Für das Niet- und Nagelfeste hofft er die entsprochene Entschädigung auch wirklich zu erhalten. „Auch ein Betrag für den Umstellungsschaden wurde festgesetzt. Vielleicht bringt's das Christkindl. Hoffen wir es.“

Heute bewirtschaftet sein Sohn Hermann das schöne Anwesen in Zeiler, nahe Schönhofen bei Regensburg, wo mit dem am 31. August 1946 zusammengestellten 22. Ausweisungstransport am 4. Sept. 1946 mehrere Wernersreuther Familien landeten. Es liegt auf einer Anhöhe mit weitem Blick übers Tal — wie daheim am Salaberg, dem das Elstertal zu Füßen liegt.

Rund um den Flaugerhof

Von Otto Flauger war die Rede, dem tatkräftigen „Wernersreuther aus Niederreuth“. Sein beispielhaftes Lebensbuch verdient aufgeblättert zu werden. Nach der Ausweisung hatte er sogleich wieder nach Grund und Boden getrachtet; siedelte auf dem verlassenen Flugplatz Hohenfels, nur um davon abermals vertrieben zu werden durch die neue Bundeswehr; gründete endlich sein Anwesen hoch überm Labertal — wie daheim am Salaberg, der aufs Elstertal herabschaut.

Daheim stand sein Hof, „Salabauer“ Nr. 17, über der Straße nach Oberreuth, zwischen der Serpentine beim „Roßbe“ (Nr. 138) und dem Zinnbergwald. (Auf einem Winterbild im Ascher Heimatbuch S. 594 weist der vorderste Straßenstein kerzengerade in die Höhe aufs Flauger-Anwesen.)



Den „Salabauern“-Besitz umrahmt die gepunktete Linie. Die eingeklammerten (Nr. 76 und Nr. 17 a) sind durch Blitzschlag abgebrannt.

Zeichnung von R. Schreyer

„Salabauer“, Hs.-Nr. 17

Otto Flauger heiratete 1922 in den ältesten Hof vom Salaberg, wenn nicht von ganz Wernersreuth, ein.

Der Name „Salabauer“ gibt ja nur einen Sinn, wenn er vormals der einzige war. Tatsächlich, als im Jahre 1771 habsburgische Beamte die Anwesen numerierten, stießen sie auf der luftigen Höhe nur noch auf ein zweites: Nr. 16 (heute: Reinl).

Diese beiden aber hingen ursprünglich zusammen. Ihre Felder grenzen aneinander, der Name Salabauer scheint sich auch auf Nr. 16 erstreckt zu haben. Richard Rogler vermerkt in seinem Flurnamenbuch S. 385, „daß nach der Volksüberlieferung das erste Haus auf dem Salaberg Nr. 16 (Salerbauer) (!) gewesen sein soll“.

Noch um 1880 vernahm der Ascher Bezirkshauptmann Tittmann („Heimathskunde“ S. 247 f.), „der Ortstheil Salaberg ... gilt als erste Ansiedelung; und wird speziell das Anwesen Nr. 16 als der Ortsursprung bezeichnet, woselbst ein Seiler (im Dialekt Saler) sich niedergelassen haben soll und dem Zinnbergwerke die Seile lieferte.“

Wenn auch an der Seilergeschichte nichts daran ist (weil mundartlich das helle „aa“ vom „Seiler“ nicht mit dem dunklen „Ascher ä“ vom Salaberg zusammenstimmt), so erinnert sich der Volksmund im Prinzip doch richtig.

Unseren Heimatkundlern blieb bisher größtenteils verborgen, daß die meisten Heimatortschaften (auch Asch) in zwei Anläufen entstanden. Sie wissen nur vom zweiten Siedlungsschub, der im 12. Jahrhundert einsetzte und aus der Oberpfalz die Gutshöfe, Waldhufendörfer, Ortsnamen und Mundart mitbrachte.

Eine 400 Jahre ältere Siedlungsschicht liegt aber darunter versteckt. Es sind die alten Berg- und Paßstationen, mit denen im Böhmenfeldzug Karls des Großen im Jahre 805 n. Chr. die wichtigsten Durchgangswege befestigt wurden (z. B. „Stein, St. Niklas“ in Asch).

Dies läßt sich gut an Wernersreuth ablesen. Die oberpfälzer Gründung des Ortskerns mit vier Gutshöfen ist ziemlich genau auf 1130 datierbar (vgl. Rb. Jänner 85, S. 6).

Den ersten Siedlungskeim an der oberen Elster aber pflanzte der Frankenkaiser um 805 am Fuße des Salabergs in Klatschhausen (richtig: Kaltenhausen) (vgl. Rb. April 84, S. 38, f.). Zu dessen landwirtschaftlicher Versorgung wurde damals der Salaberg gerodet und dem „Salabauern“ übergeben. Man beachte: es heißt ja nicht „Salabergbauer“, sondern nur „Salabauer“. Als der Name entstand, mußte also das Wort „Sala“ für sich allein genommen noch etwas bedeuten (nämlich: altfränkisch „Übergabe“). Zu keiner späteren Zeit als der karolingischen war das Wort „Sala“ in dieser Form mehr lebendig. So alt ist die Tradition des „Salabauern“!

Karls des Großen Feldzüge geschahen im Namen der christlichen Bekehrung. Bei allen Stützpunkten wurden sogleich Kirchlein oder Kapellen, meist dem fränkischen Heiligen Martin geweiht, errichtet. In der Tat! „Mein Großvater Johann Heinrich Fuchs, der ‚Alt Wölfl‘, geb. 1848, sprach immer davon, daß ‚dort wo dem Salabauern seine Schupfe steht, ganz früher einmal ein Kapellerl gestanden ist‘“ — erzählt Robert Schreyer.

KÜNZEL, die alten Salabauern

Die echten Salabauern hießen *Künzel*. Otto Flauger aus Niederreuth ehelichte 1922 die auf Nr. 17 geborene *Martha Lisette Künzel*.

Damals lebte auf Nr. 17 noch ihr Vater *Lorenz Künzel*. Seine verstorbene Ehefrau *Katharina Ernestine Künzel* war selbst eine geborene Künzel, aber von Nr. 16.

Diese beiden Eltern waren also wohl weitläufig miteinander verwandt; vorzeiten hatten Nr. 17 und Nr. 16 zusammengehört und waren durch Erbteilung auseinandergefallen. (1945 verstarb noch in Wernersreuth die „Ölln-Lisetta“, Lisette Reinl von Nr. 16, geborene *Künzel*).

Noch ein drittes Anwesen nahebei gehörte den Künzeln. Die Scheune rechts vom Flaugers Hof war — schon zu unserer Zeit — letzter Rest des alten „Haare-Hauses“ Nr. 76, erbaut um 1780 von *Johannes Künzel*. (Es brannte durch Blitzschlag um 1895 herum ab und wurde nicht wieder aufgebaut, laut Emil Prell).

Dieses Haus hat — unter einem anderen Namen — eine Spur in einem Buch hinterlassen. Der Lehrer Schmidt schrieb 1870 in seiner „Heimathkunde“ vom „Salersberg“: „Hierher gehört auch das sogenannte NELLNHAUS am Wege Wernersreuth-Oberreuth“ (S. 33).

Flurnamenforscher Richard Rogler dazu: „NELLNHAUS — heute schon nicht mehr bekannt“ (S. 383). (Kein Wunder, nachdem es ja abgebrannt war). Er deutete aber den Namen richtig, den Lehrer Schmidt mißverstanden hatte. „NELLN“ ist eine falsche Zusammenziehung aus „van Ölln“ (= beim Ölln“). Der Spitzname „Öll“ oder „Ell“ hängt ja nicht nur an obengenannter „Ölln-Liesetta“, sondern auch an einem anderen KÜNZEL, Hs.-Nr. 27 am Sand: „BAUERN-ÖLL“ (wurde auch oft nachlässig wie „BAUER-NELL“ ausgesprochen).

Der Gowers erinnert sich (Rb. Jänner 72) unter den Salabergbewohnern auch an einen „ELLN-KANNES“.

Kurz, das verschwundene sagenhafte NELLNHAUS des Lehrers Schmidt ist als „Ölln-Haus“ dasselbe wie das „ALTE HAARE-HAUS“, nämlich SALABAUER Nr. 76. Woher dieser Zweig der Künzel-Salabauern den Zunamen „Öll“ hatte, ist freilich nicht herauszubekommen.

Der an sich schon nicht seltene Name „Künzel“ häuft sich am Salaberg (Nr. 103, Hasnigl, Nr. 89, Nr. 183, Nr. 138) und nahebei am Sand (Nr. 19, Nr. 23, Nr. 27 Bauern-Öll) so auffällig, daß Verwandtschaft im Spiel sein muß. Ebenso dominieren die „Haare“ — worauf wir vom „Alten Haare-Haus“ kommen — die sich alle Schindler schreiben (Nr. 102 Haare-Gorch, Nr. 10 Taubm-Haare, Nr. 86 usw.). Diesen Verbindungen muß ein andermal nachgegangen werden.

Der Künzel-Stamm läßt sich ebenfalls in Wernersreuth weit zurückverfolgen.

Laut einem Totenschein verstarb auf Nr. 17 im Jahre 1899 *Anna Katharina Künzel* (geb. 1829, Wunderlich), als Witwe nach *Johann Michael Künzel*, dem ältesten noch in mündlicher Überlieferung bekannten „Salabauern“.

In Pfarrer Loebers Verzeichnis sind 1786 aufgeführt:

Nr. 17: *Künzel, Johann Adam*, Häusler (Salaberg)

Nr. 76: *Künzel, Johannes*, Maurergeselle (Salaberg)

(Nur Nr. 16 scheint damals vorübergehend in anderem Besitz, Ritter, dann Robisch, gewesen zu sein).

Lehrer Beilschmidt fand schon für 1740:

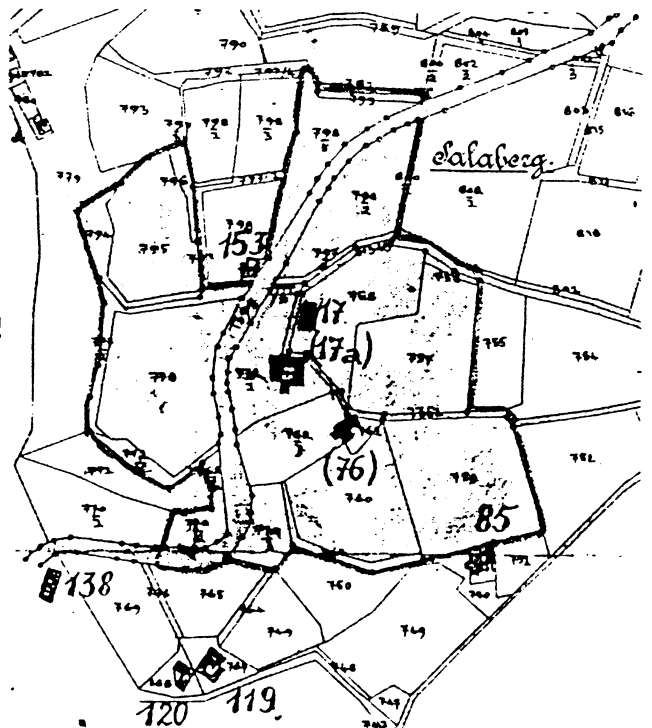
Künzel Caspar,

Künzel Ulrich.

Schließlich trugen schon im Dreißigjährigen Krieg, zwischen 1635 und 1648, zwei Wernersreuther evangelische *Künzel* ihre Kinder heimlich zum Taufen nach Brambach.

Lageplan

Die Lage des „Salabauern“-Komplexes wurde genau erfaßt in einem Katasterauszug, als 1916 die Trasse der Oberreuther Bezirksstraße mitten durch den Grundbesitz gezogen wurde.



Man erkennt die Serpentine, links unten beim Roßbe-Haus (Nr. 138) beginnend, am Zinnbergwald endend. Links oben sind Häuser vom Ortsteil Sand zu erkennen. Parzelle 754 rechts gehörte schon Reintl. (Die Parzelle 755 hatte Braun erworben, so daß der Verfasser dort als Kind viele Erdäpfelfeuerlein schürte).

Noch deutlich ist eingezeichnet, ob-schon abgebrannt, Hofstelle von Nr. 76. Einen Katzensprung weiter war damals das alte Anwesen Nr. 17 gelegen, das wir jedoch als „17a“ kennzeichnen; denn es wurde im Jahre 1930, wie vordem Nr. 76, durch Blitzschlag eingäschert.

„Wer va enk Wernerschreither Leitn koa sich denn nu droa darinnern, wöi amal in an Summer nåumitte des gråußa Tanegwitter war und wöi da Blitz ins Salabauernhaus aagschlogn hæut — und wöi a Wischer war des Haus a Aschahaffm gewesen?“ (Gowers, Rb. Juni 71).

Man gab schädlichen Wasseradern die Schuld und rückte den neuen Flaugerhof Nr. 17 im Jahre 1932 noch einmal um 20 m weiter, so daß vom alten Anwesen zuletzt nur noch Brunnen und Keller zeugten. So wurde der Flaugerhof trotz seiner Altertümlichkeit ein neuzeitlicher Ziegelbau mit prächtigem Hoftor im Egerländer Stil, vor dem die Eheleute Flauger stolz posierten:



Die Flauger-Familiensaga

Vor 70 Jahren, am 11. 5. 1916, mußte der 17jährige Niederreuther Johann Otto Flauger, späterer Salabauer, einrücken.



Er diente bis zum letzten Weltkriegstag am 30. 10. 1918 im berühmten Egerer Infanterie-Hausregiment Nr. 73 in den Dolomiten, am Isonzo und Piave.

Am 28. Oktober 1918 durchbrachen die Italiener die Piavefront, rief ein tschechischer Nationalrat in Prag die Republik aus; am 30. Oktober brach die Donaumonarchie zusammen und auseinander. In chaotischen Fahrten trachteten die Soldaten heim, wobei noch manche von den Dächern überfüllter Eisenbahnwagen in Tiroler Tunneln in den Tod gerissen wurden. Dem Flauger aber glückte die Heimkehr ins darben-de, aber friedvolle Niederreuther Vaterhaus Nr. 96, wo er vormals als drittes Kind des „Landwirts und Grieslers“ (= Gemischtwarenhändlers) Wenzel Flauger am 19. 9. 1898 geboren war.

Die Herkunft

Zeitweise zählte man in Niederreuth vier Flauger-Familien:

- Nr. 96 und 66 (aneinandergebaut): besagter Wenzel Flauger
- Nr. 87 (Wirtshaus): Bruder Christian
- Nr. 37 Bruder Johann
- Nr. 25 (vormals):

entfernter Verwandter Michael

Um 1850 aber besaß in Niederreuth noch kein Flauger etwas. Woher waren sie plötzlich gekommen?

Der seltene Name, das katholische Bekenntnis markieren die Spur ins südliche Vorland von Eger. An der windungsreichen Wondreb wurzelt ihr Stamm, wohnten zuletzt noch folgende Namens-träger:

- Altkinsberg*: Nr. 40 Voit Georg (ehem. „Flaugerhof“)
Neukinsberg: Nr. 10 Flauger Johann („Wirtsngl“)
 Nr. 13 Flauger Niklas („Lippes“)
Lindenhau: Nr. 6 Flauger Johann („ban Flaucha“)
 Nr. 23 Flauger Johann („ban Simma Nikl“)
Palitz: Nr. 11 Koffend Josef („Flauchatischer“)
 Nr. 71 Flauger Ferdinand („Flaucham Hüwll“)
Schöba: Nr. 22 Frank Michel („Flaucher“)
Treunitz: Nr. 23 Kliebhorn Georg („Flauger“)
Matzelbach (1939 zu Eger): im 1. Weltkrieg gefallen: Flauger Josef, Georg, Rudolf, Karl.

Die Urahn

„Flauger“ bedeutet „Flößer“. Holz wurde in das waldarme Egerbecken schon vor 1416 hereingeflößt; damals klagten die Egerer Stadtväter, bei König Wenzel IV., die Nürnberger Burggrafen schnappten ihnen die Steuern weg für „was an Floßholz auf dem Wasser der Eger herabgeht“ (Siegl, Eger und das Egerland, S. 49).

In Eger stapelte man die Hölzer am „Flößanger“, einer sumpfigen Bucht beim ersten Bergfelsen. Zu den tieferen Egergestaden wurde aus den Waldsassener Wäldern auf der Wondreb geflößt.

Flößer müssen ganze Kerle sein. Das bewiesen die Flauger, als 1523 der *Nickel Cuncz Endres* aus Kornau den „*Venczel Flauger zur Scheduber*“ (= Schüttüber) nahe bei Nebanitz erschlug. Die Egerer Achtbücher vermelden, daß darauf „*Hans Flauger zur Scheduber* den *Nickel Cuncz* in die Acht brachte“.

Ein Geächteter durfte von den geschädigten Verwandten ums Leben gebracht werden. Vier Jahre lauerte *Hans Flauger* dem Mörder auf. Der hatte sich hinter die Egerer Stadtmauern geflüchtet, wo seit einer Verordnung Rudolf von Habsburgs von 1277 kein Fremder gegen einen Bürger der Reichsstadt vorgehen durfte. Bis der sich einmal, 1527, außerhalb des Burgfriedens begab: da

half es ihm auch nichts, daß er sich inzwischen mit dem Familiennamen *Stamler* getarnt hatte. Es erschlug der (inzwischen nach Gassnitz vorgerückte) „*Hanns Flauger* den Egerer Bürger *Nickel Stamler*“ (nach „Heimatkreis Eger“, S. 344, 350, 371, 399).

Flößer und Bauern

Als die Flößerei abnahm, strebten die Flauger nach Ackerboden. Beispielsweise erwarb ein Flauger eine Siedlerstelle, als nach 1700 die Reichsgrafen Metternich den Ort Lindenhau gründeten. Alle Anwärter waren Handwerker, wie noch ihre Spitznamen ausweisen (Bartl-Schouster usw. — und eben Flauger). Dieser baute den Hof Nr. 6. „In die Decke der Stube war die Jahreszahl MDCCLXXIII = 1773 geschnitzt“, berichtet in seiner Ortschronik Georg Müller, jetzt Kondrau. Jedem Siedler waren zuerst nur 2 ha zugewiesen; der letzte Flauger, geb. 1894, hatte aber durch Heirat die Höfe Nr. 6, Nr. 23, Nr. 48 mit 19 ha 60 a zusammengebracht.

Erste Flauger im Ascher Land

Johann Adam Flauger hieß ein Revierjäger zu Mostau; der verstarb um 1820 in Krugsreuth.

Dieser Ahnherr war also als erster auf der Suche nach Grund und Boden um 1800 heraufgezogen, an der Hand den 1790 geborenen Sohn *Michael*, der Braumeister wurde und die Eva Katharina Pitterling aus Asch Nr. 45 ehelichte. Ihnen wurde laut Kirchenbuch von St. Niklas als erstes Flauger-Kind auf Ascher Boden das Töchterchen *Katharina* in Neuberg geboren.

Das Stammhaus des Mostauer Revierjägers dürfte aber in Treunitz Nr. 25 gestanden haben; denn von dort folgte 70 Jahre später noch ein *Michael Flauger*, Müller von Beruf. Er zog nach Niederreuth Nr. 13 mit Frau und Vater, der dort hochbetagt 1895 starb.

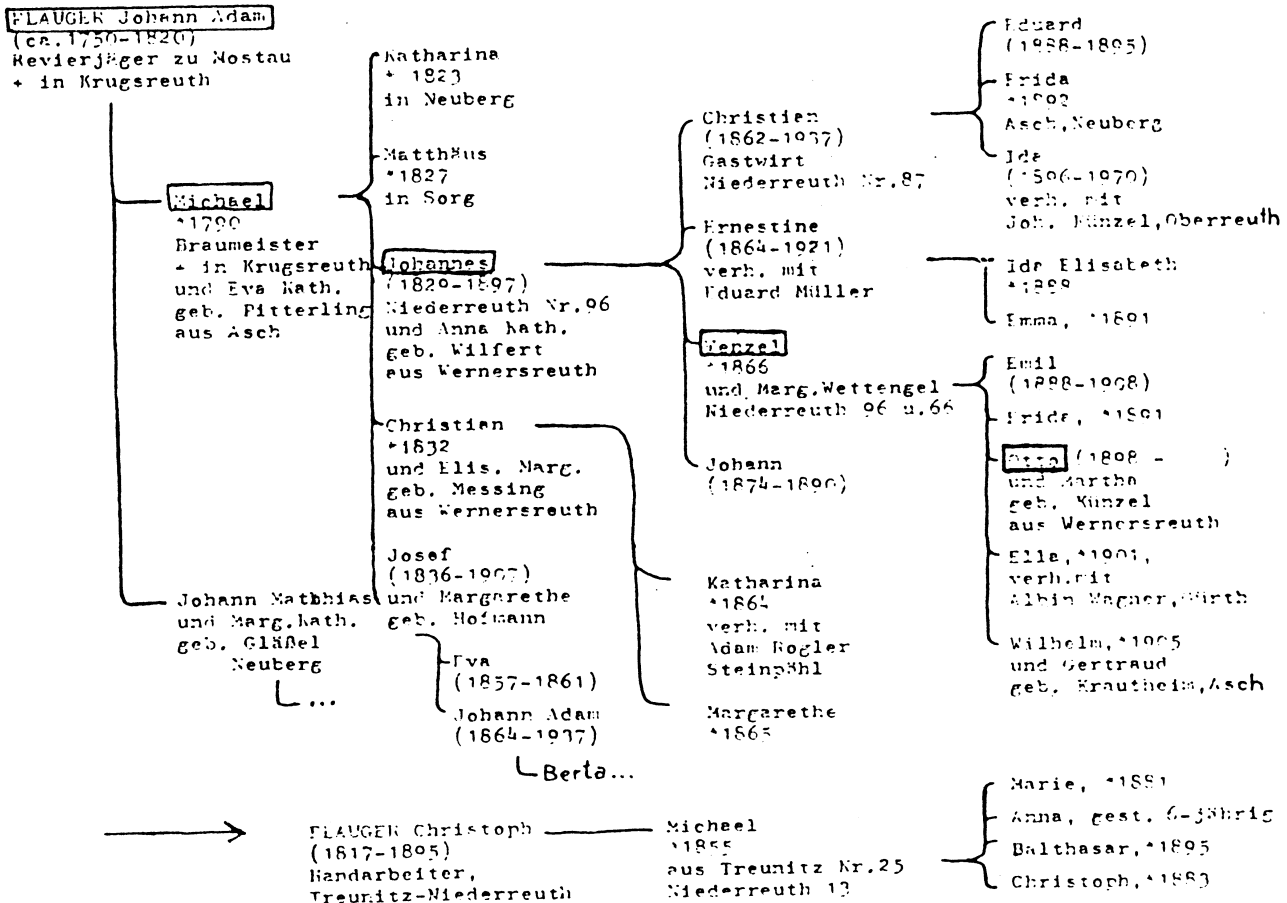
Diese zwei Flauger-Linien verzweigten sich nun im Elsterbergland (in der Stadt Asch gab es 1941 neun Flauger-Adressen).

Der Stammbaum

1800

1850

1900



Die Niederreuther Flauger

Weniger das rauschende Elsterwasser, sondern mehr das berauschende Bier im Brauhaus zog, aus beruflichen Gründen, die Flößer-Nachkommen nach Niederreuth. Denn der Revierjägerssohn *Michael*, Braumeister, siedelte über Krugsreuth nach Niederreuth, wo er 1860 im Meldebuch als „Bräuer“ verzeichnet ist.

Sein Sohn *Johannes* (1829—1897), „Breiers Khannes“ genannt, saß dann auf Nr. 7, bis er die Gastwirtschaft auf Nr. 87 einrichtete. Als er am 27. 4. 1856 um die Erlaubnis ansuchte, einen Branntweinausschank führen zu dürfen, wurde er allerdings abschlägig beschieden. Das erschien „für das Dorf Niederreuth aus Rücksichten der Sittenpolizei unzulässig“, wie der Niederreuther Ernst Keil mitzuteilen wußte.

In der nächsten Generation führte *Christian* (Spitzname: „Breier“) das

Wirtshaus weiter und übergab es schließlich an Schwiegersohn Johann Künzel aus Oberreuth — bis zum Schluß. *Johann* lebte als Weber auf Nr. 37, *Wenzel* auf dem *Doppelanwesen* Nr. 96 und 66, wo ihm dann unter vier Kindern jener *Otto* geboren wurde, dessen Geschichte wir weiter verfolgen wollen.

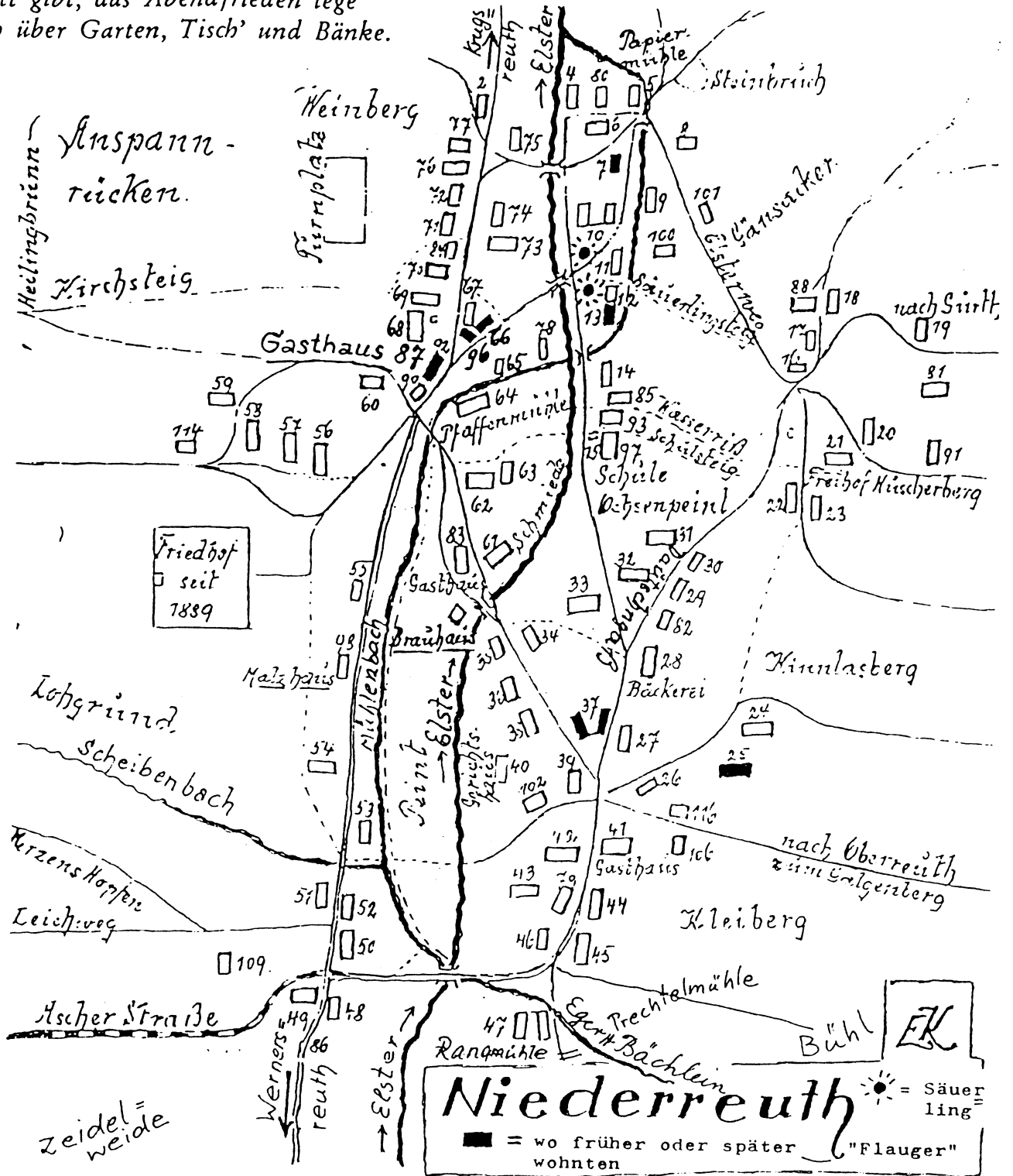
Ernst Martin gedachte des von Wernersreuth durch ein wildromantisches Waldtal getrennten Nachbarortes Niederreuth mit folgenden Versen:

Von Wernersreuth nach Niederreuth

*Zwei Hügelketten an den Seiten,
sie fassen's Elsterbächlein ein:
im Abendlich der Bühl, die Leithen,
links Zeidelweid' und Katzenstein.*

*Die Prechtelmühle steht allein,
doch bald tut sich die Aussicht weiten:*

nun werden Bauernhöf' zu zwein
 das Bächlein in das Dorf geleiten.
 Dann teilt die Straße sich am Stege
 und mancher geht auf seinem Wege
 zu Müllers oder Flaugers Schänke.
 Der Seilingbrunnen plätschert rege.
 Gott gibt, das Abendfrieden lege
 sich über Garten, Tisch' und Bänke.



Den Ortsplan (und die meisten Angaben) von Niederreuth lieferte der kenntnisreiche Niederreuther Ernst Keil, der vor Jahresfrist in hohem Alter verstarb. Als seine Sehkraft nachließ, spannte er Frau und Tochter ein, um Mitteilungen machen zu können.

Jeder von uns könnte wohl, wie man so sagt, einen Roman schreiben. Der Roman der Flauger- und Salabauerengeschlechter wirft ein Licht auch auf die Zeitereignisse, deshalb soll er hier noch weiter verfolgt werden.

Wir befinden uns jetzt im Jahre 1922, als der aus Niederreuth gebürtige Otto Flauger die blutjunge Salabauerntochter *Martha Künzel*, geb. 19. 2. 1904, ehelichte.

Darauf übergab ihnen der alte Salabauer, *Lorenz Künzel*, seinen Besitz — durch einen fingierten Verkauf, wie damals üblich, um Steuern zu sparen.

Der Alte erlebte nicht mehr, wie 1930 das Anwesen abbrannte und im Jahr darauf, schöner als zuvor, wieder erstand. Doch durfte er sich an Enkeln erfreuen, denn der jungen Ehe entsprossen vier Söhne: Albin, geb. 29. 4. 1922; Robert, geb. 18. 3. 1924; Hermann, geb. 19. 7. 1929; Wilhelm, geb. 5. 12. 1931.

Von diesen vieren fielen die zwei Ältesten im Krieg. Hermann aber, wiederum Vater von vier Söhnen, führt das neue Flauger-Anwesen nahe Regensburg weiter.

Diese seine Tüchtigkeit äußerte sich in jungen Jahren durch überschüssiges Temperament — oder, wie manche sagen würden, durch tolle Streiche. Er hat mir einige zur Berichterstattung freigegeben.

Das Wernersreuther Esperanto

Als es uns nach der Ausweisung zusammen in die Regensburger Gegend verschlug, wurden wir auf einer Bergeshöhe untergebracht („Kühschlag“), wo es noch kein elektrisches Licht gab. Umso gemütlicher waren die Hutza-Abende beim Schein der Karbidlampe.

Da umschwärmten die einheimischen Schönen den Hermann wie die Motten das Licht. Zu seinem Ansehen trug auch bei, daß er sich mit uns bei Bedarf fließend auf „tschedisch“ unterhielt, so daß die Einheimischen Mund und Ohren aufsperrten.

Woher hatten wir diese Sprachgewandtheit? In Wirklichkeit gebrauchten

wir die schon daheim unter Lausbuben und Mädchen übliche „Löffelsprache“.

Der Trick dabei ist, daß in jede Silbe ein „-löf-“ eingebaut wird, wodurch sie für Uneingeweihte unverständlich wird. Die Silbe wird unterbrochen, sobald man zu ihrem tönenden Selbstlaut (a, e, i, o, u, au usw.) kommt. Dann: „-löf-“! Dann wird der Selbstlaut wiederholt und die Silbe zu Ende gesprochen. Nehmen wir als Beispiel den Satz: „Heut scheint der Mond so schön:

HEUT = HEU-löf-EUT

SCHEINT = SCHEI-löf-EINT

DER = DE-löf-ER

MOND = MO-löf-OND usw:

Fortlaufend ergibt das den Satz: „Heulöfeut scheilöfeint delöfer Molöfond solöfo schölöfön“. Oder gar im Ascher Dialekt: „Heilöfeint scheilöfeit dalöfa Mäulöfäu sualöfua schäilöfäi“!

Obwohl hier der Einfachheit halber nur einsilbige Wörter verwendet wurden, kann man sich das Kauderwelsch und den gewaltigen Eindruck vorstellen, den unser „Tschedisch“ machte!

Dies war Hermanns letzter Streich, denn er bekam alsbald die Schönste der Einheimischen zur Ehefrau, und der Ernst des Lebens begann.

Frühere Streiche aber waren folgende:

„Bach Epflstrudl!“

Aus einem Niederreuther Garten wurden alle Äpfel gestohlen. Die Täter, Hermann und Willi, sackten die Früchte um den Leib herum im Hemd ein, wie das unter uns Früchtchen der Brauch war. So beleibt kann man aber nichtmehr unbeschwert rennen. Sie wurden erwischt.

Zur Entlastung gaben sie nun an, ihre Mutter habe sie ausgeschickt. „Was, die rechtschaffene Salabäuerin? Unglaublich!“

Der angebliche Auftrag ging auf folgendes Gespräch zurück: Die Buben: „Mutter, bach doch amal Epflstrudl!“ — Die Mutter: „Des gäiht niat!“ — Die Buben: „Bach holt Epflstrudl!“ — Die Mutter (ungeduldig): „Ja wäuer sölle denn Epfl nemma? Bregnts ma Epfl, näu bache Epflstrudl!“

Die Erfindung des Schlepplifts

Unvergeßlich das Schauspiel, wenn dem täglichen Bus „Asch-Brambach“ vor unserem Haus Hermann entstieg, aus der Bürgerschule kommend. Er hatte noch etwa 1 km bergan in Fahrtrichtung zu Fuß zu gehen.

Zu Fuß? Schon hing Hermann auf der Gepäcksleiter hinten am Bus und ließ sich, in eine Staubwolke gehüllt und dadurch ziemlich unsichtbar, den Berg hinauftragen. „Paß aaf, wenn'sn wieder inn Sträußngrobm eidraht!“, sagte mein Onkel. Doch meist landete Hermann unterhalb seines Hauses in kühnem Sprung auf den Füßen, weil der Fahrer in den engen Kurven das Gas weggenommen hatte.

Im Winter hängte Hermann seinen Schlitten an und klinkte erst oben an der Oberreuther Ortsgrenze aus — um dann fröhlich heimzurodeln.

Opfer des Krieges

Der ältere Bruder Robert erlernte das Fleischerhandwerk mit gutem Erfolg. Seine Gesellenurkunde ist unterzeichnet von den Ascher Fleischhackermeistern Hubl, Zöfel, Hupauf, Türk.

Inzwischen schrieb man 1942, und wieder rief man einen 18jährigen Flauger zu den Fahnen. Robert kam an die Ostfront. Wenig nur haben unsere Soldaten auf Heimaturlaub erzählt: weil sie an etwas anderes denken oder die Angehörigen nicht beunruhigen wollten. Auch fehlte dem Landser im Gewühl der Überblick.

Ich habe deshalb einmal den Bericht nachgelesen über die Strategie, die dem Soldaten Robert Flauger das Leben kostete. Nach Stalingrad versuchte Hitler am oberen Donez seinen letzten großen Zangenangriff („Operation Zitadelle“, 5. bis 12. Juli 1943) in der Schlacht am „Kursker Frontbogen“. Von zwei Seiten stürzten sich deutsche Armeen in die Flanken des riesigen russischen Frontvorsprungs. Aber die Russen hatten alles befestigt und verteidigten verbissen. Tagelang wüteten die Kämpfe, die Deutschen kamen nur langsam vorwärts. Bei

Prochorowka kulminierten die größten Panzerschlachten der Geschichte. Fast wäre das Unternehmen gelungen — da brach Hitler es ab, weil inzwischen die Amerikaner auf Sizilien gelandet waren. Alle Opfer waren vergeblich — und schlimmer noch! Nun brach der Russe zu einem großen Entlastungsangriff hinter dem unteren Donez hervor, um seinerseits den deutschen Armeen in die Flanke zu fallen.

Am 14. September 1943 erhielten die Eltern des Robert Flauger durch das Bürgermeisteramt Wernersreuth folgende Nachricht übermittelt:

Dienststelle

Feldpost Nr. 38 410 B

O.U., den 6. August 1943

Sehr geehrte Familie Flauger!

Heute habe ich die Pflicht, Ihnen die traurige Mitteilung zu machen, daß Ihr Sohn Robert am 17. 7. 1943, bei den schweren Abwehrkämpfen am Donez, gefallen ist. Nach mehrstündigem Trommelfeuer gelang es den Russen in unsere Stellungen einzudringen. Bei den folgenden harten Nahkämpfen fiel Ihr Sohn und war sofort tot. Im weiteren Kampferverlauf drängten die Russen immer weiter nach, so daß es nicht möglich war ihn zurückzubringen, um ihn zu beerdigen. Aus diesem Grunde konnten ihm auch seine Eigensachen, die er bei sich trug, nicht mehr abgenommen werden.

Möge Ihnen die Gewißheit, daß Ihr Sohn sein Leben für Führer, Volk und Vaterland hingegeben hat, ein Trost sein in dem schweren Leid, das Sie getroffen hat. Sie dürfen überzeugt sein, daß ihm die Kompanie ein dauerndes und ehrendes Andenken bewahren wird.

In allen Fürsorge- und Versorgungsangelegenheiten wenden Sie sich bitte an den für Ihren Wohnsitz zuständigen Wehrmachtsfürsorge-Offizier, der Ihnen bereitwilligst Auskunft und Rat erteilen wird.

Im Namen der gesamten Kompanie spreche ich Ihnen meine tiefste Anteilnahme aus und grüße Sie mit aufrichtigem Mitgefühl.

*Opfermann
Hptm. u. Kp.-Chef*

Alt-Wernersreuths vier Gutshöfe

Auf vier Beinen stand der Gabentisch, wovon die einstigen Grafen sich die Zinsbrote der Wernersreuther holten: es waren die vier Alt-Wernersreuther Gutshöfe „Schloß“ (Nr. 69), „Herrenhof“ (Nr. 32), „Berghof“ (um Nr. 50 herum), „Lederershof“ (um Nr. 64 herum). Einzig das Schloß blieb bis in unsere Zeit gräflich, die drei anderen Pfeiler zersplitterten in mehrere Anwesen. Wir betrachten sie nacheinander.

Das Schloß

Wann wurde das Schloß — und mithin der Ort — errichtet? Bisher wußte man nur, daß „Wernersrewt“ in einer Steuerurkunde erstmalig 1392 auftaucht.

Aber schon 250 Jahre eher muß es bestanden haben. Der nächstgelegene Vorläufer-Ort „Wernersreuth II“ (wie ich mich ausdrücke) bei Waldsassen/Tirschenreuth ist seit 1143 in Urkunde, also noch früher in Wirklichkeit existierend gewesen. Dessen Name wurde wegen der Gelände-Ähnlichkeit („Lage-Kopie“) auf unseren Ort übertragen. Von wem? 1132 war das Kloster Waldsassen gegründet und sogleich mit dem riesigen Bergwald zwischen Graslitz und den „Quellen der Elster“ (!) beschenkt worden. Mit Feuereifer wurde gerodet: 1154 wurde Brambach urkundlich, 1158 Fernschönbach, 1185 Fleißen (Alberti I, 32-48). Ohne Zweifel begründeten die Waldsassener Herren nahe den Elsterquellen auch unser Wernersreuth: also *frühestens* 1133.

Und wann spätestens? Markgraf Diepold II. (der 1146 starb) protegierte 1135 den Edlen Konrad von Raitenbach, so daß dieser das Wernersreuther Unterdorf anlegen konnte (vgl. auch Alberti I, 43). Seltsamerweise zog er die Flurstreifen nur auf dem rechten Elsterhang hinauf. Was behinderte ihn am linken Ufer? Augenscheinlich war diese Seite von den Schloßfluren schon besetzt! Vor 1146, wahrscheinlich um 1135, ist also das Schloß schon gestanden, die 850-Jahrfeier demnach fällig!

Die folgenden Jahrhunderte bleiben reichlich im Dunkeln. Man weiß nicht, wie die geistliche Oberhoheit von der weltlichen abgelöst wurde durch die Ritter von Neuberg, die schon vor 1200 Schloßherren wurden. Es kam alsbald zu Einheiraten mit den Edlen von Raitenbach; denn als im 12. Jh. Familienwappen aufkamen, da besaßen die von Neuberg, von Raitenbach, sogar die von Haslau und Schönberg dasselbe Wappen (Gradl, Gesch. des Egerlandes, 82).

Im Jahre 1394 starb Konrad von Neuberg als letzter Namensträger im Ascher Gebiet. Sein Schwiegersohn hieß Chunrat von Czedewicz — und damit war es aus mit unseren Neubergern. Auf Bad Elster saßen sie noch eine Weile, bis sie am 15. Juni 1413 ihre Ascher Restbestände, darunter „Raitenbach“, und „was wir gehabt haben an dem Holz, genannt Megtennach“ (d. h. Tannich), an die Zedtwitze verkauften. (Der allerletzte Neuburger, Erdmann von Neydberg, starb 1720 auf Dobeneck; damit war das Geschlecht erloschen).

Nun hatten die Zedtwitze das Wernersreuther Schloß inne, setzten aber immer Pächter hinein.

Eine erste, flüchtige Abbildung des



Schloßgebäudes findet sich auf der „ältesten Landkarte des Ascher Bezirks“ (Alberti I, 293) um 1620. Der Kartenzeichner hat die Ortschaften durch ihre hervorstechenden Gebäude angedeutet — leider vieldeutig und undeutlich. So oder so kann man die sehr verwaschene Zeichnung von „Zedtw. (itzisch) Wernersreuth“ auslegen:

Zedw. Wernersreuth



Die Größe des Gebäudes aber wird bis zuletzt gleichgeblieben sein. Am 5. 2. 1893 brannte der Bau ab, in dem wegen Platzmangels in dem alten Schulhaus auch die 3. Schulklasse untergebracht war. Es wurde „notdürftig wieder hergerichtet“; die Grundmauern blieben also erhalten. Ernst Martin erzählt: „Das alte Schloßgebäude soll von gleicher Größe; aber gefälliger gewesen sein. Eine Stiege führte von unten her an der Nordwestseite vom Wege direkt ins Schulzimmer im 1. Stock. Da rankte ein Efeu, der auf Anweisung der Schulleitung als vermeintlich giftiges Gewächs entfernt werden mußte. Ein schöner Wassertrog mit gutem Brunnenwasser plätscherte Tag und Nacht, versorgte die Viehhaltung, den kleinen Schloßteich, den Pächter und die Mieter.“

Nach 1800 war das Schloß durch Erbteilungen an die Schönbacher Linie der Zedtwitze gekommen; der Neubau nach dem Brand von 1893 ähnelt zum Verwechseln dem Schönbacher Schloß (vgl. Alberti II, 111).

Immer haben die Zedtwitze nur Pächter auf das Schloß gesetzt, keine Gutsbauern. Deshalb erhielt es sich auch ungeschmälert, während die anderen Urhöfe durch Erbteilungen der Bauern zerrissen wurden. Einige Pächter:

1786: Joh. Christoph Beyer, Pächter und Schäfer (lt. Einwohner-Verzeichnis des Pfarrers Loeber);

im 19. Jh.: Wunderlich (nach Ernst Martin);

1906: Johannes Federer (lt. Ascher Adreßbuch);

1920: Schindler (nach Frida Geipel).

Frida Geipel berichtet: „Im Jahre 1925 oder 1926 erwarb das Schloß Michael Künzel (= Gowers) für seine Tochter Ida, verehel. Heinrich.“ Also waren die letzten Besitzer Ida und Ernst Heinrich. Als Verwalter, Heger und Förster für die Zedtwitzischen Wälder wohnte darin noch der Bedienstete Schindler. Der obere Trakt war damals vermietet an die drei Familien Braun, Köhler, Schreier.

Welch großen Wohnraum das Schloß bot, erweist die Zahl der letzten Schloßbewohner, laut Aufstellung von Emil Prell folgende: Heinrich Ernst; Heinrich Ida geb. Künzel; Heinrich Eduard, deren Sohn; Heinrich Elsa, Schwiegertochter aus Brambach; Heinrich Ernst (Spitzname: „Pate“), Enkel; Heinrich Hildegard, Enkelin.

Braun Emma, geb. 23. 9. 1880; Lappat Frieda geb. Braun, geb. 20. 4. 1904, Tochter; Lappat Max, Enkel, geb. 24. 11. 1929.

Künzel Emma geb. Koch, geb. 23. 4. 1875; Schmidt Ella geb. Köhler, geb. 26. 7. 1900; Schmid Dieter, geb. 1945.

Geiger Christoph; Geiger Berta geb. Kispert; Geiger Berta, verh. Henig (?), Tochter.

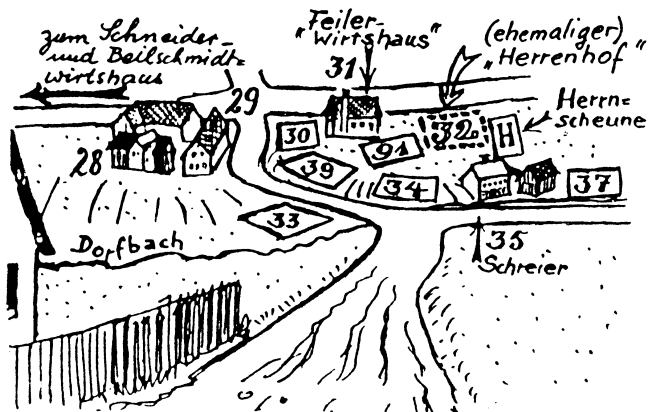


Aufnahme des (verfallenden) Wernersreuther „Schlosses“ kurz vor dem Abbruch 1982

Der „Herrenhof-Ortsteil“

Neben dem Feiler-Wirtshaus Nr. 31 gähnte zu unserer Zeit eine Baulücke mit brachliegender Haus-Nr. 32; dort war bis in die Jahre zwischen 1848 und 1870 (genauer ist es nicht einzugrenzen) das zweite Wernersreuther „Schloß“ gestanden, Herrenhof genannt. Lange bevor der einging (abgerissen oder eingäschert?) erwachsen ringsumher die Anwesen von Nr. 28 bis Nr. 37 aus Pächter- und Nebengebäuden: Ableger von einem sterbenden Wurzelstock.

Das war ein großer Gebäudekomplex gewesen, dem „Schloß“ ebenbürtig. Er erstreckte sich den ganzen Hang hinunter bis zum Bach bei Nr. 37; denn auch diese Hausnummer wird in Pfarrer Loebers Verzeichnis von 1786 als „Herrschaftliches Vorwerk v. Zedtwitz auf Asch gehörig“ vermerkt.



Lageplan mit den dazugehörigen Hausnummern der zerstörten Anwesen, von denen nur einige in ihrer Gestalt angedeutet werden können. (H = Herrnscheune)

Vom Frondienst zum Professorenamt

Der durch ein tragisches Bergunglück verstorbene Nachfolger des berühmten deutschböhmischen Germanisten und Namensforschers Ernst Schwarz an der Universität Erlangen, Professor Dr. Emil Ploß (1925—1972), entstammt dem Anwesen Nr. 28. Solche Begabung steckte in den einstigen Fronbauern!

Bis zur Bauernbefreiung 1848 gehörte ja alles Land den Grafen. Die überließen einen Teil leihweise gegen hohe Abgaben und Frondienste an Landleute. („Fron“ heißt „Herr“, wie auch hervorgeht aus „Fronleichnam“ = „Leib des — göttlichen — Herrn“. „Fro[n]“ war das männliche Gegenstück zu „Frau“).

Über das Elend der Herrendienste ist schon viel geschrieben worden (u. a. Alberti II, S. 74 ff.). Aus eigener Erinnerung erzählte die alte Haslauerin Marie Pöllmann (laut „Haslauer Brief“ Nr. 5):

„Damals mußten die Leute dem Schloßherrn Frondienste leisten. Die Knechte vom Schloß warfen den Leuten Strohbindel bei der Türe hinein und sie mußten Bänder zum Garbenbinden machen. Die Leute mußten auch andere Arbeiten machen. Als im Jahre 1848 unser Kaiser Franz Josef I. den Thron bestieg, wurde dann der Frondienst abgeschafft. Da hat alles gerufen: Freiheit.“

Die Frondienste waren abgestuft. „Fronbauern“ mußten wöchentlich vier Tage mit zwei Stück Einspann dienen. „Kleinhäusler“ brauchten nur jährlich zwei Tage fremdarbeiten und 1 Gulden zahlen; „Handfröner“ mußten alle Tage roboten. Alle hatten Naturalien abzuliefern.

Am besten waren die Erbbauern daran. Gegen teures Geld hatten sie sich (bei Geldbedarf der Grafen) soweit freigekauft, daß sie ihre Vollbauernstelle vererben und das Erbrecht sogar veräußern durften. Auf diese Freiheit bezieht sich der auch in Wernersreuth bekannte Text eines alten Rundtanzes:

*Trauta löiwa Lena,
s Haisl is verkaaft, verkaaft,
brauch ma nimmer fräana (= frönen),
ham ma freia Laaf(t).*

Diese Erbbauern, obzwar mit hohen Abgaben belastet, hatten auch nur jährlich zwei Tage zu frönen. Als ihnen die Zedtwitze viel mehr aufhalsten, wagten sie 1657 über den Egerer Vize-Stadtschreiber als Advokaten eine Beschwerde aus 20 Punkten an den Kaiser in Prag. „Es kam ihnen befremdlich vor, daß sie Geld entrichten sollten anstatt des Zehnt-Hafers, da sie Körner und nicht Geld schuldig waren“. Ferner hielten sie es für ungerecht, daß sie „zu dem neuen Schloßbau in Schönbach Steine, Kalk, Sand, Bauholz, Bretter, Schindeln, ja sogar Kachelöfen aus Hof holen mußten; und zum Krugsreuther Schloß Hopfenstangen, Planken für den Garten, Bruckholz zu den Ställen, Rinnen, Lehm und Wasen zu den Teichen, Zaunsäulen neben den Salzlecktrögen, Sand zum Tummelplatz für die gräflichen Reiterspiele zufahren

und neben anderem Handlungen auch die Dornen aus- und eingraben sollten, welche Arbeiten besser durch die Fronbauern und Handfröner hätten verrichtet werden können, wenn nicht die Herrschaft in der letzten Zeit 18 Fronhöfe zu Freibauern hätte verkaufen lassen.“ (Nach Alberti II, 110 f., leicht vereinfacht.)

Die „Schweden“-Höfe

Die Hofbesitzer von Nr. 28 („Unterer Schwed“) und Nr. 29 („Oberer Schwed“) haben sich als erste zu Erbbauern freigekauft. Im Jahre 1740 ist nämlich beurkundet „des Händels (alias Schwed) *Erbbauers Hauss*“ (Rogler S. 391). Schon 1647, noch im 30jährigen Krieg, gab es in Wernersreuth einen Fronbauern *Erhard Händel* (Alberti II, S. 80). Diesem oder seinen nächsten Nachkommen muß der Freikauf gelungen sein. Seither war der Name *Hendel*, *Händel*, *Händlein* fast bis zuletzt mit dem Doppelgehöft verbunden:

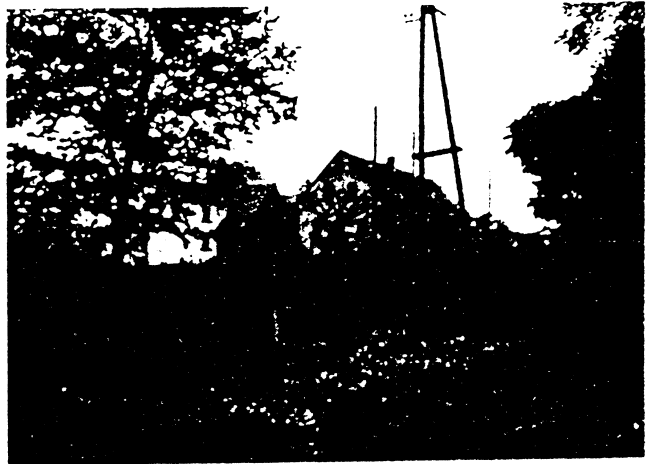
1740 (nach Max Beilschmidt, Die Fam., d. Ascher Bezirks 1740): *Händlein Johann*, *Hendel Jonas*, *Hendel Martin*.

1760 (nach Helmut Klaubert, Einwohnerverz. des Pfarrers W. Chr. Loeber): Haus-Nr. 28: *Hendel Johann*, danach: *Hendel Johann Erhardt*, Bauer. Haus-Nr. 29: *Hendel Jonas*, Bauer.

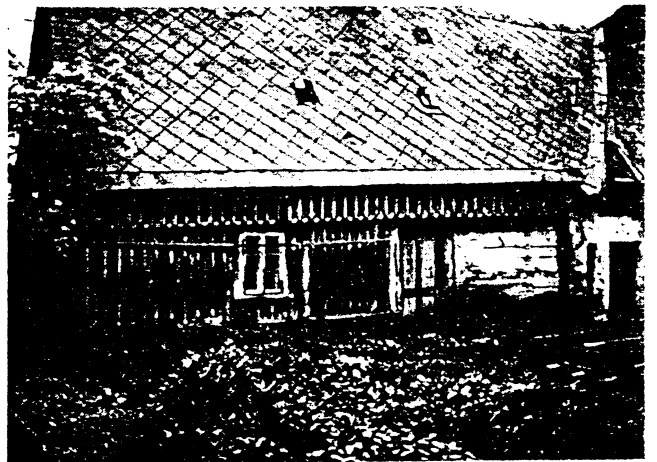
1876—1945: Haus-Nr. 28: *Hendel Ernst*, Landwirt, gestorben 1946 in der Vertreibung in Moosbach, verheiratet mit Berta geb. Wunderlich (aus dem Gäugl-Haus Nr. 54). Tochter *Ida* (1903—1957) heiratete *Ploss Erwin* (geb. 1901) aus der Oberen Hädlermühle. Sie betrieben auch einen gutgehenden Milchhandel. Dieser Ehe entsproß *Ploss Emil* (1925—1972), besagter Universitätsprofessor für Germanistik.

Mein Gewährsmann für die Besitzverhältnisse in jüngster Zeit, *Max Wunderlich* (geb. 1920, verh. mit *Elfriede* geb. Braun), heute in Wertheim/Reicholzheim lebend, entstammt dem „Oberer Schwed“ Nr. 29. Hier hat irgendwann nach 1760 der Name Wunderlich den Namen Hendel ersetzt; doch den Hausnamen

„Schwed“ behielt auch diese weitverzweigte Sippe, so daß wir z. B. in unserer Wernersreuther Heimatgruppe noch einen zweiten, sehr aktiven *Max Wunderlich* (Haus-Nr. 184) haben, der — zum Verwechseln! — ebenfalls „Schwed'n Max“ gerufen wird!



Der Schwed'n-Doppelhof, 1963 kurz vor dem Niederbruch aufgenommen, aus derselben Perspektive wie der „Lageplan“.



Der „Untere Schwed“ (Innenhof), kurz vor dem Abriß 1963. Man schaute von da aus über das Elstertal hinauf zu Bühl und Zinnberg.

Eine Vorstellung von diesen Verzweigungen der Wunderlich-Schwed'n gibt die Tatsache, daß drei Brüder unseres Gewährsmannes existieren: *Franz* (geb. 1912), *Julius* (geb. 1923), *Otto* (geb. 1936), zwei davon ebenfalls in Wertheim. Ihr Vater, *Johann Wunderlich* (geb. 1887), letzter Hofbesitzer in Wernersreuth, hatte acht Geschwister, die, zum

Wiedererkennen für die älteren Heimatleute, hier aufgeführt seien:

Haus-Nr. 29: Der Ehe des dort Anfang des Jahrhunderts wirtschaftenden *Wunderlich Simon* mit Ehefrau Ernestine geb. Wunderlich (Palasmühle) entsprossen außer dem Hoferben *Johann* folgende Kinder: *Michael* (vermißt in Rußland), *Ernestine* (verh. nach Plauen), *Wilhelm* (Kaufmann in Wernersreuth), *Adolf* (an Kriegsleiden 1919 verstorben), *Emma* (verh. mit Wognerschouster), *Ida* (verh. nach Niederreuth mit Ludwig Gschier), *Frieda* (verh. mit Steinl, Huscher, Totschengasse), *Liesette* (verh. nach Rommersreuth mit Biedermann).

Zu dem Schwed'n-Doppelhof gehörten etwa 14 ha Feld, Wald und Wiese, was für seinerzeitige Verhältnisse nicht wenig war. Der größte Streifen lag am „Berg“ zwischen Zinnberg und Pellars Wäldchen überm Beilschmidt-Wirtshaus; außer verstreuten Stücken auf der Hut (Wiese) und am Brand (Wald) erstreckten sich Äcker nahe am Rohrteich auf der ehemaligen „Herrenflur“ und, nahe der Elster, an das Gehöft anschließend, der sogenannte „Schweden-Acker“. Der, 1740 noch herrschaftlich, kam durch Kauf an „des Händels (alias Schwed) Erb-Bauers-Hauß“ (Rogler, S. 391).

Woher der Beiname „Schwed“?

Der jüngst in biblischem Alter verstorbene Altmeister Ascher Heimatkunde R. Rogler vermutete, der Beiname „Schwed“ stamme von einem sächsischen Reitersmann, in die Dienste des Schwedenkönigs Karl XII. gepreßt, 1707 auf unser böhmisches Gebiet geflüchtet. Daß er gar kein echter Schwede war, rettete ihm das Leben, als er in einen Hinterhalt Niederreuther Bauern trabte. Er wäre von diesen fast erschossen worden, hätte er nicht in deutscher Zunge das Lied gesungen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Hin geht die Zeit, her kommt der Tod“ (Rb. 23. Sept. 50, S. 4).

Aber diese Herleitung kann nicht stimmen. Denn der Name Hendel kommt schon 60 Jahre früher in Wernersreuth

vor, nämlich 1647 (vgl. vorstehend), und ist doch fest mit dem „Schweden“-Beinamen verbunden! Auch in Unterschönbach, auf dem Wiedenfeld, gab es den „Schäferei-Schwed“, der richtig „Hendel“ hieß (so selbst Rogler S. 391).

Also muß der erste Hendel doch ein echter Schwede gewesen sein, wie sie im 30jährigen Krieg (1618—1648) ab 1630 unter dem Schwedenkönig Gustav Adolf in Deutschland aufmarschierten. Dafür läßt sich ein sprachlicher Beweis führen.

Zwar wird meistens behauptet, „Hendel“ leite sich von „Johannes“ her — aber, wahrscheinlicher, hier doch von dem nützlichen Federvieh, eben dem Hendl. (Ist doch auch der Name Hahn, man denke an den Atomphysiker Hahn, verbreitet). Auf schwedisch entspricht nun dem „Hendl“ das Wort „Höna“. Und siehe da! Zwar nicht auf dem Papier, aber in mündlicher Tradition könnte sich diese schwedische Aussprache mit „ö“ erhalten haben. Denn im 20. Jahrhundert tauchen in den Ascher Namensverzeichnissen auf einmal wieder Schreibungen mit „ö“, nämlich „Hönl“, „Hönl“, „Hönnl“, „Hönnel“ auf. In Wernersreuth ist zuerst 1930 ein „Hännl Anton“, Haus-Nr. 46, verzeichnet; 1940 wohnten auf Haus-Nr. 18 „Hönnel Adam“ und „Hönnel Hermann“. Und unser geschätztes Mitglied der Heimatgruppe „Hönnl Ella“ stammt aus Nr. 88.

Meine These ist, daß „Hönl“ (schwedisch) und „Hendel“ (eingedeutscht) von dem einen, dem echt schwedischen Urahn der achtbaren und großen „Schwed'n“-Sippe herkommen. Leider sind mir die Ascher Kirchenbücher nicht zugänglich, deren Studium zur Erhärtung dieser These nötig wäre. Da die Familiennamen früher jeweils nach Gehör geschrieben wurden und daher erstaunliche Schwankungen aufweisen, scheint sie aber sehr wahrscheinlich.

Die „Schween-Luckn“

Manchem Wernersreuther, mancher Wernersreutherin, denen die obenstehen-

den Ausführungen zu trocken waren, wird das Wasser wieder im Mund zusammenlaufen, wenn ich jetzt von der „Schween-Luckn“ rede!

Wie oft ging ein Pärchen spät nachts vom Beilschmidt-, vom Schneider-Wirtshaus die Straße herauf, mehr oder weniger eng umschlungen. Nun kamen sie an den Scheunen des „Oberen Schween“ vorbei — und waren wie vom Erdboden verschluckt. Hier sei nur soviel gesagt: die zwei Scheunen, ganz nah aneinandergebaut, ließen doch eine 50 cm breite, mannshohe Lücke zwischen sich, eben die berühmte Schween-Luckn! Wenn die erzählen könnte!



Die Schwed'n-Höfe, kurz vor ihrem Niederbruch 1963, von der Hauptstraße aus aufgenommen. (Die „Luckn“ in der Scheunenmitte.) Fotos: Max Wunderlich



Die Hausnummern 30, 31, 39

Nur das FEILER-WIRTSHAUS (Nr. 31) inmitten ist stehengeblieben, tschechische Gendarmeriestation. (Foto im Rb. 11. 6. 66: „Unsere sterbenden Dörfer“).

Vorzeiten entstand hier zwangsläufig eine Bewirtungsstätte für Gäste und Gesinde des Gutshofs (Nr. 32), für Fuhrleute an der Kreuzung Asch-Oberreuth und Nassengrub-Niederreuth.

Im vorigen Jahrhundert wirtschaftete darauf der „Franzen-Wolf“ (richtig: „Müller“) mit Frau Karoline aus Neuberg, dann Sohn „Franzen-Jule“ mit

Berta aus Neuberg (vom Sticht-Wirtshaus, „beim Gschichtn“). Enkel Albert heiratete eine Hendel verw. Aechtner aus der Sorgermühle und betrieb eine Sandgrube dem Haus gegenüber, deren Böschung noch heute ragt. Er fiel im 1. Weltkrieg.

Danach bewirtete Gustav Feiler, Maurer und Landwirt von Nr. 150, wovon dem Gasthaus der Name blieb. Seine Söhne: Simon, Emil, Richard. Ende der dreißiger Jahre übernahm ein Fleischermeister Seidel aus Berlin die Wirtschaft und baute um. Schließlich zog im 2. Weltkrieg Julius Lederer mit einer Lohnwerkerei und dem Bürgermeisteramt ein. Die Kinder: Ida, verw. Engl, und Horst.

Neben dem Anwesen, auf dem Platz des ehemaligen Gutshofs („Schafgarten“), sind tschechische Neubauten entstanden.

Haus Nr. 39, „Franzen“

Ein Zweig der „Franzen“-Sippe lebte fort im Haus schräg darunter. Des oben genannten „Franzen-Wolfs“ Bruder, Johann Müller („Altfranz“), geboren um 1860, „Landwirt, Weber und Musikkapellmeister“, war hier von ca. 1900 bis 1918 Bürgermeister.

Mit Ehefrau Ernestine geb. Riedl (Unterdorf) hatte er die Kinder Emma, Liesette (verh. Ludwig ins Gasthaus Schirmleithen in der Ascher Bayernstr. 31) und Emil („Franzen-Emil“, verh. mit Luise geb. Zeiz aus Niederreuth. Nachkommen: Liesette verh. Aechtner und Hans, gefallen in Rußland).

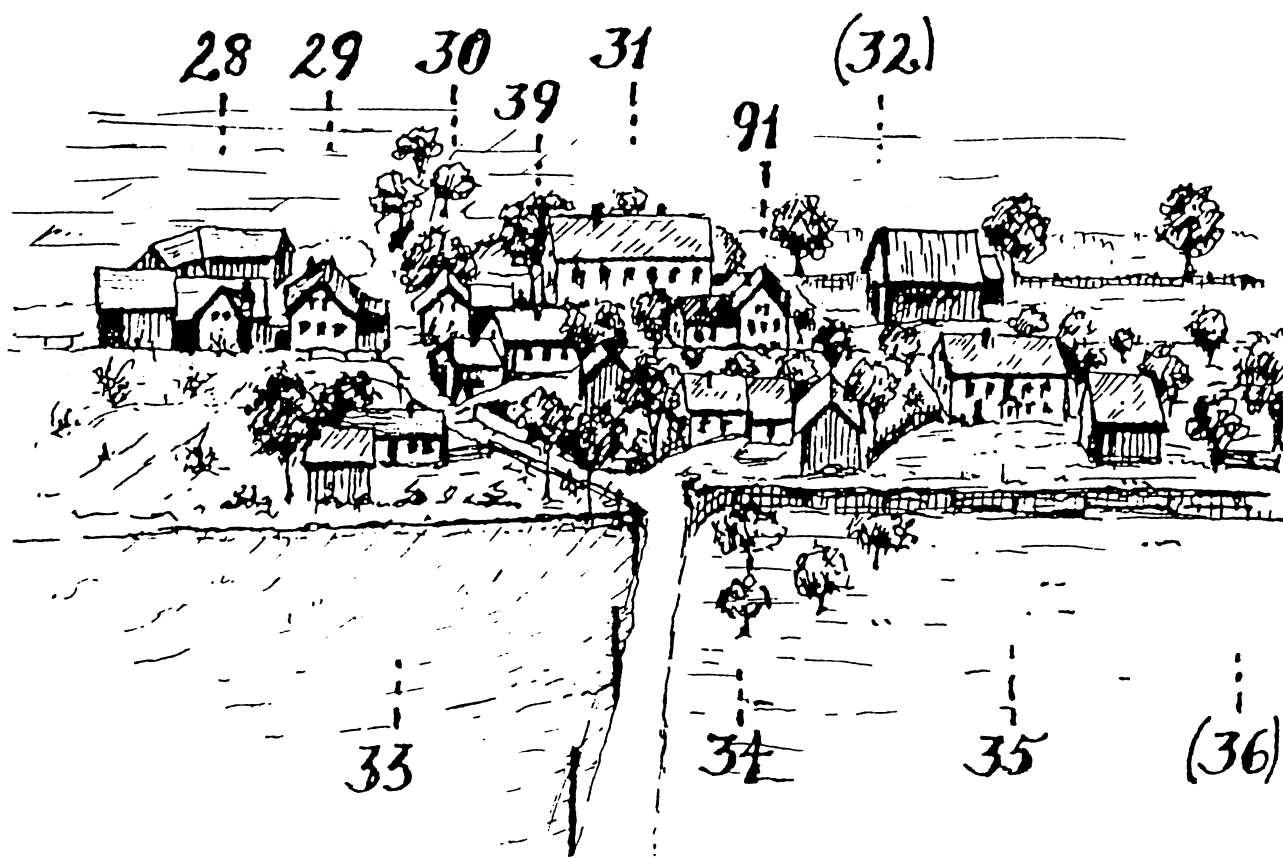
Des legendären Altbürgermeisters Erstgeborene Emma (1884 bis 1965) heiratete Ernst Merz (Nr. 48), „Landwirt, Zimmermann und Musiker“ (1885 bis 1973). Deren Tochter, Lydia Wilfert, und Enkel Heinz (Studienrat) stellten mir das Foto des Altbürgermeisters zur Verfügung.

Abschweifung: Wernersreuther Bürgermeister;

„Vürstaiher“, also Vorsteher genannt,

Um den einstigen Herrenhof herum
sind von Tschechen ausradierte Anwesen

durch Alfred Schreyers Zeichenstift auf-
erstanden:



gab es erst seit dem Gemeindegesetz vom 17. März 1849. Dessen 1. Artikel enthielt den Satz: „Grundfeste des freien Staates ist die Gemeinde“. (Bis dahin waren die Dörfer als „untertänige Verbände“ dem gräflichen Gerichtsherrn unterstanden).



Altbürgermeister Johann Müller und
Ehefrau Ernestine

Ungeklärt scheint der Status Werners-
reuths während der darauffolgenden

Jahre; E. Martin behauptet, bis 1860
wäre es Haslau angegliedert gewesen.
Bis 1873 gehörten Niederreuth, bis 1874
Oberreuth und Nassengrub zur Gemeinde
Wernersreuth. Am 28. 12. 1892 wurde,
laut Tittmanns Heimatkunde, folgender
Gemeindevorstand gewählt:

Vorsteher: *Wölfl Simon* (Schneider-
Wirtshaus Nr. 80); Gemeinderäte: *Beil-
schmidt Johann* (Beilschmidt-Wirtshaus
Nr. 25), *Wunderlich Johann* (Unterdorf
Nr. 70), *Hädler Johann* (Obere Hädler-
mühle Nr. 4).

Die reguläre Amtsperiode währte vier
Jahre. Beigeordnete mußten zugewählt
werden, damit die Gemeindevertretung
aus mindestens neun Personen bestand —
„demokratisch nach Wahlvorschlägen der
Parteien gewählt und der Bezirkshaupt-
mannschaft gemeldet. Zum verordneten
Termin wurde in der Volksschule ein
Wahllokal eröffnet, worin Vertrauens-
männer das korrekte Ergebnis ermittel-
ten. Zu wählen waren ein Bürgermeister,
vier Gemeinderäte und sechs Beigeord-
nete. Seit der Jahrhundertwende amtier-
ten folgende Vorsteher:

Johann Müller (Nr. 39) 1900—1918
 Lorenz Wagner (Nr. 15) 1918—1930 (?)
 Eduard Merz (Nr. 51)
 Gustav Beilschmidt (Nr. 25)
 Johann Künzel (Pfeiffer-Johann) (Nr. 53)
 Simon Feiler (Nr. 150)
 Julius Lederer (Nr. 31)
 Otto Flauger (vertretungsweise) (Nr. 16)
 ...—1945.

War ein Vorsteher gewählt, so kam die Gemeindeganzlei in sein Haus. Die Bewohner kamen zu jeder Tageszeit, Amtsstunden gab es nicht.“ (Ernst Martin)

Der zweitgenannte sozialdemokratische Bürgermeister, Lorenz Wagner vom Gasthaus „Elstertal“ Nr. 15 (später: Leopold) (vgl. Rb. Jänner 82, S. 4), „verhelf vor allem einfachen Leuten zu Baugrund“, erzählt Hilde Fuchs. Hatte doch am 8. Juni 1910 der Reichsratsabgeordnete Albin Dötsch aus Wernersreuth Nr. 24 in einer Rede vor dem Wiener Parlament geklagt: „Die Fabrikanten ... haben die ganzen Gründe um die Stadt zusammengekauft, alles gehört den Fabrikanten.“

Ein anderes Geschehnis berichtet Max Fuchs. Damals erhielt der jüdische Rechtsanwalt Dr. Paul Freundlich kein Niederlassungsrecht in Eger. Da verschaffte ihm Wagner in Wernersreuth Heimatrecht (dazu war er befugt). Nun konnte der Jude Freundlich in Eger eine große Anwaltskanzlei einrichten. Dafür verpflichtete er sich, Wernersreuther Anliegen zu vertreten. Die Ascher Stadtgemeinde hatte damals am Fuße des Salabergs Grund erworben und nach Trinkwasser gebohrt. Da fürchteten die Bewohner der Hut, der Totschengasse, ihnen würde das Wasser abgegraben. Dr. Freundlich erreichte, daß sich Asch verpflichtete, für diesen Fall eine Wasserleitung zu legen. (Doch erwischte die Bohrung ausgerechnet eine Säuerlings-Ader und wurde aufgelassen.)

Haus Nr. 30, „Kleischäibel“

Die Besitzer dieses Hauses waren fortgezogen. Zuletzt hatte sich eingemietet

Hermann Eberl; davor, in den 30er Jahren, Trafikant und Weber Ernst Köhler und Berta geb. Kropf (Kinder: Richard und Arno).

Eigentümer aber waren zwei Schwestern, nach auswärts verheiratet (Ludwig, Friedersreuth), aber aus Liebe zum Vaterhaus öfters in ein reserviertes Zimmer zurückkehrend. Sie waren geborene „Paul“; ihre Mutter Katharina Paul, „Landwirtin“, ist dort registriert.

Diese „Paul“ trugen den am Haus haftenden rätselhaften Spitznamen „Kleischäibel“ — das bedarf der Aufklärung.



Zwar ist nicht ganz verwischt jegliche Spur. Wohin der Leiterwagen einstmals fuhr in Dämmer-Scheun' die reifen Erntemahden: da wuchert Buschwerk nun auf Schuttquadraten.

Löschst du das alte Bild aus deinem Wissen?
 Doch machst das Auge zu — stehn wie Kulissen
 vorm innern Blick die Häuser auf in Reih'.
 Solang das Heimatbild dir nicht entrissen,
 kämpft Untergang mit solchen Hindernissen,
 als ob Zerstortes unzerstörbar sei.



Was heißt „Kleischäibel“?

Ein seltsames Wort! Ich habe es mir mehrfach vorsprechen lassen. Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb ein Ascher die Spitznamen der Stadtbevölkerung auf — anonym, weil er auch Bosheiten wie „Schlorpenschmied“, „Lügenschlösser“, „hinkender Zuckerbäcker“ sammelte (Rb. 31. 8. 63). Für „Simon Paul“ aus der Kl. Angergasse verzeichnete er den Spitznamen „Scheipel“. „Scheipel“ alias Paul — damit versuchte er offensichtlich dasselbe Wort zu verhochdeutschen, das auch die zweite Hälfte des Wernersreuther „Klei-Schäibel“ (ebenfalls „Paul“) darstellt.

Korrekt müßte „Schäibel“ aber nach

der Schrift „Schöbel“ lauten („äi“ kommt von hochdeutsch „ö“, wie in „bläid“, „bäis“). Den Namen „Schöbel“ gibt es tatsächlich schon 1382 in Böhmen. Es ist die Dehnform zum Mundartwort „Schöppel“ und bedeutet Strohbüschel, oder Haarschopf.

Also hatte der Urahn der „Paul“ von Nr. 30 einen Haarschopf gelb wie Kleie: einen „Klei-Schöppel“. (Nach der Haarfarbe und -form wurde ja mancher benannt, wie „Schwarzkopf“, „Rotbart“ [italienisch „Barbarossa“] oder Pauls Nachbar in Wernersreuth: „Spitzbart“). Heute noch finden Ascher einen Hellblonden bemerkenswert: „Der häut Håua wöi a Cremeschnitt“ (Gustav Grüner, Sitte und Brauchtum . . ., 19).

Genau genommen bedeutet „Klei“ hier nicht das gelbliche Viehfutter, sondern, in niederdeutscher Spielart: „Lehm“ (englisch: clay). Aber unser Lehm war auch gelb. Die lehmigen Fluren am Niederreuther „Kleihuaf“ Nr. 44, „Kleiberg“, „Kleifelder“ wurden mit diesem Wort getauft. Dieses ward von den (schon öfters erwähnten) Rheinfranken (um 800) an die Elster gebracht und hielt sich in deren Mund bis ca. 1200 n. Chr., als die nordbairischen Sprecher überhand nahmen.

Vermutlich war auch der Ascher Simon Paul, vulgo Scheipel, ein „Kleischäibel“; das „Klei-“ ließ man vielleicht nur deswegen als unzutreffend weg, weil man es als „klein“ mißverstand.

Ergebnis: In sehr früher Zeit wanderte der Urahn der „Paul“ ins Elstertal und bekam hier, wegen seiner blonden germanischen Mähne, den Beinamen „Lehm-schöppel“, d. h. „Blondschoopf“.

Noch ein Verwandter der Kleischäibel

Man vergleiche einmal folgende Adressen Wernersreuther Hausbesitzer aus dem Jahre 1786:

- Nr. 35: Johann Paulus Klier
- Nr. 65: Johann Paul
- Nr. 66: Johann Paul

In frühen Jahren waren die Familiennamen noch nicht so fixiert wie heutzutage. „Paul(us)“ ist ja eigentlich ein Vorname. Ließ man sich unter diesem Vornamen registrieren, wie die Hofbesitzer von 65 und 66, so wurde daraus der (bis 1946 mit den Gehöften verbundene) Familiennamen. Wenn nicht, so konnte das „Paulus“ bloß Spitzname bleiben, wie auf der „Paalas-Mühle“ oder auf dem Salaberg Nr. 8 (Wunderlich al. Paalas).

Auch die mit dem Beinamen „Kleischäibel“ versehenen „Paul“ wählten letzteres zum Familiennamen.

Doch eine Seitenlinie ließ sich unter einem Stück des Beinamens registrieren: „Klier“ ist ein von den Amtsschreibern mißverstandenes „Klei“.

Damit soll gesagt sein, daß der „Johann Paulus Klier“ auf Nr. 35 zu den Ahnen der Sippe „Kleischäibel“ auf Nr. 30 (in der Nachbarschaft) gehörte. Er wurde übrigens 1784 von den Zedtwitz als Gemeindevertreter mit nach Asch genommen, um eine Bittschrift an den Kaiser Josef II. zu unterschreiben. Dieser Thronfolger hatte im ersten Eifer die Schnapsidee ausgebrütet, künftig bei Begräbnissen die Särge zu sparen und dafür Säcke zu nehmen. Das kam dann nicht zur Ausführung — was wir also auch den Kleischäibel mit verdanken!



Anläßlich der Besprechung von „Herrenhof“, „Fron“ und „Freiheit“ soll einmal die Frage gestellt werden:

Waren die Zedtwitz-Grafen beliebt?

Das große Zedtwitz-Geschlecht hat Dichter, Staatsbeamte, Offiziere hervorgebracht, die in Wien, Potsdam, Toppau Karriere machten (vgl. Heimatbuch S. 48 f.). Doch oder deshalb war ihr Verhältnis zu den heimischen Untertanen „kein schlechtes: nämlich gar keines“. Jeder in seiner Welt, lebten sie aneinander vorbei. Keine Wohltätigkeit, keine menschliche Berührung: nichts, oder nichts Gutes ist mir von den Zedtwitzen in Wernersreuth bekannt geworden.

Hier hatten sie auch keinen Stammsitz, kamen nur zum Inspizieren. Seit dem Dreißigjährigen Krieg in ihren Einkünften sehr geschmälert, versuchten sie Geld zu schinden. Stärker als in Asch scheint deshalb auf den Dörfern, wenigstens in Wernersreuth, eine Abneigung gegen sie geherrscht zu haben.

Der verstorbene Ernst Martin erfuhr davon aus dem Mund seiner Großmutter Maria Hädler. Ihre Augen hatten noch geschaut, wie der Zinnberg wunderschön blau leuchtete von dem Flachs, der dort im vorigen Jahrhundert, vor der Aufforstung, blühte. Wieder einmal kam der Schönbacher Zedtwitz, um die Verarbeitung seiner Flachsernte in der Herrenscheune zu überwachen. Als er in Klatschhausen zwei Hausfrauen miteinander plaudern sah, schimpfte (oder scherzte) er:

Ja, weufm u latsdtn,
statts schweufm u klatschn!
Was soviel heißt wie:

Ja, schwätzen und reden,
statt schweifen und weben!

Am nächsten Tag stand mit Löschkalk an der Herrenscheune:

Für den Grafen schweifen,
darauf tun wir pfeifen.

Nachdem neulich im Rundbrief wieder einmal Eigenheiten des ascherländischen Menschenschlags (Gustav Grüner: „intelligent“) diskutiert wurden, darf man vielleicht hinzufügen, daß die besondere Wernersreuther „antiautoritäre“ Tradition („machen es, wie sie selber wollen“) auf diese Opposition gegen die gräflichen Lehensherren zurückgehen dürfte.

Noch einmal das Fron-Befreiungs-Lied

In Geldnot verkauften die Grafen ihren Fronbauern das Erbrecht, das diese weiterveräußern durften, wie besungen in dem Tanzlied:

Trauta, löiwa Lena,
s' Haisl is verkaaft, verkaaft,
brauch ma nimmer freana (frönen),
ham ma freia Laaf(t).

Auch aus Roßbacher, sogar aus vogtländischem Munde erklang es (Fr. Barthel,

Sächs. Heimatbl. 61, 552):

Traute, liebe Lene,
habn mr'sch Haisel verkaaft,
darfm mr nimme fröhne,
habn mr freie Laaft.

Der Text muß schon vor 1400 n. Chr. gemacht worden sein; denn er hat kleine Unstimmigkeiten, die sich verlieren, wenn man in mittelhochdeutsche Sprache zurückübersetzt:

Erstens war der weibliche Vorname „Lena“, Magdalena, bei Wernersreuthern ungebräuchlich, nur im Egerischen häufig (meine Mutter, aus Rommersreuth, heißt so). Zweitens reimt sich „Lena“ gar nicht richtig auf „freana“.

Ursprünglich stand da für „Lena“ ein anderes, ein mittelalterliches Wort: „Lēner“ hieß dazumal der Lehensherr, der das Land auslieh. (Daher der Familienname „Lehner“ sowie das Gegenstück „Lehmann“, wie aktenkundig 1740 in Asch: „Netsch, Lehenmann“, und sogar: „Braunin Anna Maria, Lehenfrau“).

Aus dem „Lehner“ wurde im Dialekt „Leaner“, nach dem Muster „dehnen“: „deana“.

Nicht seiner (ange-)trauten lieben Lena, sondern dem gräflichen Lehner sagte also der Fronbauer ins Gesicht, daß er den Krempel hingeworfen hatte. So reimt es sich richtig und gibt Sinn:

„Trauter, löiwer Leaner ...“

Eine Spitze bekommt diese Aufkündigung durch die überkorrekte höfische Anrede. „Trut-herre“ (= „trauter Herr“), soviel wie: „Sehr geehrter lieber Herr“, das entsprach bis 1400 dem „artigen“ Ton. Da ist ein Stachel daran! (Ein „artiges“ oder „artliches“ Wesen, mundartlich „ärle“, galt ja bei uns bald als albern, verschoben, lächerlich).

Wenn ratsam, wurde vielleicht damals schon zur Verbrämung der Frauennamen eingewechselt. Die Vogtländer elsterabwärts verstanden es dann nur in dieser entstellten Form.

Im Wiener Reichsrat

Die Wernersreuther Abneigung gegen Gräfliches mußte sich erst recht bei neu-

zeitlichen politischen Auseinandersetzungen entladen. Im Jahre 1907 wurden in den Wiener Reichsrat aus Asch der Deutschradikale „Wolfianer“ Eduard Edler von Stransky, aus Wernersreuth (Nr. 24) der Weber und Milchhändler Albin Dötsch (gebürtiger Schönbacher) gewählt. In flammenden Reden schilderte Dötsch die bedrängte Lage der Weber, während Stransky die Fabrikanten verteidigte. Im Wortwechsel am 24. Juni 1910 entfuhr diesem der Zwischenruf an Dötsch: „Sie sind mir viel zu unbedeutend!“

Darauf gab Dötsch zurück: „Zum Schlusse muß ich noch bemerken, daß der Herr v. Stransky vorhin einen Zwischenruf gemacht hat . . . In seinen Augen mag wohl wohl zwischen ihm und mir ein Unterschied sein. Aber hier im Hause besteht ein Unterschied nicht. Wenn einer besteht, so ist es nur der, daß er das ‚Edler von‘ vor seinem Namen hat, das ich nicht habe. Und dieses ‚Edler von‘ hat er nicht selber erworben, sondern er hat es von seinen Vorfahren, deren Taufscheine er schon im Hause mithatte, erhalten. Der Name ist aber auch alles, was edel an dem Manne ist, denn bei seinem Benehmen, Auftreten und Handeln ist sehr wenig Edles zu bemerken.“ (Stenograph. Protokolle, S. 3783)

Eine kleine Stadt-Land-Differenz

Der Weber gegen den Aristokraten — zeigt sich nicht auch eine unterschiedliche Einstellung von Land und Stadt?

Jedem ist eben das Hemd näher als der Rock. Das tonangebende Ascher Bürgertum konnte stolz sein auf seine Stadt, in der die zedtwitzische Gerichtsobrigkeit, in ihren Fußstapfen der industrielle Geldadel das Zepter schwang. Man identifizierte sich hier stärker mit der Herrschaft, an der man selber ein wenig teilnahm:

Af Gräi und Neibrich gäiht ma oiche,
 Ins Echaland, dâu mou ma eiche,
 Zan Haimberch, dâu gäihst affewârts,
 Ins Deitsch Reich owa assewârts.
 Af Roßbe koa ma hinte gäih,
 Owa näiarung hie koast vire gäih:
 Vorn wölln de Ascher selwa stäih.
 („Ascher Geographie“ nach G. Grüner,
 Sitte und Brauchtum S. 31)

Die bürgerlich-gräfliche Sympathie wurzelt in dem Jahrzehnt 1765—1775, als die Kaiserin Maria Theresia die Zedtwitze an die Kandare nahm und ihrer verbrieften oder vermeintlichen Reichsunmittelbarkeit ein Ende machte. Da sahen Ascher auch ihre evangelische Sonderstellung im katholischen Habsburgerreich bedroht und solidarisierten sich mit den Zedtwitz-Grafen in anti-habsburgischem, anti-böhmischem Denken. „Ein bisserl schadenfroh werden zuerst die Ascher Bürger . . . die Presionen der Habsburger gegen ihre Freiherren von Zedtwitz verfolgt haben. Doch dann scheint es ihnen über die Hutschnur gegangen zu sein“ (G. Grüner, Rb. Okt. 67, 150 ff). Sie wurden ja auch herausgefordert! Am 6. 1. 1765 zog der katholische Niklasberger Hauskaplan P. Winkler in vollem Ornat mit Gehilfen bei lautem Gesang durch das evangelische Asch! Von nun an wandten führende Ascher Wien und Prag den Rücken, bauten den Bismarckturm und schauten davon sehnsuchtsvoll ins Reich. Die Grafen und später die Industriellen waren dafür Vorbilder und Vorreiter.

Anders in Wernersreuth. Weder wohnte man hier im Schatten eines schönen evangelischen Kirchenbaus, noch konnte man sich im Abglanz von Grafen sonnen. Die angrenzenden Dörfer Nieder- und Oberreuth waren nie zedtwitzisch gewesen. Man spürte nur die Abgaben, Fron, Unfreiheit. Dagegen halfen nur Beschwerden an die kaiserliche Macht in Prag und Wien. Diese Hilferufe kamen ursprünglich nicht nur aus allen Dörfern des Bezirks, sondern auch von den Ascher Ackerbürgern. In einer Informationsschrift böhmischer Juristen wurde noch 1767 schadenfroh festgestellt, daß die Freiherren von Zedtwitz die Unabhängigkeit von Böhmen wünschten, während alle ihre Untertanen unablässig gegen sie um Hilfe riefen gerade bei böhmischen Gerichten. (G. Grüner, Rb. Okt. 67, S. 150):

1761 klagten Bauern aus dem Roßbacher Umland, daß nach allen Kriegsgreueln „uns armen, dem Untergang nahen Untertanen“ vom Herrn Carl Philipp Zedtwitz auf Sorg die Ochsen

aus dem Pflug gespannt und gepfändet wurden. Darauf erging am 7. Juli aus Prag der Bescheid, der Graf möge das gepfändete Vieh, das er schon an die Fleischhauer gegeben hatte, sogleich zurückbringen, widrigenfalls 100 Dukaten Strafe zahlen (Rb. Mai 81, S. 56).

1737 umzingelten 200 Ascher Untertanen, mit Prügeln versehen, einen Grafen samt herrschaftlichen Gerichtsverwaltern, so daß er sich mit dem Degen herausheuten mußte. Er hatte des Kaisers Kriegssteuer für die eigene Tasche um 1000 Gulden erhöht (G. Grüner, Rb. Okt. 67, S. 150).

1667, den 4. Mai, befahl die kaiserliche Kanzlei zu Laxenburg bei Wien den „Zedtwitz auf Ascha, Neuberg und Kriegsreuth“, daß sie ihre Untertanen nicht weiter über Gebühr beschweren dürften (Rb. Mai 81). Wozu brauchten die Grafen wieder einmal Geld? Als am 27. August 1666 Wolf Ernst von Zedtwitz auf Schönbach geboren wurde, eilten zum glänzenden Tauffest 14 Paten herbei! Herangewachsen, durfte sich der Junker von den Strapazen des Türkenfeldzugs zwei Jahre lang in Venedig erholen, wo er beim Karneval „die merkwürdigsten Sachen“ erlebte (B. Tins, Eigenwillige Historie, S. 48, mit ausgewogener Gesamtdarstellung).

1525, im Jahr der Bauernkriege, hieß der Schlachtruf: „Als Adam grub und Eva spann / wo war denn da der Edelmann?“ Auch in Asch versammelten sich die Ackerbauern und Dorfbauernschaften, aus Eger angestachelt. Darauf klagten am 26. Mai des Jahres Jorg, Heinz, Hans und Sebastian von Zedtwitz auf Neuberg, daß diese Nachbarschaft sich unterstünde, ihre Untertanen aufzuhetzen, wogegen sie einschreiten würden!

(Die Bauern wurden dann in blutigen Schlachten, z. B. bei Frankenhausen in Thüringen, zusammengeschlagen; Richard Klier, Festschrift Rb. 1954).

So blieben viele alte Wernersreuther habsburgisch gesinnt, wie es Karl Gößler, ein Ascher mit Wernersreuther Eltern (Lumberhau) bedichtet:

A mancher Veteraaner war
schadamals a gräuß's Vöich,
mit Schnöiern u mit Ordn droa
van „Sechsasechzger Kröich“.
Na Kaiser und der Heumat trei
warn alla — arm und reich —
sua war döi gouta alta Zeit
inn altn Österreich!

Die Opposition der Wernersreuther gegen die Grafen erweiterte sich dann auch gegen alle Ascher Obrigkeit; sprichwörtlich „machten sie es, wie sie selber wollten“ (wo es ging). Eins gibt das andere, also nahmen's die Städter übel. Darüber spekuliert Robert Schreyer im Rb. 20. 2. 1950: „Die Zentral-Ascher, so sagte mir schon mein Großvater, der alt' Wölfl, waren uns schon immer etwas neidisch. Sie hatten keinen Grund, aber das war es eben gerade. Einmal ärgerten sie sich, weil die Äsch in die Elster mündet ... (!). Am ärgerlichsten aber war ihnen, daß es die Wernersreuther machten, wie sie selber wollten.“ Diese launigen Unterstellungen finden immerhin eine Stütze in der Beobachtung, daß der berühmte Heimatforscher, Pastorensohn Karl Alberti (1856—1953), die große evangelische Dorfgemeinde Wernersreuth mit Geringschätzung strafte: Im 3. Band seiner „Beiträge“ spricht er Neuberg 61 mal an, Roßbach 59 mal, Niederreuth 32 mal, Schönbach 31 mal und so weiter bis Oberreuth 11 mal; Wernersreuth aber nur 9 mal.



Der Zinn-Bergbau im Ascher Land

Daß im Ascher Land einstmalis Zinn geschürft wurde, ist bekannt. Umso verwunderlicher, daß davon nichts übrig geblieben zu sein scheint — nicht einmal genaue Nachrichten.

Konnten unsere Voreltern etwa große Zinnteller auf ihr „Kannlhulz“ stellen? Ihr Bier aus mächtigen Zinnkrügen schlürfen? Oder wenigstens Zinnbarrn stapeln? Nichts von alledem. Man wagt gar nicht zu fragen, ob vielleicht der eine oder andere ein reicher „Zinnbaron“ geworden ist von diesem „Bodenschatz“. Der Wernersreuther Oberlehrer Rudolf Pellar, der an Ort und Stelle nach Zinnerzbrocken oder anderen Überbleibseln fahndete, wurde nicht fündig, so daß er resignierte: „Jedenfalls kann behauptet werden, daß von dem Bergsegen des Elstergebirges kein Grundherr reich geworden ist“ (RB 1960, S. 119: „Rätsel um den Zinnbergbau“).

Einige Flurnamen führen uns immerhin an die Abbaugelände. Es sind deren drei:

In *Friedersreuth* „wurde in ältester Zeit intensiv die Zinnwäscherei betrieben und die obere Mühle trug früher die Bezeichnung ‚Pochmühle‘, vom Zerstampfen der am ‚Zinnberg‘ gewonenen Gesteinsbrocken“ (B. Tins, Ascher Ländchen, S. 464).

Von dort aus fließen der „Zinnbach“ und der „Ziegenbach“ in Richtung Gottmannsgrün, wo sie sich zur Regnitz vereinigen. (Da man mundartlich für Zinn „Zie“ sagte, wobei früher nach Egerischer Art das verlorene „n“ durch die Nase „nasaliert“ wurde, konnte man später „Ziebooch“ als „Ziegenbach“ mißverstehen).

In *Neuenbrand* ist ein „Ziegenberg“ vorhanden, der schon wegen seines anderen Namens „Grubenberg“ als „Zinnberg“ kenntlich ist. Auch ein „Zinnbachl“, ein „Zinnweg“ und schließlich eine „Powies“, deren Name aus „Poch(-werk-)wiese verunstaltet ist, zeugen vom Bergbau. (Rogler, Flurnamen S. 219 f.).

In *Wernersreuth* war das bedeutendste Vorkommen. Allseits bekannt war der „Zinnberg“ (mundartlich: „Zieberch“) mit dem Ortsteil „Sand“ zu seinen Füßen, der auf dem Schwemmsand von der Zinnwäscherei erbaut war.

Überlieferung und Urkunden

Das mächtigste Anwesen am „Sand“ war das weithin bekannte „Beilschmidt-Wirtshaus“ Nr. 25. Es war in den Hang des Zinnbergs hineingebaut; und die „Pfaffen-Rettl“, die vor den Beilschmidt auf dem Wirtshaus saß, sagte immer, ihr Bierkeller sei ein alter Zinnbergstollen.

Als einmal ein ortsfremder Gast etwas großspurig einen „Kupferberg-Gold“ bestellte, brachte ihm der Beilschmidt-Wirt einen ortsüblichen Schnaps mit der trockenen Bemerkung: „Bei mir gibt es nur „Zinnberg-Silber“.“

Eine Urkunde, die vom Ende des Zinnbergbaus 1606 berichtet, bezieht sich auf das Pochwerk, aus dem später die Knöckelmühle am „Sand“ (Nr. 27) wurde. Adam Zedtwitz bekundete am 20. 2. 1606:

„Als vor Jahren das Zinnbergwerk zu Niederreuth und Wernersreuth etlichermaßen in Gang war, habe ich ein neues Pochwerk bauen lassen zu Wernersreuth, wo vorher das alte Pochwerk gestanden, neben der Wiesen, zu meinem großen Gut und Fronhof gehörig, welchen Erhard Wettengel innehat.

Hernach aber, als das Bergwerk liegen blieb, habe ich auch dieses Pochwerk eingehen lassen und den Wettengel auf seine Kosten eine Mahlmühle darauf bauen lassen.

Sollte ich aber über kurz oder lang diese Mühle wiederum zum Bergbau brauchen, muß mir Wettengel diese Mahlmühle gegen Erstattung seiner Kosten wieder abtreten.“ (Nach Alberti, I, 175, leicht vereinfacht).

(Die Erwähnung von Niederreuth kommt daher, daß sich der Zinnberg oben auf Niederreuther Flur hinüberstreckt).

Damit ist also das „Pochwerk“ zum Zerkleinern der Erzbrocken erkannt: es war die Knöckelmühle (mundartlich: „Glöcklm“ am „Sand“.

Eine andere Urkunde zeigt, daß auch ein Schmelzofen bestand. Im Jahre 1321 hatte sich die Stadt Eger von Ludwig dem Bayern das Vorrecht einräumen lassen, daß sei alles Zinn, das durch die Stadt transportiert würde, selber schmelzen und mit ihrem Stempel versehen dürfte. Plötzlich aber hielt sich der Ascher Zedtwitz nicht an diese Vorschrift, und die Egerer beklagten sich im Jahre 1425:

„Er hat ein Zinnwerk auf seinen Gütern, die zu Asch gehören, und die allzeit ihr Zinn zu Eger ‚gesmelzt‘ haben wie alles Zinn, das im Egerland vorkommt ... Nun hat er eine eigene Schmelze und ein eigenes Stempelzeichen gemacht ... und beabsichtigt, dies Recht der Stadt zu entfremden ...“ (Nach R. Klier, *Ascher Kirchenkreisblatt Mai 1933*)

Der Heimatforscher R. Klier bemerkte richtig, daß dieses einzige Zinnbergwerk der Zedtwitze zur damaligen Zeit (1425) nur das Wernersreuther gewesen sein kann. Dafür führt er eine zweite Urkunde ins Feld.

Im Jahre 1395 wird der Ort Wernersreuth urkundlich überhaupt zum erstenmal erwähnt, und zwar im sogenannten Egerer Klauensteuerbuch und Landsteuerbuch. Die Sensation ist nun, daß, einzig im ganzen Ascher Bezirk, fünf Steuerzahler mit ihren Namen aufgeführt werden, weil sie etwas Besonderes, nämlich Zinnbergleute waren. Sie heißen: Peter Czinner, Czwickel, Matel Smid, die Mülnerin, Nickel Czwickel.

Dieses sind deshalb gleichzeitig die ältesten bekannten Familiennamen des Ascher Bezirkes. Damals waren ja gerade die Familiennamen erst im Entstehen, und zwar häufig aus Berufsnamen. Man muß also lesen: „Peter der Zinner“, „Matel der Schmied“, „... die Mülnerin“, „Nickel der Keilmacher“ (von Zwickel = Keil).

Es gibt keinen Zweifel: diese Berufsbezeichnungen hängen sämtlich eng mit dem Bergbau zusammen. „Zinner“ bedeutet „Zinnschmelzer“, „Mülnerin“ bedeutet „Pochwerkinhaberin“ (Getreidemühlen wurden mit „Mahlmühle“ verdeutlicht). „Schmied“ bedarf keiner Erklärung, und der (verschwundene) Name „Zwickel“ taucht in der Übersetzung „Keil“ wieder unter unseren Familiennamen auf. Sein Namensvetter verfertigte die höchst notwendigen Keile. Als das Wort „Zwickel“ außer Gebrauch kam, „übersetzte“ er seinen Namen im 16. Jh. zu „Keil“ (wie damals andere ihre Namen ins Lateinische übertrugen, z. B. Lichtenberger zu Claromontanus usw.).

Wie sich aus Ascherlandischen, insbesondere typisch Wernersreutherischen Familiennamen die ganze Zinnbergindustrie erschließen läßt — darüber das nächste Mal.

Die Zinn-Bergleute von Wernersreuth

Wer im Ascher Bezirk *Keil, Geipel, Wettengel, Schaller, Messing, Grieshammer, Rogler, Gofler* heißt, dessen Ahn war Zinnindustrie-Pionier anno 1395.

Noch 1786 erscheinen diese Namen gehäuft um den Wernersreuther Zinnberg (z. B. Geipel in Oberreuth), abgeschwächt auch an den beiden anderen Abbaustellen um Friedersreuth und Neuenbrand.

Versetzen wir uns unter die arbeitenden Bergleute zurück — und wir lernen ihre Namen verstehen. Denn gerade um 1395 herum kamen die Familiennamen auf — häufig aus Berufsnamen.

KEIL

Das Erz vom Wernersreuther Zinnberg wurde hauptsächlich im Tagebau abgesprengt. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Steilstufen zu erkennen, ehe sie bei der Aufforstung eingeebnet wurden.

Dort oben am Berg wurden Keilhauen geschwungen, sausten Schlegel auf Eisen- und Holzkeile nieder und brachen Felstrümmer aus dem Grund. Ständig

mußten Keile hergerichtet werden. Dies oblag dem Manne, den eine schon zitierte Urkunde von 1395 „Nickel Czwikel“ schreibt. „Zwikel“ war das mittelhochdeutsche Vorläuferwort für „Keil“; mit dem Übergang zum neueren Begriff änderte auch der Namensträger seinen Namen mit.

Das wird durch einen Jux bestätigt. Bekanntlich schicken Handwerker ihre Lehrbuben gerne in den April, aus Schadenfreude und um sie durch Schaden klug zu machen. Aus der Zinnzeit ist davon in Wernersreuth folgender Unsinnsspruch übriggeblieben:

„Laaf gschwind am Biarl affe, don is a Kaalhau-Niast, u da Vatter is a Zwickl“.

(Lauf geschwind auf den Bühl hinauf, dort ist ein Keilhauen-Nest, und der Vater ist ein Zwickel).

Der gewollte Nonsens verrät unwillkürlich, daß „Zwickel“ der Vorläufer (gleichsam der Vater) des jüngeren Wortes „Keil“ ist.

Im — von Helmut Klaubert erschlossenen — Namensverzeichnis 1786 ist nur noch ein Tagelöhner Johann Wolff Keil aus Neuberg Nr. 64 verzeichnet. Aber ich glaube Anzeichen dafür zu besitzen, daß sich in vergangenen Jahrhunderten manche Namensträger zeitweilig hinter Spitznamen versteckten und es fertig brachten, sich genauer Registrierung zu entwinden. Jedenfalls tauchen wieder mehr „Keil“-Familien in unserem Jahrhundert auf, u. a. in der Wernersreuther Totschengasse (Rudolf, geb. Keil Nr. 115) und als Spitzname für Wunderlich, „Kaaldurl“ (= Dorothea Keil) auf Nr. 151.

GEIPEL

Die großen Erzbrocken mußten zu einer Sammelstelle zusammengeschleppt werden. Dazu brauchte man versetzbare Seilwinden.

Als mobile Antriebsmaschine der Winden diente der „Göpel“ (auch Gepel oder Geipel ausgesprochen). Das Bergmännische

Wörterbuch von 1778 erklärt: „Göpel, Gaipel, Geipel ist ein großes Gerüste (= Maschine), damit große Lasten aus den tiefen Schachten gezogen werden“.

Ein solcher Göpel trieb noch um 1920 auf meinem mütterlichen Schottenhof in Rommersreuth die Halmschneide- und Dreschmaschine. Zugtiere gehen im Kreis und ziehen eine Stange wie einen Uhrzeiger herum, eine senkrechte Achse drehend, von wo die Drehung durch ein Übersetzungsgetriebe auf eine Welle umgesetzt wird.

Wort und Sache ist seit dem 16. Jahrhundert aus dem erzgebirgischen Bergbau bezeugt. „So ist der Gepel auch ein schöne Kunst, da man mit Rossen Berg und Wasser austreibt, und in einer Schicht mehr herauf fördern kann, als an zweintzig Haspeln“ heißt es dort 1571.

Die verschiedene Aussprache (Göpel, Gepel, Geipel) wird auch dadurch verursacht, daß es sich ursprünglich nicht um ein deutsches, sondern ein Wort der damals um 1395 bei uns noch lebendigen Sorbensprache handelt. Sorbisch *giblo = „Triebwerk“ wird erschließbar aus dem Tätigkeitswort „gibac“ = „bewegen“, und den gleichstämmigen, nicht identischen tschechischen Wörtern „hýblo“ = „Antriebsmaschine“, „hýba lo“ = „Getriebe. (tschech. „h“ war früher „g“).



Noch einmal Geipel

Im selben Rundbrief fragt ein Leser „Wie slawisch sind die Ascher Geipel?“. Er möchte den Namen statt vom sorbischen Gerätewort „Göpel“ lieber vom altdeutschen Vornamen „Giselbrecht“ abgeleitet wissen.

Familiennamen aus dem Zinn-Bergbau

Als im Ascher Land — hauptsächlich am Wernersreuther Zinnberg — die Zinnengewinnung florierte, entstanden aus den einschlägigen Berufen Familiennamen. „Wer Keil, Geipel, Gießhammer, Wettengel, Schaller, Messing, Rogler, Gößler heißt“, so wurde schon gesagt,

„dessen Ahn war Zinnindustrie-Pionier anno 1395“.

Die mit *Keilen abgesprengten* und mit *Göpel*n zusammengesleppten Felsstücke mußten fürs Schmelzen zerkleinert werden.

GRIESSHAMMER

Die Zerkleinerung zu feinem „Grus“ oder „Grieß“ (d. i. Schotter; erst später kam das Wort „Grießmehl“, grob gemahlenes Mehl, auf) erfolgte bereits maschinell in „Hammermühlen“. „Ein (gewaltiger) Hammer wurde durch eine einfache Vorrichtung an der Welle des Wasserrades gehoben und wieder fallengelassen ... Allenthalben hörte man bis um 1700 an Eger, Saale und Elster das Stampfen der Pochwerke, die das Erz für die Hochöfen zerkleinerten, und das Dröhnen der wuchtigen Hämmer“ (Alberti I, S. 280).

Für die Hammermühlen wurde einfach auch „Hammer“ gesagt, wie z. B. beim „Kaiserhammer“ unter Gottmannsgrün am Dreiländereck, von dem schon 1396 geschrieben steht: „Der Obere Hammer ist das konigs von Beheim lehen, leyt hinter Veiten von Zedtwitz“ (Rogler S. 84).

Diese „Hämmer“ waren häufig Schmieden; doch wo es sich um Zinn handelte, das ja nicht in großen Massen geschmiedet wird, zerkleinerten sie das Erz zu „Grieß“. Rogler fand vor der Papiermühle Wunderlich in Grün noch die Schlacken vom einstigen Hochofen des Hammerwerks.

Der Familienname GRIESSHAMMER bedeutet also *Erzmühle* bzw. deren Betreiber.

Naturgemäß ist der Name nicht allzu häufig; 1786 ist überhaupt nur ein Ascher Fleischhauer und Wirt namens GRIES aktenkundig. Doch viele Namen lebten als Spitznamen fort, und so taucht alsbald in Elfhausen, dem Einzugsgebiet des Friedersreuther Zinnbergbaus, ein GRIESSHAMMER auf, von dem sich der Wernersreuther Namensträger herleitet.

WETTENGEL

Dagegen ist WETTENGEL schon in den ältesten Registern verzeichnet, zuerst in Asch (1629) und bei den Zinnhochburgen Friedersreuth (1640) sowie Niederreuth und Wernersreuth (1636).

Was hat man nicht an dem Namen schon herumgerätselt! Daß der erste Wettengel kein „wettender Engel“ war, soviel ist klar. Wie hilflos man aber im dunkeln tappte, mag die gutgemeinte Bemühung im Ascher Rundbrief Jänner 1967 veranschaulichen, wo Leopold Müller schrieb:

„Wettengel: Herkunftsname zum Teil aus einem mit Watten, Wetten oder mit Widen, Wieden zusammengesetzten Ortsnamen bzw. Örtlichkeitsnamen, zum anderen mit der Silbe gel aus gall = hall, wie St. Gallen, Hall u. a.“

Das ergibt keinen Sinn. Eine frühe Schreibung aus Wernersreuth von 1636: „Wehdengel“ weist den Weg zum richtigen Verständnis.

„Dengel“ heißt nämlich wiederum „Hammer“. Der Ausdruck ist vom Sendengeln geläufig.

„Weet“ aber ist ein altfränkisches Wort für „Teich“ gewesen. Man vergleiche dazu das „Watt“ an der (niederfränkischen, d. h. niederländischen) Nordseeküste und das Tätigkeitswort „waten“.

„Weet-dengel“ heißt also wörtlich „Teichhammer“ und meint eine Hammermühle bei einem Wasserspeicherteich.

Die Heimatbäche lieferten ja kaum genug Wasser für die schweren Hämmer, so daß bei fast allen Müh'len Mühlteiche für stärkeren Wasserstrom sorgten. Unterhalb Haslaus und Neubergs liegen namentliche „Teichmühlen“ (Rogler S. 125 f), ebenso am Roßbacher Bahnleich schon 1611 die „teichmüll“ (Rogler S. 301 f.).

Daß man aber für das uns geläufige „Teich-Hammer“ auf altfränkisch „Weet-Dengel“ sagte, beruht auf der urdeutschen Vorbesiedelung durch die karolingischen Franken, worüber an anderer Stelle berichtet ist.

Tatsächlich war auf dem Wernersreuther Hammerwerk am Sand (heute Knöckelmühle“ Nr. 27) im Jahre 1606 der Betreiber ein Wettengel.

In diesem Jahre stellte nämlich Adam von Zedtwitz seinem Pächter Erhard Wettengel einen Lehensbrief aus, nach welchem dieser sein Zinnpochwerk zu einer Mahlmühle umbauen durfte.

Dieser Wettengel bewirtschaftete auch das herrschaftliche Gut oberhalb im Dorf, wovon die „Schwedenhöfe“ Nr. 28/29 ein Rest sind; und dort „lagerten noch 1930 etwa 8 oder 9 Stahlhämmer aus der Zeit des Bergwerks“ (Rogler S. 371 f.).

Nicht genug damit! Noch 1786 war am Sand, neben der Teichmühle also, auf Nr. 19 ein Johann Wolfgang Wettengel wohnhaft; denn „die Wohnung des Hammermeisters befand sich immer in einem Gebäude neben dem Hammerwerk“ (Alberti I, S. 280). Der Name WETTENGEL bezeichnete also den Betreiber eines TEICH-HAMMERWERKS.

Bekanntlich wurde ein Christoph Wettengel aus Niederreuth reichster Ratsherr der Prager Altstadt, Vertreter des Bürgerstandes und Abgesandter der böhmischen Stände, welche 1583 mit dem Deutschen Reichstag über die Türkenhilfe verhandeln sollte. Sein Bruder Eustachius Wettengel, im Waren- und Geldhandel zu großem Vermögen gekommen, zählte Fürsten zu seinen Schuldnern (nach Weinmann, Egerländer biograf. Lex.). Ähnlich wie beim Namen Geipel erkennen wir, daß sich einige dieser Zinnindustrie-Pioniere als Vorläufer der späteren Industrie-Barone erweisen.

SCHALLER

Auch dieser Name bezeichnet den Betreiber eines Hammerwerks. Das „Stampfen der Pochwerke“, das „Dröhnen der Hämmer“, wovon Alberti spricht, also der mit dem Betrieb verbundene Schall, führte zu dem sprechenden Beinamen „Schaller“. Heute würden wir vielleicht „Krachmacher“ sagen . . .

„Es klappert die Mühle . . .“ — diese Eigenschaft war von jeher mit ihrer Mechanik verbunden. So deutet Rogler gewiß richtig die Neuberger „Baßmühle“ aus mittelhochdeutsch „boßen“, das ist „schlagen“, welcher Ausdruck sich in „Amboß“ und in dem mundartlichen „bäußln“ = „Kugeln zusammenstoßen lassen“ erhalten hat.

Manche „Schaller“ hießen gleichzeitig „Wettengel“! In Niederreuth nimmt der „Schallersberg“ (rechts der Straße nach Asch) 1786 „den Anfang bei Wolfgang Wettengel Nr. 48, genannt Schallerwolf“ (Rogler S. 247).

Und aus Grün vermeldet Rogler (S. 102): „Der sehr alte vulg. Name ‚Schaller-Mühle‘ (Nr. 85) lag schon 1669 auf der Mühle und blieb bis heute, obwohl zuletzt längere Zeit die Wettengel darauf saßen“. Schließlich vermeldet das Zedtwitzische Inventar von 1690 (S. 81) für Wernersreuth lakonisch:

„. . . die Wettengel sonst Schaller genannt“!

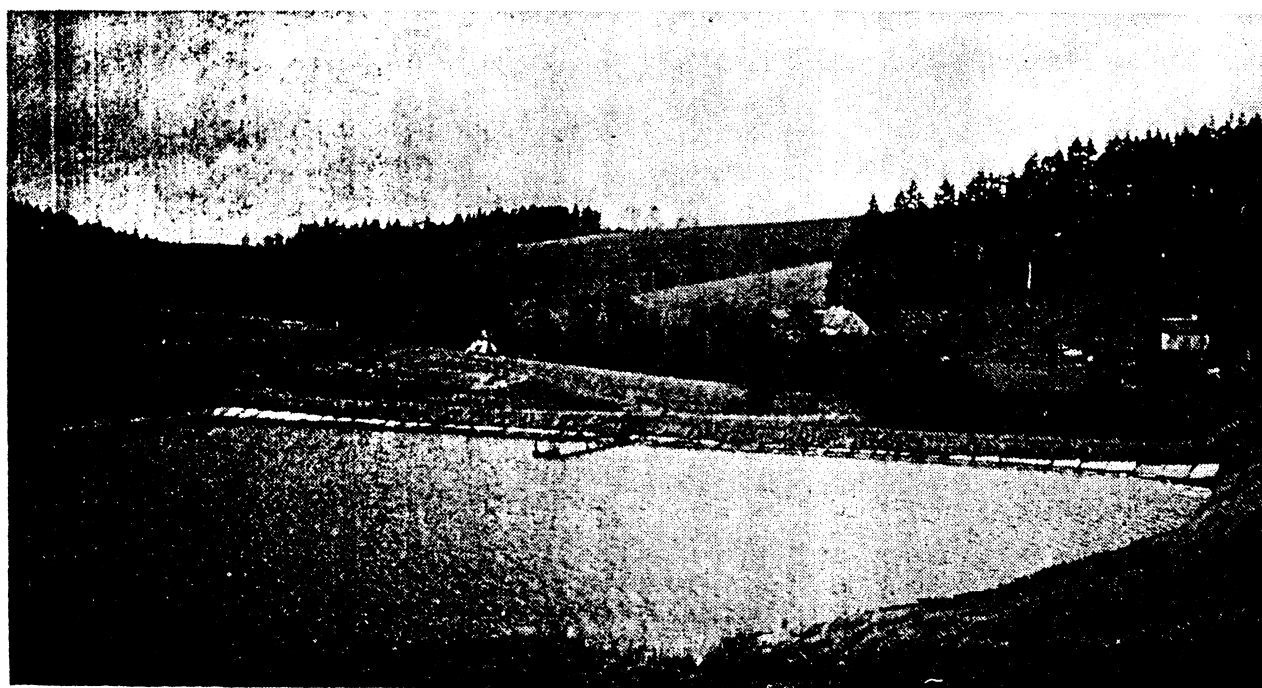
Dies alles belegt eindeutig, daß der Name SCHALLER im Sinne von *Pocher*, *Lärmer* ein Beiname für den Betreiber eines Teichhammerwerks (= Pochwerks) war.

Zinnberg und Stausee

Ein Stausee überflutet seit einigen Jahren die „Lange Wiese“ im Elstertal am Fuße des Zinnbergs. Hermann Flauger sandte die zwei Aufnahmen ein:

Die Elster, auf diesem Foto von links nach rechts fließend, ist zu Füßen des Fotografen aufgestaut, der etwa beim Flauger in Zinnberghöhe steht. Der Blick schweift über das Wernersreuther Schulhaus zum Lerchenpöhl, hinter dem sich Asch verbirgt. Links oben die Silhouette der Nassengruber katholischen Kirche.

Das zweite Foto weist talabwärts nach Norden. Links begleitet der „Knöckelweg“ das Gewässer; rechts lief einst parallel der „Wasenweg“ zum „Sand“, von welchem drei Häuser erkennbar sind:



links die Knöckelmühle, mitte das Beilschmidt-Wirtshaus, rechts ein Wochenendhaus auf dem Boden der einstmaligen Anwesen Nr. 18, 19, 20. (Rank, Künzel, Messing).

Darüber ragt mitten der unbewaldete Bühl und rechts der bewaldete Zinnberg. Dies alles ist das Werksgelände des Zinnbergbaus gewesen, der dort um 1440 n. Chr. blühte.

Der historische Mühlteich, der Wettengel (Knöckelmühle), von dem jüngst die Rede war, nahm gewiß nur einen Bruchteil des heutigen Stausees ein. Dafür wohnten aber bis zuletzt dort Men-

schen, deren Ahnen und Namen von der einstigen Zinnbergherrlichkeit zeugen.

Messing

Auf Nr. 20, rechter Hand im Bild, wohnten bis zuletzt die Haushaltungen *Lorenz* und *Eduard Messing*. Der Name ist ganz selten, denn es handelte sich ursprünglich um einen Spezialisten der Bergbautechnik. Die groben Zug- und Mahlwerke benötigten ja auch feinere Maschinenteile (Stifte, Zahnräder, Beschläge): solche fertigte der Messingschmied.

Tatsächlich lebte noch 1786 als einziger Namensträger im Ascher Bezirk *Johann Mesing* auf dem Wernersreuther Herrenhof oberhalb des Sandes, im Nebengebäude Nr. 36. Seine Werkstatt aber wird der Vorfahre unten direkt am Sand gebaut haben, woraus sich dann der Besitzstand von Nr. 20 entwickelte.

Nun zu weiteren Namen aus der Zinnzeit.

Rogler

Diesen Namen hat sein bekanntester Träger, der Ascher Heimatforscher *Richard Rogler*, vor genau 15 Jahren selber auf den Bergbau zurückgeführt.

Er verweist auf einen 1669 bekundeten „Bergmann Hans Rogler“ und fragt: „Ist nicht überall Bergbau nachzuweisen, wo früher Rogler vorkamen?“ (Rb. Dez. 1973). Tatsächlich gab es 1786 Rogler — außer in Asch — nur in den Ortschaften um Wernersreuth (Niederreuth, Nassen grub, Oberreuth) und um Friedersreuth (Neuberg, Mähring) — also an den Zinnbaustellen.

Die Tätigkeit dieses Berufes bestand im Sieben des Erzschotters an einer mechanischen Rüttelanlage. Mittelhochdeutsch heißt „rütteln“: „rogelen“. Der Ausdruck hängt mit „sich regen“ zusammen und ist im übrigen abgestorben.

Rogler ist also der *Rüttler* und *Sieber* des aus dem „Grießhammer“ kommenden Erzschotters.

Sandner

Ob sich auch der seltene Name *Sandner* aus diesem Arbeitsgang herleitet, mag dahingestellt bleiben. 1786 gab es im ganzen Ascher Bezirk nur einen Namens-träger, wohnhaft Asch Nr. 381. Immerhin heißt der Wernersreuther Zinnberg-Ortsteil selber „Sand“, weil aus dem gesiebten Erzschotter das schwere Erz durch Wasserkraft ausgeschwemmt wurde, so daß reiner Sand übrigblieb, der zu Halden aufgeschüttet wurde.

Wäre mit „Sandner“ stattdessen ein Sandgrubenbesitzer oder Flutsandschöpfer für den Maurersbedarf gemeint gewesen, so müßte es wohl mehr Sandner geben. So aber deutet wohl alles auf einen seltenen Zinn-Spezialisten hin.

Goßler

Der Name *Goßler* verteilte sich früher — wie *Rogler* — nur auf die Ortschaften der Zinngewinnung.

Auf mittelhochdeutsch hieß „goß“: „Metallguß“, und das Wort „Gosse“ (= Abzugskanal) war 1691 als Fachwort in den Schmelzhütten bekannt. Daraus entstand dann (unter Einschub eines unmotivierten „l“ wie bei „Tischler“ usw.) der Name *Goßler* für den *Schmelzer* oder *Gießler*.

Die Zedtwitze hatten ja gegen den Protest aus Eger eine eigene Zinnschmelze errichtet.

Als die Zinngewinnung zurückging, wurden die Erzmühlen in Mahlmühlen umgewandelt, und die Zinnleute mußten sich anderweitig nach einem Auskommen umsehen. Ihrer technischen Begabung entsprechend konnten sie leicht Müller werden; und so finden wir 1585 am Fuße des Salabergs den „Goßler Müller in der Sahlmühl“, also auf der bekannten Goßlermühle.

Die Vermutung des Familienforschers Herbert Schneider, die *Goßler* wären aus dem Dorf Gosel südlich von Eger zugezogen, ist abwegig. Gosel war zuletzt ein Dorf mit nur 12 Hausnummern, im Ascher Bezirk kaum bekannt; im Jahre 1392 hatte es überhaupt nur zwei Bauern namens Teichl und Angstburger. Schließlich wurde der Ortsname mundartlich „Gäusl“ ausgesprochen, was von unseren *Goßlern* abweicht.

Nein, unsere *Goßler* sind alteingesessene Ascherländer „Ingenieure“; dies auch zu Ehren unseres — von Wernersreuther Eltern abstammenden — Ascher Mundartdichters Karl *Goßler*, der im Oktober-Rundbrief wieder einmal ein treffliches Gedicht „Herwast inn Ascher Land“ vorbrachte (wovon er noch mehr machen sollte).

Alter und neuer Teich

Der erschlossene Mühlteich über der Knöckelmühle, dem alten Zinn-Hammerwerk in Wernersreuth, war leicht anzulegen. Denn am „Sand“, beim Beilschmidt-Wirtshaus, verengt sich das Elstertal, treten der Fuß des Zinnberges und der Gegenhang vom Dorf her nahe zusammen.

So mag es nicht allzusehr verwundern, daß die heutigen Herren des Landes diese Bodengestalt nutzten und wiederum oberhalb der Knöckelmühle einen Damm durchs Tal zogen, der die ganze „Lange Wiese“ unter Wasser setzt.

Wunderlich, ein häufiger Name!

Der Rundbriefgründer Dr. Benno Tins ist ein populärer Mann. Ihn grüßten — etwa bei Heimattreffen — viel mehr Landsleute, als er seinerseits kennen konnte. „Wenn ich das Gefühl habe, den und den müßte ich aber doch eigentlich kennen, aber sein Name fällt mir nicht ein, dann probiere ich es auf gut Glück und sage: Ja, der Wunderlich! Denn mit diesem Namen treffe ich oft ins Schwarze“, erzählte er einmal schmunzelnd.

Tatsächlich, neben Künzel, Ludwig, Ploß beherrscht Wunderlich seitensweise die Adreßverzeichnisse unserer Heimat in Stadt und Land.

Und — so im Heimatbuch des Dr. Benno Tins Seite 51 nachzulesen — eine Bittschrift an den Kaiser Josef II. gegen dessen Plan, die Särge abzuschaffen, ist nicht weniger als achtmal mit dem Namenszug „Wunderlich“ unterzeichnet.

Wernersreuther Wunderlich

Auch das Wernersreuther Einwohnerverzeichnis von 1906 führt zahlenmäßig die Wunderlich mit 11 Familien in der Spitzengruppe der Häufigkeit, nach Künzel (15 Eintragungen) und vor Fuchs mit 10 und Lederer mit 9 Nennungen.

Die Wunderlich aus Wernersreuth waren und sind aber auch tüchtige und angesehene Leute. Es ist nicht verwunderlich (um das naheliegende Wortspiel einmal anzuwenden), daß auch im Wernersreuther Heimatverein zwei besonders tüchtige Wunderlich mitwirken (von meinen lieben Schulkameradinnen und -kameraden einmal jetzt abgesehen). Will man die beiden unterscheiden und beim Vornamen rufen, ist es ein Schlag ins Wasser, denn beide heißen Max. Aber, so meint man, man hat ja auch noch Spitznamen. Denkste! Nun heißen beide „Schwedn-Max“.

Sie sind also gewiß von alters her alle miteinander verwandt. Bei den „Schwedn“ ganz nahe, aber auch zu der berühmten und alteingesessenen Bauernfamilie Wunderlich auf dem Salaberg Nr. 8 (vulgo „Paalas“) ergeben sich Verwandtschaftslinien.

Der dortige Andreas Wunderlich war lange Feuerwehrkommandant. Eine Anekdote davon wurde schon einmal — ein klein wenig anders — erzählt. Sie lautet:

Als einmal alle Feuerwehrvereine des Bezirks zu einem gemeinsamen Umzug antreten mußten, da war die Wernersreuther Linie nicht ganz gerade, weil zwei Feuerwehrmänner ihre Kartoffelbäuche herausreckten. „Diese Lumperei muß eine andere werden“, schrie der das Oberkommando führende Ascher Feuerwehrhauptmann.

„Aber Lumperei kann es bleiben“, rief Wunderlich für seine Mannen zurück, und allgemeine Heiterkeit war die Folge.

Die zwei Söhne des Andreas Wunderlich waren auch meine Schulkameraden. Der Jüngere kam durch ein tragisches Unglück Ende der vierziger Jahre ums Leben. Die Familien waren damals, vor der allgemeinen Ausweisung verschont, noch daheim. Da spielten die Knaben in den verlassenen Steingrüner Steinbrüchen mit Rollwagen, deren einer den jungen Paalas-Buben erquetschte.

Der Ältere — Vornamen sollen deshalb vorsichtshalber ungenannt bleiben — saß zufällig in jenem bekannt gewordenen Eisenbahnzug, der am 10. Oktober 1951 die Grenze zur Bundesrepublik bei Wildenau durchbrach. Dazu meldet der Rundbrief vom 24. 1. 1953, daß vor einem Volksgerichtshof in Karlsruhe wegen Vorbereitungen für diesen Coup ein Tscheche namens Silhak zum Tode, ein zweiter namens Bruch zu lebenslangem und mehrere weitere Angeklagte zu bis 25 Jahren verurteilt wurden.

Am 14. Oktober 1951 aber erzählte unser Wunderlich im Rundbrief selbst von seiner dramatischen „Ausreise“: Ein Gewährsmann hatte ihn in Bubenreuth bei Erlangen aufgespürt.

Kurz erzählt PERSÖNLICHKEITEN

Ernst Martin †:

Unser Wernersreuther Mitarbeiter Ernst Martin ist gestorben. Dazu sagt Prof. Dr. Herbert Braun: „Mit Ernst Martins Hinscheiden hat sich wieder einmal die schmerzliche Ahnung bestätigt, daß die Wissensträger aus der alten Heimat ein Stück von dieser Heimat unwiederbringlich mit sich nehmen, wenn sie von uns gehen. So betrauern wir doppelt den Verlust eines herzensguten, geist- und gemütsreichen Landsmannes und väterlichen Freundes. Ernst Martin wurde geboren 1906 und wuchs in die Not des Ersten Krieges hinein. Geboren in der Hädlermühle, wohnte er später im Hause Nr. 180 neben der Schule. Im Kontakt mit den Lehrern (seine besondere Verehrung galt der Lehrerin Fräulein Lustinetz) entwickelte er sich zu einem begabten Chronisten und Heimatkundler. Von ihm stammen die Aufzeichnungen der Wernersreuther Sagen im Ascher Sagenbuch, das in den dreißiger Jahren erschienen ist. Damit wurde er zu einem wichtigen Mitarbeiter seines über seine Frau mit ihm verschwägerten Dr. Ferdinand Swoboda, der für den Ascher Bezirkslehrerverein die Sagensammlung leitete. Nach der Vertreibung verfaßte Ernst Martin gelegentlich Beiträge im Rundbrief und begann schließlich im hohen Alter noch Erinnerungen aufzuzeichnen, die unter dem von mir dann übernommenen Titel ‚Lebenslinien eines Dorfes: Wernersreuth‘ noch lange nicht ausgeschöpft sind. Der Vielseitige, der den Schneiderberuf erlernt hatte und später als Finanzbeamter in Asch tätig wurde, verfaßte auch stimmungsvolle Gedichte, die er gerne mit ‚Dorfschneider von Wernersreuth‘ unterzeichnete. Die Verse ‚Abschied vom Lumpenhau‘ im letzten Rundbrief stammen von ihm (wie der Kundige

leicht aus den Angaben entnehmen konnte). Sie bezeugen eine Gemütsstärke, die – das sei ein Trost – in seinen Beiträgen noch weiter zu uns sprechen kann.“

Zum Gedächtnis an Ernst Bloss

Landsmann Ernst Bloss ist, fast 88jährig, am 14. Mai dieses Jahres verstorben. Zu Lebzeiten hat er von sich reden gemacht, weil er in heimischen Namen eifrig slawische Erbstücke suchte. Daß er dabei danebengriff, das soll gerade hier nicht verschwiegen werden, wo einer seiner Gedankengänge zu positivem Gedenken aufgegriffen werden soll.

Ernst Bloss war Tschechisch-Korrespondent beim Ascher Vogel-Verlag und im Stadtamt Franzensbad. Doch auch den Dolmetscher können äußerliche Lautähnlichkeiten täuschen, wenn er das Heranwachsen der Wörter aus früheren Sprachstufen nicht richtig beurteilt. Von den 18 vermeintlich tschechischen Lehnwörtern im Ascher Dialekt, die er im Rb. August 81 vorstellte, sind in Wahrheit nur zwei – nämlich „pomale“ und Liwanzn“ – tschechischer Herkunft; und auch diese sind „in Österreich allgemein bekannt“ (G. Gemeinhardt), also nichts Alt-Ascherisches. Unser „Baaschnietz“ (= ein Schnitz gebähtes Brot) erschien ihm tschechisch. Richtig hat darauf G. Deistler (Rb. April 82) angemerkt, wenn alles, was auf -itz endigt, tschechisch wäre, müßte man auch „deutsche Wörter wie Schlitz, Witz, Antlitz aus dem Slawischen ableiten“. In der Bezeichnung „Tschotschgerl“ für die kleine runde Pflaume suchte Braun das tschechische čocka (= Linse). Aber die bei Hermann Braun („Wortschatz“) verzeichneten Spielarten des Mundartwortes weisen auf die wahre Herkunft: „Zwatschga“ sagte man für Zwetschke, verkleinert: „Zwotschgerl“ (Arzberg), „Zotschgerl“ (Egerland), „Tschotschgerl“ (Asch).

Der Wernersreuther Volkssänger Gustav Künzel

Nein, dem Rundbriefmacher Tins ist kein Vorwurf zu machen, daß es um den Wernersreuther Volkssänger und Dichter Künzel still geworden ist. Im Gegenteil, was der „Gowers“, wie sein dörflicher Hausname lautete, einst daheim in den Wirtshäusern mit seiner Musikantentruppe vorgetragen hatte, daß es schallte — und doch wieder verklang —, davon wurde nach der Vertreibung im Rundbrief vieles gedruckt und damit festgehalten.

Jahrzehntelang enhielt fast jede Rundbrief-Nummer auch etwas Neues vom Gowers, einen Mundartbeitrag, ein Lied, Gedicht, Geschichtchen zum Schmunzeln. Er hat sich damit vieles vom Herzen geschrieben, aber auch seinen Lesern Freude gemacht und dazu beigetragen, daß die heimatliche Wesensart weiterlebte.

Unermüdlich schuf er noch im hohen Alter von über 80 Jahren kleine Kostbarkeiten und schickte sie an den Rundbrief: mit zittriger Hand schrieb er an den Rand: „Nun lieber Herr Tins! Ich werde immer noch einige Geschichten und Gesetzlein senden, eh ich mich zur Ruhe setz.“

Und als dann der „Seisnmoa“, der Sensenmann schließlich zum hochbetagten Gowers gekommen war, da schickte Dr. Tins an mich noch „einen Schwung Gowers-Manuskripte“, die nun noch der Veröffentlichung harren. Passend zur Frühlingszeit hiermit folgendes Gedicht, in dem jeder Ascher, jeder Wernersreuther die heimische Frühlingsstimmung wiedererkennen, wiedererleben kann:

Inn Fröhling

Wenn d'Vüagl kumman wieder zrück,
und souchn aaf ihr Heumatglück,
ach iss nâu draaßn wieder schäi,
s' is Zeit zan Wannern gäih.

Wenn draaßn Schnäi und Eis zerrinnt
und af da Schei s' Räutschwanzl singt,
u wenn inn Wold d' Hulzkrâua schreit,
nau is vabei d'kalt Zeit.

Wenn d' Himmschlüssl wieder blöihn
und d' Häihner ihra Euer bröihn,
und wenn der Kuckuck wieder schreit
is des a schäina Zeit!

U wenn der hella Sunnaschei
lacht üwerallm ban Fenstern ei,
as Bachl laafft in Saus und Braus,
nau bleibt koa Mensch inn Haus.

Dirts Leitla semma alla frâuh,
sualang mir aff der Welt senn dâu.
Waal, kinnt amal der Seisnmoa,
gäiht der letzt' Spaziergang oa.

Die heimische Landschaft im wechselnden Kleid der Jahreszeiten, den brausenden Lerchengesang und Kuckucksruf im Frühling, die Sommergewitter, den stillen Herbst und den frostklirrenden Winter, wo der Bauer und Weber am Ofen hockt, das alles besingt dieser Künstler im romantischen Ton eines Eichendorff. Als echtes Kind des Volkes „singt er, wie der Vogel singt“ — natürlich, treffend, rührend.

Aber auch das Volksleben, die Liebchaften der Jungen, die Geselligkeit, den wehmütigen Rückblick der Alten wußte er in Worte zu kleiden. Wo die „Gowers-Schrammel“ auftrat, war Hochstimmung. Neckereien zwischen Liebesleuten und den verschiedenen Ortschaften, Schnadahüpfel, Wechselgesänge und gängige Dorfweisen erklangen in bunter Mischung:

Wöi mir maa Herzerl lacht,
's Hanserl kinnt heit af d' Nacht,
und wenn er kinnt, der Bou,
gäiht's luste zou.

Kinnt er niat, grein e niat,
liegt ma nex droa,
borgt ma die Nachbara
ihrn goutn Moa.

Wenn's znachts recht finster is,
koa ma nex seah,
koa ma a Schmatzerl krögn,
weuß niat, va wer!

Af Stoagräi däu gäh e hutzn,
dees koa ma nex scho'n, aa nex nutz'n.
Dees koa ma nex nutz'n, nex scho'n,
doch woar e ban Schatzerla don.

sich Künzel. Ihr Urahn hieß Jakobus Künzel. Im Dorfleben gab es früher lange Zeit nur Vornamen. So wurde aus dem getauften Jakobus mundartlich der Jakowas und dann später der Gowas = Gowers.

Die Gowersen waren im Dorf angesehene Leute. Bauern, Handwerker, Gastwirte, Schuhmacher und Schneidermeister waren sie.



Die „Gowers-Schrammel“ unterwegs um 1930.

Robert Schreyer 1989

„Seath's Leitla, sette Löila hann fröiha die Wernerschreitha Meula gsunga. Selwigmal woar halt nu a glickliche Zeit gwesen!“

Ein wenig von dieser vergangenen Zeit lebt jedes Jahr wieder auf, wenn sich die Wernersreuther in Marktbreit treffen. Da spielt ja auch Robert Schreyer auf, der als ganz junger „Borsch“ selber in der „Gowers-Schrammel“ mitspielte! Hier seine Erinnerungen:

Robert Schreyer: Wie's daheim war ...
(Die Gowers-Schrammel“ aus Wernersreuth)

Den Namen gaben ihnen die Leute. „Gowers“ war der Hausname eines Altwernersreuther Stammes. Sie schrieben

Der Gowers Gustl war zeitlebens Weber und von Kind an musisch begabt. Mundart und Melodie klangen in ihm zusammen.

Die in voller Blüte stehende Wirtschaftsstadt Asch zusammen mit dem unkomplizierten Wernersreuther Dorfleben formten ihn.

„De Arwat“ war für ihn das tragende Fundament. Verlässlichkeit, Fleiß, Betriebstreue ruhten darauf.

„De Arwat“ war es auch, die seinen Versen Würze, seinen Melodien Ausdruck gab.

Überdurchschnittlich begabt, trat er mit seinen Liedern in unser Dorfleben. Er spielte Zither und Zieharmonika, rezitierte und sang. Es war nach dem

1. Weltkrieg. Die Männer waren wieder da, Hunger und Not flauten ab, die Bauern und „die kleun Leit“ konnten Grund und Boden vom Grafen kaufen.

Die neue, fremde Republik war da. Die Schießwut der Tschechen-Legionäre ließ nach, Inflation, Noske und Ebert im Reich waren aktuell, aber auch der vogtländische Rotgardistenführer Max Hölz inspirierten unseren Gowers Gustl.

Er besang dies alles, „de Ascher Näut“, wie „die Reichstagswahl“, da erläuterte er die „freie Liebe“. Berlin war ja damals die Welt. Als der Ascher Stadtpark, das „Hosnlacher“ fertig war, war auch Gustls „Hosnlacher“ vortragsreif.

Oberreuth war durch einen Großbrand fast völlig zerstört. In den ersten zwanziger Jahren begann der Wiederaufbau. Für die Männer der Umgebung ein Anziehungspunkt. Dort trafen sich auch rein zufällig der Gowers Gustl und mein Vater, der Schreyer Adam, natürlich beim Grüner Adolf in der Gaststube.

Schon vor 1914 lernte mein Vater das Gitarrespielen beim Musiklehrer Ohrner in Asch. In der galizischen Winterstellung wurde er mit Gitarre zu einem Wiener Leutnant beordert. Dieser sang und spielte Ziehharmonika dazu. So kam mein Vater an die Wiener Musik. Der k. k. Leutnant Paul Hörbiger und der Infantrist Adam Schreyer musizierten längere Zeit miteinander in der Offiziersmesse.

Der große Paul Hörbiger blieb ein echter Freund der Sudetendeutschen, der Adam Schreyer ein leidenschaftlicher Schrammelmusikant.

Mittelpunkt der heimischen Geselligkeit war die „Schenkstumm“ (Wirtsstube). Nie dauerte es lange, bis die alten Lieder und „Schnäugn“ angestimmt wurden, und so schallte und klang es allenthalben aus den Wirtshäusern bis spät in die Nacht.

Der Gowers-Gustl aber, geb. 1887 (er wäre jetzt also über 100 Jahre alt), dem auf seinen Wunsch seine Eltern schon als Zwölfjährigen eine Zither schenken mußten, wurde zur Stimmungskanone und zum Sprachrohr dieser bodenständigen Volksdichtung.

Der Gowers Gustl hatte stets ein Gespür für das Aktuelle. Mutterwitzig trocken, im sauberen Mundartreim, im Schlußvers steigernd, deklamierte er nach Wernersreuther Art, oft „a weng fett“ aber nie abstoßend. Pamphlets, Schmutz und Zoten paßten nicht zu ihm. Er konnte „an Leitna afs Maal schaua“. Er hatte für jeden Topf einen passenden Deckel. Er wurde zum Sänger unserer Heimat und Gott sei Dank, nie ein Liedermacher. Längst war dem Hofmeister Verlag in Leipzig der Gustav Künzel aus Wernersreuth bekannt. Verlegte doch dieser etwa dreißig Lieder in Egerländer Mundart von Gustav Künzel. Der Egerlandmaler Toni Schöncker entwarf das Titelblatt.

Nun kamen Bestellungen aus der sächsischen und bayrischen Nachbarschaft. In Bad Elster, Adorf, Bad Brambach, Rehau, Selb, Thierstein, beim Kammerhans in Eger, beim Bräuerseff in Haslau, in Roßbach und am Ascher Vogelschuß waren sie. Einmal wurden sie auf die Kugelsburg bei Bad Elster gerufen, zu einem sächsischen Jägerabend. Dort war auch der damalige Reichsjägermeister zugegen. Mein Vater sagte da nur, „ei, der is ja nu dicker woi ich!“ Der Gustl jedoch schrieb dazu ein Neues, „Die Sonntagsjäger“.

Jahrelang spielte die Gowers Schrammel am Neujahrstag beim Hipelli in Neuenbrand. Im Saal oben hatte der Blanckn Schorsch seine vollmechanische Weihnachtskrippe aufgebaut. Von weit her kamen die Leute. Oben spielte die geschnitzte Schützenkapelle den 73er Regimentsmarsch, unten die Gowers Schrammel den Franzensbader.

Zu Weihnachten 1935, ich war kaum 14 Jahre alt, kam der Schneidermeister Schindler, „da Päitakannes Richard“ zu meinem Vater und brauchte Musik für den „Schneiderverein“. (Genannt nach der Gaststätte Schneider-Wölfel.) Ich spielte gerade Ziehharmonika. Alles Absagen meines Vaters nützte nichts. Der Richard sagte: „Daou nimmst dein Klain mit, der kaors a!“ So kam ich zur Gowers-Schrammel und habe bis 1940, also bis zum Soldatwerden gerne mitgemacht.

Wir waren damals als Volksmusikgruppe der Reichskulturkammer angegliedert und wäre Frieden geblieben, sollten die Gowersen im Sudetenlandhaus in Reichenberg für den Kreis Asch singen und spielen.

So kam ich, wenn auch nur bescheiden, an die Musik unserer Heimat. Unsere Menschen daheim hatten dafür ein Herz und das richtige Gemüt. Der Gowers Gustl hatte viele Sprüche. Solche und solche! Sein Leibspruch war, und damit stand er fest und treu zum Ganzen: „A Echalanda Löid gäiht mir durchs ganza Gmöit!“

Der Wernersreuther „Schinderhannes“

Mit klammheimlicher Schadenfreude verfolgten dafür die Wernersreuther im vorigen Jahrhundert die Diebeszüge ihres „Spitzbubenschneiders“, des Baumwollwebers Johann Heinrich Künzel vom Salaberg und stilisierten ihn zu einem Volkshelden, der die Reichen bestahl und den Armen half. Als er wegen Raubmords schließlich am 20. 4. 1844 auf dem Egerer Schafott landete, waren seine letzten Worte: „Die reichen Leut' sollen das Fleisch quer schneiden, daß sie sich's nicht in die Zähne einkäuen“.

Johannes Watzal, Bildhauer

In der jüngsten Rundbriefnummer ist wieder einmal das Ascher Goethedenkmal, einsam auf dem einst dichtbebauten Marktplatz, abgebildet. Es zeigt den Dichter bei seiner liebsten Beschäftigung: sinnend betrachtet er ein Gestein, vielleicht heimatlicher „Egeran“, das ihm Entdeckung und Bezeichnung verdankt.

Die Großmutter des Bildhauers Johannes Watzal, der dieses wunderbare Standbild schuf, war die Wernersreutherin Anna Bloß. Sie heiratete Anfang des vorigen Jahrhunderts den aus Platz an der Thaya in Südmähren zugewanderten Webergesellen Johann Watzal. In Wernersreuth

gründeten die Eheleute auch ihr Hauswesen, wo ihnen 1859 ein Sohn Wolfgang geboren wurde. Dieser erlernte das Bäckerhandwerk und zog nach Asch, wo er, nach ausgedehnten Wanderungen bis in die Türkei, 1883 die 19jährige Hedwig Härtel aus der alten Härtelmühle im Wiesental heiratete. Als zweites von zehn Kindern wurde ihnen am 22. Feber 1887 in der Egerer Langen Gasse Nr. 27, wohin sie inzwischen verzogen waren, Johannes Watzal, der spätere Bildhauer, geboren. Er wurde nur 58 Jahre alt; im Juni 1945 brachten ihn Tschechen im Teplitzer Stadtgefängnis ums Leben.

Der künstlerische Höhepunkt seines Lebens war sicherlich die feierliche Enthüllung seines Goethedenkmals am 28. August 1932 in Asch.

Nachwächter im Wettstreit mit Goethe

Eine am Sockel des Goethedenkmals angebrachte Tafel trägt die Inschrift: „Goethe weilte in Asch in den Jahren 1806, 1811, 1819, 1821, 1822, 1823“.

Damals war in Asch der Wernersreuther Johann Christoph Zöphel als Nachwächter angestellt. Die langen Dienststunden während der Nacht vertrieb er sich mit Verseschmieden; man rühmte, daß er auf jedes Wort ein Reimwort wußte.

Nach dem verheerenden Ascher Brand von 1814 (Benno Tins, Heimatbuch, S. 378) saß der Schock tief in den Menschen, und auch Goethe konnte sich bei seinen Übernachtungen einer gewissen Angst vor einer erneuten Feuersbrunst nicht entziehen. Darüber berichtet Adolf Grieshammer folgende Anekdote:

Ratternd fuhr die alte Postkutsche, von Hof kommend, durch den Torbogen der Ascher Posthalterei. Im Innenhofe angekommen, erledigte der Postillon seine Formalitäten und spannte die Pferde aus. Der Kutsche entstiegen eine Freifrau, ein böhmischer Junker von Waldstein, der Baron von Helffeld zu Altenteich und der Geheimrat Goethe aus Weimar. Der behäbige Postmeister in seiner schillernden Uniform begrüßte die ehrenwerten Gäste. Ein Diener führte die noblen Leute in die große geräumige Gaststube.

An der klobigen eichenen Tafel ließen sich die edlen Leute nieder. Nach der langen holperigen Fahrt räkelten sie zufrieden ihre Glieder. Unterdessen hatten sich auch einige ehrbare Ascher Bürger hinzu gesellt. Draußen dunkelte es schon und es wurde merklich kühl. Umso gemüthlicher und behaglicher war es in der großen warmen Gaststube. Als nun der rote Melniker und das dunkle Bier aus der Schönbacher Schloßbrauerei schäumte, wurde es so richtig urgemüthlich. Es wurde erzählt, gescherzt und gelacht. Selbst der Weimarer Rat zeigte sich jovial und gut gelaunt. Im Nu verging die Zeit, und schon war es weit nach Mitternacht. Im Posthofe wurden die Lichter gelöscht, bald lagen alle Gäste in tiefem Schlummer. Nur der Weimarer Rat konnte noch keinen Schlaf finden. Er schritt in seinem Zimmer auf und ab, begab sich ans offene Fenster. Als er im Finstern über den Markt gegen den Niklasberg schaute, war es ihm, als sähe er einen Feuerschein. Zur selben Zeit schritt unten der Nachtwächter vorüber und rief die zweite Nachtstunde aus. Der Dichturfürst beugte sich über die Fensterbrüstung und rief hinunter: „Sie Wächter des Landes, wo liegt die Stätte des Brandes?“ Der Nachtwächter setzte seinen Spieß und die Laterne ab, blickte nach oben und erkannte den Weimarer Rat. Schnell antwortete er: „Ich sehe keinen Feuerschein, Ihr Brand wird wohl vom Weine sein.“

Ein Kämpfer gegen die Not: Albin Dötsch

Über die bittere Not der Hausweber um die Jahrhundertwende hat zuerst der Roßbacher Max Zeitler im Rundbrief (Nov./Dez. 61) ausführlich geschrieben. Manche Landsleute haben alles noch selber gesehen. „Döi Wewer warn zaudürr!“ sagte der Gowers.

Daß daran auch die Fabrikanten schuld waren, wird erklärlich durch den unbarmherzigen Konkurrenzdruck, unter dem sie im Frühkapitalismus standen.

Es sollte deshalb auch nicht als Polemik mißverstanden werden, wenn hier von dem Kampf des „Wernersreuthers aus Unterschönbach“ ~~Albin Dötsch~~ die Rede ist, den er um die Besserstellung der Hausweber gegen die Ascher Fabrikanten führte. Diese Darlegung verfolgt vielmehr das Ziel, von manchem Leser, der darüber noch etwas mehr weiß, zusätzliche Auskünfte zu erlangen!

Von der Arbeiterbewegung haben schon Gustav Grüner (Rb. April/Okt. 73) und anschließend Benno Tins (Heimatsbuch S. 62 ff.) berichtet. Albin Dötsch war einer der führenden Männer; als 1907 das allgemeine Wahlrecht in Österreich-Ungarn eingeführt wurde, errang er auf Anhieb das Abgeordnetenmandat für den Wahlbezirk Böhmen 118, Wildstein/Eger/Graslitz, und zog als Reichsratsabgeordneter in das Wiener Parlament ein. Als Beispiel für die Heftigkeit seiner Reden und Wortwechsel mag folgender Auszug aus den „Stenografischen Protokollen“, datiert ab 8. Juni 1910, dienen:

Abgeordneter *Dötsch*: „... Meine Herren! Es wäre ja über diese Verhältnisse und über die Brutalität sehr viel zu reden ...“

... Die Arbeitszeit der Heimarbeiter ist derart, daß ein solcher Arbeiter, wenn er früh aufsteht, um 4 bis 5 Uhr in seinen Webstuhl hineinsteigt und so lange arbeitet, bis er sich abends niederlegt; da steigt er heraus und legt sich nieder. Man übertreibt gewiß nicht, wenn man sagt, sie haben eine Arbeitszeit von 14 bis 18 Stunden! ...“

... Die Nahrung dieser Arbeiter besteht aus Kartoffeln, Brot und Kaffee, eine andere Kost gibt es für diese Arbeiter nicht ...“

... Aber es darf auch nicht vergessen werden, was diese Frauen zu leisten haben. Die Frauen dieser Heimarbeiter haben geradezu ein verzweifertes Leben. Diese Frauen bei den Hauswebern befinden sich in solchen Verhältnissen, daß sie den ganzen Tag mitweben müssen.

Wenn sie dann abends aus dem Webstuhl steigen, so müssen sie die halbe Nacht hindurch für den nächsten Tag Spulen machen; sie müssen liefern gehen mit einem Gewicht von 50, 60, ja 70 Kilogramm auf dem Buckel (Hört! Hört!), oft drei bis vier Stunden weit; früh um drei oder vier Uhr gehen sie vom Hause weg und kommen spät in der Nacht wieder mit solchen beladenen Rücken nach Hause. Am Bestimmungsort müssen sie den ganzen Tag über warten, und wissen Sie, was diese Frauen den ganzen Tag in Asch verzehren? Ein Stück trockenes Brot nehmen sie sich mit und sie glauben schon, es sei eine Verschwendung, wenn sie sich Wurst um 10 Uhr oder einen Kaffee um 12 Uhr kaufen. Davon leben sie. (Abgeordneter *Bretschneider*: Ist das auch nicht wahr, Herr v. *Stransky*? — Abgeordneter v. *Stransky*: Das ist wahr! Ich habe nur in Abrede gestellt, daß die Sozialdemokraten wegen ihrer Gesinnung von den Fabrikanten verfolgt werden!) Wenn der Herr v. *Stransky* dies alles in Abrede stellt (Zwischenrufe des Abgeordneten v. *Stransky*), so begreife ich das vollständig. Er ist ja der Vertreter der Fabrikanten von Asch, man weiß ja, woher er sein Mandat hat. Aber er soll nicht leugnen, was Tatsache ist. Diese Not und dieses Elend dort ist Tatsache.“

Wer war dieser Albin Dötsch, der so fulminant die Hausweber vertrat, die Fabrikanten attackierte?

Albin Dötsch wurde geboren in Unterschönbach Nr. 9, im „Dötschen-Vöierl“, als Sohn des Landwirts und Tischlers Johann (?) Dötsch und seiner Ehefrau, einer geb. Pfeiffer, Schuhmacherstochter. Bekenntnis: röm.-katholisch.

Über seine Kindheit und Jugend ist nur bekannt, was er in dem „Fragebogen an die Herren P. T. Reichsratsabgeordneten“ schreibt: „Besuchte die dreiklassige Volksschule in Schönbach. Erlernete das Weberhandwerk.“ Seine Militärzeit leistete er beim 73. Infanterie-Regiment ab.

Daß er sich schon in jenen Jahren der Arbeiterbewegung widmete, wird durch einen Einschnitt in seinem Leben deutlich, der ihn arbeitslos machte.

„Ich war in diesem Beruf (= als Hausweber) bis zum Jahre 1897 tätig, wo ich durch meine politische Tätigkeit gemäßregelt wurde.“ (Laut „Fragebogen“) Diese „Maßregelung“ bedeutet auf deutsch: er wurde am 3. 3. 1897 fristlos als Hausweber entlassen, weil er sozialdemokratischer Wahlmann war. Durch versteckte Eintragungen im „Arbeitsbuch“ bewirkten die Fabrikanten, daß solche „subversiven Elemente“ in ganz Westböhmen keine Anstellung mehr fanden. „An solche Momente erinnert man sich sein ganzes Leben, wenn es sich um die Existenz, um Sein oder Nichtsein handelt“, sagte er im Wiener Reichsrat, vom Abg. Edler von *Stransky* darauf angesprochen; und weiter:

„Im Ascher Bezirk waren damals unter 65 Wahlmännern 17 sozialdemokratische. Die Unternehmer haben versucht, uns durch Drohungen wegen der Arbeit einzuschüchtern und suchten uns zu kaufen, was ihnen auch bei zweien gelang. Wir 15 kamen auf die schwarze Liste und wurden gemäßregelt; da die Roßbacher Fabrikanten sich nicht anschlossen, wurden 12 in der schwarzen Liste gestrichen, während ich mit noch zweien auf derselben verblieb und als Hausweber gemäßregelt wurde ... Ich bin als Hausweber entlassen worden, und da gibt es keine Kündigung, weder für den Arbeiter noch für den Unternehmer. (Abg. Edl. von *Stransky*: In einer Fabrik waren Sie nie, Herr *Dötsch*?) Ja, ich war in einer Fabrik, aber gemäßregelt wurde ich im Jahre 1897 als Hausweber ... Gerade in Asch könnten wir sehr viele Beispiele dafür liefern, daß das Arbeitsbuch für den Arbeiter zum schrecklichsten Steckbrief wird ... Vor 1906 hat es sogar geheime Zeichen gegeben ... Ich kam zum Zettelausgeber und der sagte mir: ‚Vorläufig haben wir für Sie keine Arbeit mehr.‘“

Lebenslauf des Albin Dötsch

Nach dieser Existenzvernichtung als Weber nahm er seine Kräfte zusammen, siedelte nach Wernersreuth über und fing hier einen kleinen Milchhandel an.

Dreierlei scheint ihm dabei geholfen zu haben. Erstens die Unterstützung durch den Wernersreuther Adam Heinrich („Vogelweber“), der später selber einer der hervorragenden Männer der sudetendeutschen Sozialdemokratie wurde. Dieser hatte eine Schwester von Albin Dötsch geheiratet und war also sein Schwager. Zweitens gab es in Wernersreuth anscheinend Blutsverwandte. Auf Haus Nr. 111 auf der Hut, zuletzt „Franzn-Hannl“ (= Müller) und Blechschmidt, saß 1906 der „Dötschen-Maurer“ Andreas Dötsch. Und heute noch steht auf dem Wernersreuther Friedhof ein Grabstein mit der Inschrift: „Lisette Beilschmidt, geb. Dötsch, 8. 7. 1850 — 17. 10. 1940“.

Anscheinend verhalf ihm diese Verwandte zu einem Häuschen, denn er wurde ansässig auf Nr. 24, dem „Alten Beilschmidt-Haus“ am Sand neben dem Gasthaus Beilschmidt.

Dieses „Alte Beilschmidt-Haus“, schon einmal im Jänner-Rb. 1982 als Kulisse für die „Veteraner-Fahnenweihe“ von 1929 abgebildet, steht heute, ziemlich ramponiert, immer noch:



(Die Anhöhe rechts ist übrigens „Flauger“-Grund)

Er dürfte damals schon verheiratet gewesen sein, denn sein ältester Sohn Emil wurde etwa 1895 geboren. Er selbst berichtet von dieser Zeit in dem oben genannten Fragebogen nur:

„Ich war in diesem Beruf (= Weber) bis zum Jahre 1897 tätig, wo ich durch meine politische Tätigkeit gemäßregelt wurde. Darauf habe ich mir ein Milchgeschäft errichtet, welches ich bis zum Jahre 1905 betrieb und wurde danach als Gewerkschaftssekretär für den Betrieb Asch eingesetzt.“

Aus persönlicher Bekanntschaft berichtet Emil *Prell*, Schmiedemeister in Wernersreuth, im Rb. Nov. 1973, S. 150:

„Albin Dötsch wurde zwar in Unterschönbach geboren. Aber schon längere Zeit vor seiner politischen Betätigung besaß er das Haus Nr. 24 in Wernersreuth. Dort betrieb er einen Milchhandel. Seine zwei Töchter und sein Sohn Emil besuchten mit mir die Wernersreuther Volksschule. Zu Beginn seiner politischen Tätigkeit wurde Dötsch von seinem Schwager Adam Heinrich, damals Leiter der Wernersreuther Konsum-Filiale, tatkräftig unterstützt. Heinrich wurde dann in gleicher Eigenschaft nach Eger versetzt und später als Sozialdemokrat zum Bürgermeister von Eger gewählt. Um die Zeit, als Albin Dötsch Abgeordneter wurde, verkaufte er sein Haus an den Gastwirt Beilschmidt, den Milchhandel an Albin Schreier in Wernersreuth Nr. 35.“

Aus dem Munde seines Schwagers Adam Heinrich ist schließlich folgender Bericht überliefert (aus: Die Brücke, 20. 7. 57):

„Der junge Albin Dötsch war einer von jenen Pioniersozialisten, die wegen ihrer gewerkschaftlichen Tätigkeit in den Betrieben gemäßregelt und auf schwarze Listen gesetzt wurden. Er wäre in seiner Egerländer Heimat zu dauernder Arbeitslosigkeit verurteilt gewesen, hätte er nicht die Unternehmungslust besessen, einen kleinen Milchhandel anzufangen. Mit einem Pferdchen holte er in den Dörfern der Umgebung die Milch zusammen, um sie dann seinen Gesinnungsfreunden in der Stadt zu verkaufen und damit ein kümmerliches Dasein zu fristen. Wenn er ein altes Männlein oder Weiblein am Wege traf, ließ er es gerne aufsitzen. Im urwüchsigsten Egerländisch unterhielt er sich mit jedermann. So wurde er weit und breit bekannt.“

Albin Dötsch

Verwandtschaft

Albin Dötsch, geb. 27. 10. 1872 in Unterschönbach, hatte nach seiner Entlassung durch Ascher Fabrikanten 1897 Zuflucht in Wernersreuth gefunden.

Hier unterstützte ihn der andere prominente Wernersreuther Sozialdemokrat, Adam Heinrich. Die beiden waren verschwägert. Bisher verstand ich das so, daß Heinrich eine Schwester von Dötsch gehabt hätte. Nach den Angaben des verstorbenen Ernst Martin scheint es aber, daß die beiden Männer zwei Schwestern geheiratet hatten, und zwar die Töchter des (mit Albin Dötsch namensgleichen) Maurers Andreas Dötsch von der Wernersreuther Hut:

„Das Haus Nr. 111 auf der Hut (zuletzt Blechschmidt) gehörte damals dem Dötsch-Maurer, der bald verstarb. Er hatte zwei Töchter; die eine wurde Adam Heinrichs Frau, der damals Maurer, Konsumleiter und später 2. Bürgermeister von Eger war.

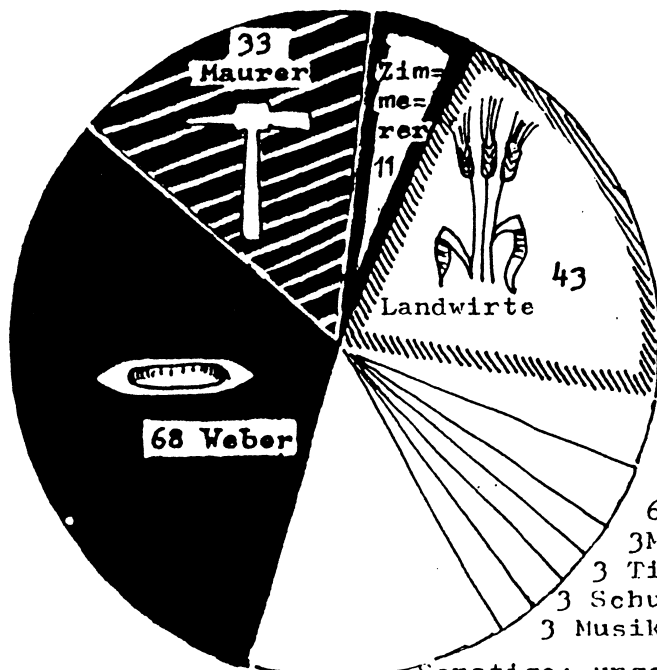
Sein Schwager Albin Dötsch war Musterweber bei der Ascher Fa. M. Glaessl gewesen. Beiden Männern starben die Frauen noch vor dem 1. Weltkrieg. Ich kannte noch alle Familienmitglieder. Wir hatten Friedhofsschlüssel, da durch unseren Lebensmittelladen (Nr. 180) immer wer zu Hause war. Da kamen die Heinrichskinder und die Dötschkinder immer zu uns, wenn sie die Gräber ihrer Mütter besuchten.

Gut kannte ich den Dötsch Emil, im Alter wie die Rudolfsbuben aus der Totschengasse, der mit uns Knirpsen sehr kollegial war.

Eine weitere Tochter von Albin Dötsch war Anni, verheiratete Goldberg. Ihr Schwiegervater hatte in Eger eine Zuckerwarengroßhandlung, meine Eltern waren dort oft Kunden. Sie kam noch oft nach Wernersreuth.“

Sozialer Hintergrund

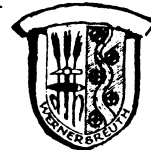
Wernersreuth war damals ein Arbeiterdorf. Laut Adreßbuch von 1906 war



Sonstige: ungefähr je 1 : Bäcker, Fleischer, Gemeindediener, Gutsverwalter, Graf, Lehrer, Hebamme, Hausierer, Müller, Leirer, Sandmann, Schmied, Wagner usw.

Berufsgruppen
in

Wernersreuth



nach Angaben im Ascher
Adreßbuch von 1906

die Hälfte der Ernährer Weber, Maurer und Zimmerer — oftmals abwechselnd nach Saison. Auch die sich „Landwirte“ nannten, sind größtenteils dazuzuzählen, als Vollbauern fanden nur wenige ihr Auskommen. Bedenkt man, daß außerdem zahlreiche Ehefrauen und Kinder webten, spulten, in die Fabriken gingen, wird das Zahlenverhältnis noch eindeutiger.

„Arbeiter“ nannte sich im Adreßbuch aber nur ein einziger, Johann Künzel (Nr. 91), damals Konsumladen.

Dennoch war Wernersreuth neben Asch und Schönbach bei der Gründung von Arbeiterorganisationen immer mit vorne. Schon die ersten „Arbeitervereine“ entstanden nach 1863 in Asch, Schönbach und Wernersreuth (H. Ficker, Roßbacher Heimatbuch S. 457). Als sie verboten wurden, tarnten sie sich als Arbeiterbildungs- und Geselligkeitsvereine. In Wernersreuth war der „Geselligkeitsverein Bruderliebe“ mit 133 Mitgliedern die zahlenstärkste Gruppierung („Gasthaus zu den drei Staffeln“, Schneiderwirtschaus).

Als die Verbote aufgehoben wurden, kam es 1901 zur Gründung der „Union der Textilarbeiter“, mit den ersten Ortsgruppen wiederum in Asch, Schönbach und Wernersreuth: Ihre Ziele waren laut Ficker:

„Unterstützung bei Arbeitslosigkeit, Todesfällen und Streiks, Bildungsmöglichkeiten durch Vorträge und Büchereien und vor allem bessere Arbeitsbedingungen (Verkürzung der Arbeitszeit von täglich 10 und mehr auf 8 Stunden, bessere Löhne, Tarifverträge, arbeitsfreier Samstagnachmittag, bezahlter Urlaub, Feiertagsbezahlung) — heute Selbstverständlichkeiten, damals Fernziele.“

Als die Aufgaben nicht mehr ehrenamtlich zu bewältigen waren, übernahm Dötsch 1905 das dafür neugeschaffene Sekretariat in Asch. Er bekleidete nun

als „öffentliche und sonstige Ehrenstellen“: „Gewerkschaftssekretär in Asch; Mitglied der (Wernersreuther) Gemeindevertretung und Ortsschulrath; Commission der Genossenschaft der Milchhändler“.

Im Adreßbuch ist er kurioserweise als „Mineralwasserhändler“ aufgeführt.

Nun standen 1907 die ersten allgemeinen und gleichen Wahlen in Österreich an. Da rüsteten die Parteien, auch die wieder zugelassene sozialdemokratische, zum Wahlkampf; Dötsch kandidierte im Wahlbezirk Böhmen 118, Eger-Graslitz-Wildstein.

Wie waren seine Aussichten?

David gegen Goliath

Bei dem Überwiegen der Arbeiterschaft in den meisten Orten Nordböhmens hätte eigentlich an seinem Wahlsieg kein Zweifel bestehen dürfen.

Es gab aber eine mächtige Gegenströmung, die alldeutsche, verkörpert durch Ritter Georg von Schönerer (1842 bis 1921).

Dieser hatte im Ascher Bürgertum eine zahlreiche Anhängerschaft. Es ist daher hier kaum möglich, darüber unbefangen zu berichten. In letzter Verdünnung wurden wir ja noch alle schönerianisch durch Lehrerschaft und Presse beeinflußt.

Ihm ging es um die romantische Vorstellung eines reinen Deutschtums in einem alle Deutschen umfassenden Großreich. Alle anderen, über das Nationale hinausgreifenden Ideen bekämpfte er verbissen rundum als „Verrat“ durch Katholiken, Juden, Slawen, Sozialdemokraten, Habsburger. Auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn schloß er am 23. Mai 1897 in Graslitz eine Rede mit seinem berüchtigten Vers:

„Ohne Juda, ohne Rom, wird erbaut Germaniens Dom . . . Wer zugunsten von Juden, Slawen oder zu anderer Vorteil seinem eigenen Volke schadet oder dasselbe verrät, der sei verflucht!“

Seine Reden strotzten von der Vokabel „Verräter“.

Die Schönerianer nahmen dabei stolz in Kauf, selber „Verräter“, nämlich an Österreich-Ungarn, genannt zu werden. „Unser Kaiser“, das war für Schönerer nicht Franz Josef, sondern der preußische Wilhelm. Jahr für Jahr pilgerte er mit einer Abordnung nordböhmischer Alldeutscher zu Bismarck auf dessen Ruhsitz in den Sachsenwald, um ihn zu beschwören, die Deutschen Österreichs „heimzuziehen“.

Dabei verkannte er gänzlich den Weitblick Bismarcks, der ein mächtiges Österreich erhalten wollte als Bollwerk gegen Rußland, als Schutzmacht aller kleineren slawischen Nationen, aber auch des kulturell führenden Deutschtums. „Man sollte ihnen die Köpfe blutig schlagen“, entfuhr es diesem nach einem Besuch Schönerers, „daß sie nicht erkennen, welche wichtige Rolle die Deutschböhmen haben: das Slawentum zu binden“.

Dasselbe hatte denkwürdigerweise der Erwecker des tschechischen Nationalbewußtseins, František Palacký, schon 1848 an die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt geschrieben: „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst, sich beeilen, ihn zu schaffen.“

Das alles aber ging unter im alldeutschen Taumel.

Um die ganze Stärke der Gefühle zu ermessen, muß man sich erinnern, daß der damals errichtete Hainbergturm als alldeutsches Mahnmal aufgefaßt und „Bismarckturm“ getauft wurde. Darüber schreibt Dr. Benno Tins im Heimatbuch, S. 68:

„Den Bismarckturm auf dem Hainberg errichteten sie dem Manne, der Österreich, Böhmen und damit das Ascher Ländchen aus dem Deutschen Bund verbannt hatte: Otto von Bismarck. Dieser weigerte sich nach dem Sieg bei Königgrätz (1866) seinem Preußenkönig gegenüber mit Erfolg, ‚das böhmische Knödel zu schlucken‘ ...

Es ist dennoch kein Rätsel, warum die Sudetendeutschen, voran die Menschen im tief in deutsche Lande ragenden Ascher Zipfel, Bismarck zum schier angebeteten Symbol ihrer politischen Träume machten. Sie fühlten sich von ihm nicht verraten, bewunderten in ihm vielmehr weiterhin den ‚Schmied des Reiches‘ ...

Während sich die rasch anwachsende Industrie-Arbeiterschaft in Deutschböhmen auf sozialistisch betonten Internationalismus hin entwickelte, ... geriet das deutschösterreichische Bürgertum immer stärker in den Sog der Auseinandersetzung mit den anders-nationalen Angehörigen des Vielvölkerstaates ...

Der nationale Kampf zwischen den Völkern, vor allem in Böhmen, weniger heftig in Mähren und Schlesien, breitete sich alsbald wie ein Flächenbrand über Gesellschaft, Wirtschaft, Parlamente und Regionen aus.“

Der Goliath dieser alldeutschen Bewegung, Schönerer, trat nun wahrhaftig als Kandidat im Wahlbezirk Böhmen 118, Wildstein-Eger-Graslitz, an — sein Gegenkandidat Albin Dötsch aus Wernersreuth mußte sich wie David vornehmen.

Adam Heinrich berichtet darüber unter der Überschrift „Albin Dötsch — der Bezwingen Schönerers“ („Die Brücke“, 20. 7. 57) aus sozialdemokratischer Sicht:

„Als die erste Wahlschlacht nach dem allgemeinen Wahlrecht im Jahre 1907 geschlagen werden sollte, waren die Parteistellen in Wien und Karlsbad der Meinung, daß man dem wortgewaltigen Ritter von Schönerer im Wahlkreis Egerland wenigstens einen Zählkandidaten entgegenstellen müsse. Der Wahlkreis umfaßte die Gerichtsbezirke Eger, Wildstein und einen Teil von Graslitz. Er reichte bis vor Klingenthal in Sachsen und Schirnding in Bayern. Neben Schönerer kandidierten dort auch die Brauereibesitzer Josef Maier aus Eger für die Agrarpartei und der Bezirksfeuerwehrrhauptmann Oberlehrer Uhl als Deutschnationaler. Albin Dötsch, der somit als sozialdemokratischer Kandidat drei starken und angesehenen Persönlichkeiten

gegenüberstand, hatte eine übermenschliche Aufgabe zu bewältigen. Er mußte die Wege von Dorf zu Dorf zu Fuß zurücklegen. Während des Wahlkampfes wurde seine Frau schwer krank. Die Pflicht rief ihn von ihrem Krankenbett weg. In einer Wählerversammlung in Großloh bei Wildstein wurde ihm die Todesnachricht von seiner Frau überbracht. Nunmehr stand er mit vier Kindern, der älteste Bub war 12 Jahre alt, allein da. Es gehörte eine große Seelenstärke dazu, von solchen Schicksalsschlägen nicht gebeugt zu werden. Vom Begräbnis seiner Frau stürzte sich Albin Dötsch jedoch wieder in den Wahlkampf, wanderte von Stube zu Stube, von Versammlung zu Versammlung. Dötsch sprach zu seinen Wählern nur im Egerländer Dialekt, aber dies war die Sprache, die das Volk besser verstand als die großen Worte von Reich und Nation, mit denen Schönerer bisher eine bürgerliche Oberschicht begeistert hatte.

Als der Wahltag kam, ging Albin Dötsch mit großer Mehrheit durchs Ziel.“

Schönerer erreichte 903 Stimmen, Albin Dötsch wurde mit 4330 Stimmen in den Reichsrat gewählt. (In Asch war das Zahlenverhältnis für den alldeutschen Kandidaten Franco Stein etwas günstiger, er erreichte 1747 Stimmen gegenüber 3718 des sozialdemokratischen Kandidaten.)

Dies bedeutete eigentlich das Ende der politischen Laufbahn Schönerers, dessen alldeutsche Bewegung sich anschließend spaltete. „Als im Juni 1911 wieder Wahlen zum Reichsrat in Wien anstanden, kam es in Asch zu parteipolitischer Siedehitze. Drei Parteien hatten ihre Kandidaten aufgestellt: die Deutschradikalen Eduard v. Stransky, die Alldeutschen Dr. Theodor Rakus, die Sozialdemokraten Oswald Hillebrand. Da im ersten Wahlgang keiner mit der erforderlichen Stimmenzahl durchkam, wurde eine Woche später eine Stichwahl zwischen den beiden Kandidaten Stransky und Hillebrand notwendig. Während im ersten Wahlgang Stransky und Rakus im Ascher Bezirk zusammen 4323 Stimmen erzielt hatten, Hillebrand dagegen nur 3383, kam nun in der Stichwahl der Sozialdemokrat

Hillebrand auf 3888 Stimmen und ließ damit den Deutschradikalen Stransky (3446 Stimmen) hinter sich. Es war also leicht auszurechnen, daß Hillebrand die ausschlaggebende Anzahl der alldeutschen Stimmen an sich ziehen können. Diese Rechnung wurde in der Ascher Zeitung in aller Genauigkeit aufgetan.

Man kann heute kaum mehr nachempfinden, welche Gefühlswallungen dieser Wahlausgang auslöste. Heute spricht man bei Ereignissen solcher Art ohne besondere Leidenschaft von Wechselwählern. Damals betitulierte man die Leute, die dem Sozialdemokraten Hillebrand zu seinem Erfolg verholfen hatten, als ‚Volksverräter‘. Auch die Bezeichnung ‚Neu-Rote‘ kam in Schwung. Am Abend des Wahltages weinten Frauen und Mädchen auf offener Straße ... Nun ging der Riß manchmal sogar durch Familien. Freunde wurden zu Feinden, Brüder schauten einander wochenlang nicht an.“ (Benno Tins, Heimatbuch S. 74)

Schönerer, der verbittert diesem Niedergang seines politischen Lebenswerkes zusah, hielt seine letzte Rede am 18. Okt. 1913 als Einundsiebzjähriger auf einer Erinnerungsfeier für die Völkerschlacht bei Leipzig. Schwer an Körpergewicht und ergraut, erhob er sich von seinem Sitz. Seine Rede schloß mit den Worten:

„Aus jeder Enttäuschung muß man die Kraft schöpfen, neue Enttäuschungen tragen zu können. Die Nationalehre gebietet uns, die jetzige Fremdherrschaft abzuwehren. Die jetzige Fremdherrschaft, die ich bezeichne als die römisch-klerikale, als die sozialdemokratische, als die jüdische und slawische Vormacht in unserem Lande. Sie kennen meinen Spruch: ‚Ohne Juda ohne Rom
Wird gebaut Alldeutschlands Dom!‘

... Eher wird der Fremde nicht zurückweichen, ehe nicht das Fremde in deutschen Landen aus den Herzen und Heimstätten gewichen sein wird. Daher haben wir den für uns maßgebenden Spruch gewählt: ‚Durch Reinheit zur Einheit.‘ ... Österreich ist auf dem Wege, ein slawischer Staat zu werden, und spätere Geschlechter werden es niemals begreifen können, daß die Deutschen und

ihre Vertreter wissentlich mitgeholfen haben, diesen slawischen Staat zu gestalten. . . . Wir Alldeutsche haben aus diesem Anlasse alle Ursache, zu rufen: ‚Heil Kaiser Wilhelm II., dem Verkünder des alldeutschen Zukunftsgedankens . . .‘ Nicht jesuitischer, sondern germanischer Geist soll walten und herrschen in deutschen Landen! Seitdem wir Alldeutsche den Ruf ‚Los von Rom‘ erschallen ließen, sind nachweisbar über 70 000 deutsche Männer und Frauen aus dem Dunkel der römischen Priesterkirche ausgetreten . . . Hauptaufgabe der Deutschen wäre es, wenigstens über ein völkisches Zukunftsprogramm schlüssig zu werden. Denn vielleicht schon in absehbarer Zeit wird die österreichische Frage auf die europäische Tagesordnung gestellt werden. Jahns Worte sind bekannt: ‚Deutschlands Einheit war der Traum meines Lebens.‘ Ich sage: Alldeutschland ist und war mein Traum! Und ich schließe mit einem Heil dem Bismarck der Zukunft, dem Retter der Deutschen und dem Gestalter Alldeutschlands! Heil Bismarck II., Heil ihm, dreimal Heil!“

Er verstarb schließlich am 14. 8. 1921 und wurde wunschgemäß in der Nähe der Aumühle im Sachsenwald, nicht weit entfernt von Bismarcks Grab, bestattet. Auf einen waagrecht liegenden Granitstein schrieb man:

*Georg Ritter von Schönerer
Ein Kämpfer für Alldeutschland.*

Dötsch aber wechselte mit seinem Einzug in den Wiener Reichsrat seinen Wohnsitz nach Eger. In den Annalen des Reichsrates ist 1907 verzeichnet: Albin Dötsch, Milchhändler, Wernersreuth; 1910: Milchhändler, Fischern 376 bei Karlsbad; 1911—1918: Milchhändler, Eger, Felix-Dahn-Straße 13.

Albin Dötsch im Wiener Reichsrat

Warum erscheint nicht die angekündigte Fortsetzung über Albin Dötsch?

Weil er in seinen Reden im Wiener Reichstag 1910 die Ascher Fabrikanten, allen voran den Wohltäter der Stadt, Gustav Geipel, aufs Schärfste angriff — und beklagte, daß die Dörfer „ausgepovert“ wurden.

Das muß ja nun nicht gerade im Ascher Rundbrief nachgedruckt werden!

Kostprobe aus Dötschens Rede vom 8. Juni 1910:

„Diese Ascher Fabrikanten haben in dieser Stadt eine Herrschaft aufgeschlagen, die nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für das Bürgertum gefährlich ist. Sie haben nicht nur die Arbeiterschaft unterdrückt, sondern auch das Bürgertum haben sie zu einem Teil unter sich, sie beherrschen die Gemeindeverwaltung und diktieren alles, was zu geschehen hat. Diese Unternehmer haben die Gemeindeverwaltung vollständig in ihren Händen, aber nicht nur die Gemeindevertretung, sondern auch die politische Behörde und das Gericht. Jeder Beamte oder Richter, der in dieses Gebiet kommt, muß sich ihrem Diktat fügen. Darüber gibt es keinen Zweifel für diese Fabrikanten. Wer sich nicht fügt, ist in Asch keinen halben Monat ein Beamter, er verschwindet von der Bildfläche . . .

. . . Diese Unternehmer haben es vollständig verstanden, die Arbeiterschaft, sobald sie sich einer Organisation angeschlossen hat, hinauszuerwerfen. Die Arbeiter sind, sobald die Fabrikanten erfahren haben, daß sie eine sozialdemokratische Zeitung lesen, rücksichtslos hinausgeworfen worden. So hat man Hunderte von deutschen Arbeitern über die Grenzen von Asch hinausgetrieben, weil sie von den Herren auf die schwarze Liste gesetzt worden waren. Aber nicht genug damit, die Herren haben diese Arbeiter auch im Auslande verfolgt, wie sie erfahren haben, daß sie irgendwo in Beschäftigung stehen. Von Humanität kann bei diesen Herren gewiß sehr wenig gesprochen werden, wenn ein Unternehmer der Stadt einige tausend Kronen schenkt, dann schreiben die bürgerlichen Zeitungen in großen Lettern von der edlen Mildtätigkeit, was doch nur von den Arbeitern herausgeschunden wurde“.

Die Auszüge aus Dötschens Reden, die die damaligen Verhältnisse in unserer Heimat betreffen, sind in einer Broschüre erschienen. Sie trägt den Titel:

Herbert Braun: „*Albin Dötsch und die soziale Frage um die Jahrhundertwende*“, Verlag „Die Brücke“, Landwehrstr. 37/I, 8000 München 2.

Ein rebellischer Lebenslauf

(Zum Gedächtnis an meine Großmutter
Berta Braun geb. Kuhn)

Als ein Muster der heimischen „anti-
autoritären“ Gesinnung ist mir immer
meine geliebte Großmutter Berta Braun
(1887—1954) erschienen. Wie eine Brut-
henne umgab sie mich mit aller Nach-
sicht; nach außen und gegen Obrigkeiten
aber war sie unbändig. Aus großer Ar-
mut hatte sie sich im 1. Weltkrieg, zuerst
mit einem Hund als Zugtier, einen klei-
nen Milchhandel nach Asch aufgebaut.
Als dann gegen Ende des letzten „tota-
len“ Krieges das inzwischen ersparte
Pferd konfisziert wurde, wurde sie fuch-
tig. Ich sag es lieber in Versen:

Das Mädchen hatte schwarzes Haar
(das blieb so bis ins Greisenjahr);
Pech-Augen sprühten Temperament:
man sie im Dorf „Die Schwarze“ nennt.

Mit zwölf dreht sie die Zettel-Spul'
vor ihres Vaters Webstuhl.

Die sechs Geschwister brauchten Brot.
Sie sang und tat, was Gott gebot.

Die Jungfrau wie von Ebenholz
erweckt im Vater zu viel Stolz.
„Den sie erwählt, der nicht sie kriegt!“ —
Prompt sie im Arm ein Knäblein wiegt.

Noch immer sagt der Alte: nein! —
Da naht das zweite Kindelein.
Nun gibt er nach — (ich danke ihm,
so wurd' mein Vater legitim).

Die Weltkriegsnot erst richtig weckt,
was Kraft und Wille in ihr steckt.
Sie handelt Milch und fährt sie aus
mit Hundsgespann von Haus zu Haus.

Drauf konnt' ihr Sohn Geschäfte baun,
wurd' stolzer Milchmann Emil Braun.
Das war ihm mehr als Weben wert.
Der Hund schirrt' ab, man kauft' ein
Pferd,

man baute Haus, man kaufte Land,
im Stall auch Kuh und Ziege stand.
Doch was der Frau die Finger brennt,
ist weiterhin ihr Temperament.

Kommt spät ihr Mann von Wirtshaus-
Nacht,
sein Flügelhorn am Türstock kracht.
„Steig mir afs Kreiz, du olwara Hund!“,
das sprühte leicht aus ihrem Mund.

Der zweite Weltkrieg rief zwei Söhn',
davon muß' einer untergehn.
„Man zieht sie auf, ihr schießt sie tot!“
Dies Wort man strengstens ihr verbot.

Zum Frontkampf sollte auch der Gaul.
Da brennt sie wieder sich das Maul:
„Der wos des hult, dern sölln van Gsicht
die Augn aasfalln!“ Das hieß: Gericht!

„Wie meint sie das?“ „Dern renne glei,
hult der dös Pfaa, d' Mistgawl ei!“
„Und wenn ein Kriegsherr braucht dös
Pfaa?“

„Dern stich e nieder grad sua aa!“

Man tat ihr nichts. (Noch am Schafott
hätt' sie gespien Schimpf und Spott). —
Doch dann der Tscheche. Alles aus.
„Ihr müßt nun fort von eurem Haus!“

„Dann zünd ich's an!“ war's erste Wort.
Drauf mußten die zwei Alten fort
im allernächsten Morgengrau.
Da war's zu viel. Nun schwieg die Frau.

350 Jahre „Oberreuther Geipel“

Im Ascher Ländchen, an der Straße,
die von Asch über Wernersreuth nach
Brambach und Fleißen führt, lag die
Ortschaft OBERREUTH, mundartlich
Uawaraath („lag“, denn das Dorf exi-
stiert nicht mehr). Wie der Name aus-
sagt, handelt es sich um eine alte Ro-
dungssiedlung, deren Anfänge wohl im
12. Jahrhundert zu suchen sind. Am
30. Jänner 1291 wird in einer Pfandur-
kunde „Oberrouete“ genannt. In diesem
Ort, der meist aus Bauernhöfen bestand,
war über 350 Jahre eine Familie ansä-
sig, die „Geipel“ von Hs. Nr. 3.

Als sich im Jahre 1565 der Hans Gei-
pel aus Fleißen in Oberreuth bäuerlich
niederließ, ahnte er bestimmt nicht, daß
er der Stammvater eines Geschlechts
werden sollte, das seit diesem Zeitpunkt
über 350 Jahre ununterbrochen den glei-
chen Besitz innehatte.

Er war aber nicht nur Bauer in Oberreuth, sondern zugleich Zedtwitzischer Richter in Niederreuth.

Sein Vater, Erhard Geipel, war Gastwirt und Bierbrauer in Fleißen sowie Schöffe des Herrschaftsgerichts zu Wildstein.

Auszug aus der Stammreihe GEIPEL aus Oberreuth, zusammengestellt von Lm. Herbert Schneider, 7401 Dußlingen, Goethestraße 3, anhand der Ascher Matriken (ab 1649, Statni Archivni PLZEN), Brambacher und privater Geipel-Dokumente:

GEIPEL Hans, Bauer in Oberreuth und Zedtwitzischer Richter in Niederreuth, geb. 1540, vh. 1565, † Obr. 1610

GEIPEL Ulrich in Oberreuth, geb. 1577, vh. 1609, † 21. 1. 1651 zu Obr.

GEIPEL Hans in Oberreuth, geb. 1610, vh. 1635, † 1680

GEIPEL Andreas in Oberreuth, geb. 1646, vh. 8. 10. 1671 Anna Catharina Wettengel

GEIPEL Lorenz in Oberreuth, geb. 26. 3. 1685, vh. 12. 10. 1710 Ursula Wagner

GEIPEL Christoph in Oberreuth, geb. 1720, vh. in Asch Eva Rogler

GEIPEL Johann Erhard, geb. 31. 7. 1755 in Obr. Nr. 3, vh. 5. 2. 1777 Anna Hendel aus Wernersreuth

GEIPEL Johann Simon in Oberreuth 3, geb. 1790, vh. 1820 Anna Elisabeth Wunderlich aus Neuhausen

GEIPEL Simon, Bauer in Oberreuth, geb. 16. 8. 1835 in Obr. 3, vh. 1860 Marg. Heinrich in Asch

GEIPEL Andreas, Bauer in Oberreuth, geb. 18. 3. 1865 in Obr. 3, vh. 22. 5. 1893 Ida Ernestine Zöfel aus Niederreuth

GEIPEL Adam, Bauernsohn in Oberreuth, geb. 31. 8. 1899 in Obr. 3, vh. 16. 10. 1926 Linda Ludwig aus Steinpöhl (Raubhäuser), gefallen 30. 7. 1944 in Angès/Frankreich.

Bei der Brandkatastrophe am 21. Mai 1917 wurden von den insgesamt 34 Anwesen 29 ein Raub der Flammen, einschließlich der Geipelschen Bierschenke, die ein Verwandter betrieben hatte. Auch der „Geipelhof“ brannte ab. Nur ein Giebel, an dem noch der bläuliche

Verputz zu sehen war, blieb stehen und war noch lange zu sehen.

Die Not war groß. Die Bewohner der umliegenden Ortschaften halfen, wo sie nur konnten und gaben den Abbrändlern vorübergehend Notunterkunft. Die Geipelfamilie fand in Ottengrün eine einstweilige Bleibe.

Der fünfzigjährige Bauer Andreas Geipel wurde schwer krank und hatte nicht mehr die Kraft zu einem Neuanfang. Er verkaufte seinen Besitz an den Wernersreuther Gastwirt Beilschmidt. Dieser tauschte mit dem Krugsreuther Grafen v. Zedtwitz, der um 1932 ein Hegerhaus mit Stall und Scheune errichtete (briefl. Mitteilung von Lm. Ernst Martin, Nürnberg und Luise Frauendorf, Erlangen). Von dem Erlös aus dem Verkauf der Grundstücke erwarb Andreas Geipel das Reihenhaus Nr. 219 in Schönbach b. Asch, das bis zur Vertreibung 1946 im Besitz der Geipelschen Erbgemeinschaft war.

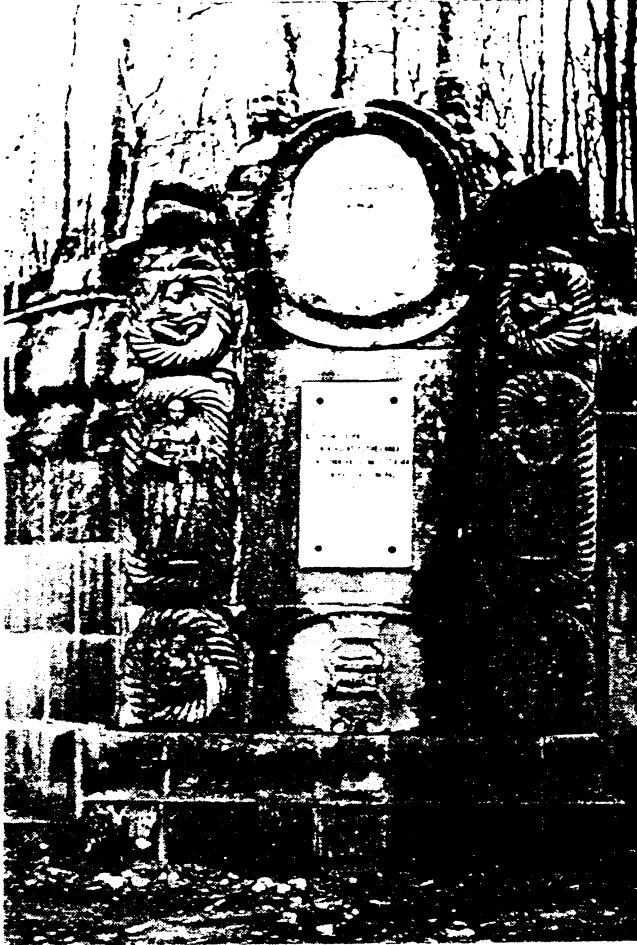


Die Oberreuther Geipel-Familie hatte ein Wappen, von dem wir hier eine Skizze zeigen können.

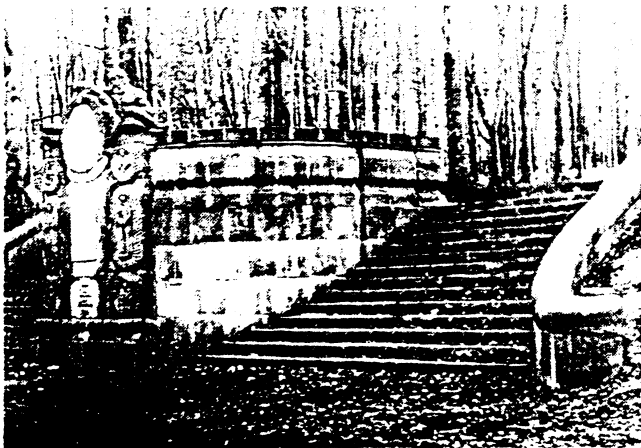
Hildegard Schuller geb. Geipel,
8483 Vohenstrauß, Bahnhofstraße 38

Geipel-Denkmal heute

Die einstige Inschrift „Ich liebe meine Heimat“ und die dazugehörige Bronze-tafel mit dem Kopf Gustav Geipels, Ehrenbürger der von ihm so ausgiebig geförderten Stadt Asch, sind verschwunden. Statt dessen steht an gleicher Stelle irgendetwas Tschechisches zu lesen, dem



Sinne nach etwa: Parkanlage des 1. Mai in Asch. Für die Tafel in der unteren Mitte hat ein Mann namens K. Weiss Reime geschmiedet, die in deutscher



Übersetzung etwa lauten: „Ertöne, tschechische Musik, laß das Land ein neues Lied singen. Die slowakische Hand klatscht mit mir Beifall und auch mit dem Ascher Land, neues Paradies des tschechischen Staates“.

(Wem da nicht Krokodilstränen der Rührung kommen . . .)

Ein Wahrzeichen der Heimat

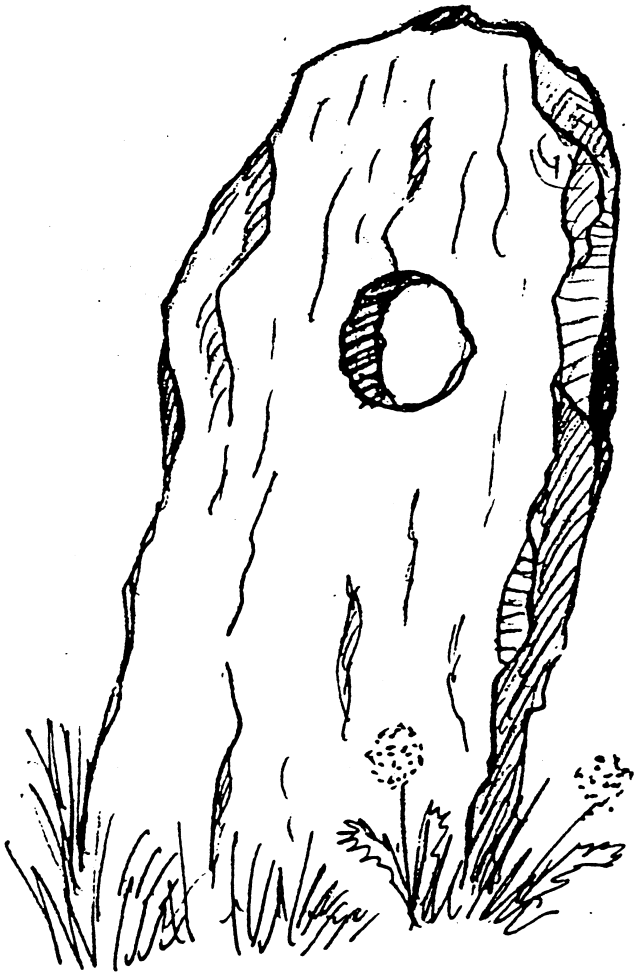
Sollte eine Heimatgruppe (wie schon die Haslauer und die Roßbacher in Verbindung mit dem Ascher Gesamtbezirk) wieder einmal einen Gedenkstein, ein Mahnmal errichten wollen, so könnte sie ohne teure Gegenwartskünstler auskommen und das steinerne Wahrzeichen der Brückensäule nachbilden.

Denn die historischen Kriegerdenkmäler von daheim kann man nicht einfach kopieren. Auch hat sich der Zeitgeschmack geändert. Und über Geschmack läßt sich bekanntlich immerzu streiten. Wer heutzutage einen Grabstein bestellt, hört Verschiedenes je nach Friedhofsverwaltung: Keine geschliffenen Prunksteine!, oder keinen Bruchstein!, kein Schmiedeeisen!, usw. Was ist Kunst, was ist Modetorheit?

Die uralte und gleichzeitig moderne Form der Brückensäule aber ist würdig und eindrucksvoll — und uns von den Ahnen geschenkt.

Die einstige Verwendung als Hilfe für Mensch und Zugvieh, daß sie gefahrlos ihren Weg ziehen, ist bedeutsam: Nach alter Vorstellung mußten ja auch die Toten in die andere Welt über ein Wasser, so daß man noch im vorigen Jahrhundert das Leichbrett, auf dem der Verstorbene aufgebahrt war, beim Brandwald über den Elsterbach legte.

In die Vorderseite dieses grob behauenen Gedenksteins kann die Platte mit den Inschriften eingesetzt werden. Stein und Steinmetz sind preiswert im Fichtelgebirge zu haben. (Es wird trotzdem noch genug kosten). Ist er dann aufgerichtet, wird jeder Fremdenführer eifrig seine symbolische Bedeutung erläutern. So könnten wir zur Ehre der Helden-söhne und zum Ruhme der Heimat ein aufsehenerregendes Mahnmal schaffen.



Gedenkbuch der Gefallenen

Die in Rehau am 4./8. 84 versammelte Wernersreuther Heimatgruppe hat beschlossen, ein Gedenkbuch der Gefallenen anzulegen, gleich, ob daraus irgendwann einmal ein Denkmal werden kann oder nicht. Folgende Angaben sind nötig:

Name, Vorname, Geburtstag, Eltern, Hausnummer, wann und wo gefallen oder vermißt.

Ferner sollte geliefert werden: Lebenslauf, Beruf, Soldatenzeit, Feldpostnummer, Regimentszugehörigkeit, Rang, Auszeichnungen, Einsatzgebiete, abgelichtete Urkunden und Papiere sowie Abzug einer Fotografie.

Eine Reise ins Heimatdorf

Die „Lebenslinien“ von Wernersreuth schildern den Ort in Rundgängen, wie er einst war. Nach 40 Jahren sind die außenliegenden Ortsteile untergegangen (ausgenommen die „Neuen Häuser“); östlich der Elster stehen nur noch das Beilschmidt-Wirtshaus (Nr. 25), das Putzhaus (Nr. 153), die Villa Martha (Nr. 144).

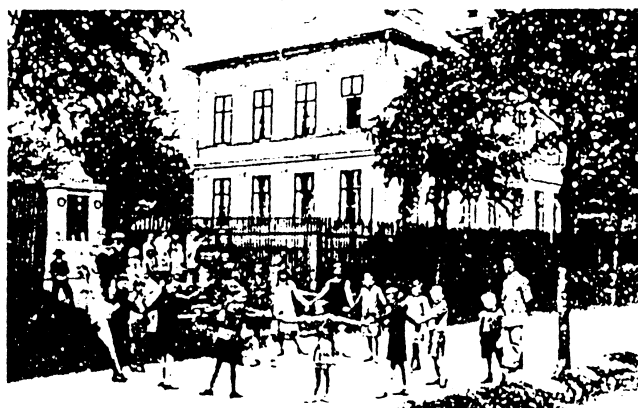
Andererseits sind Wochenendhäuser entstanden und, besonders im Ortskern, manche Bauten schön hergerichtet worden.

Ein Wernersreuther Kind von den Heidhäusern, jetzt DDR, wandelte auf der Suche nach den Spuren ihres Vaterhauses ungefähr auf unseren bisherigen Rundgängen. Sie erzählt darüber in einem Brief (an Hilde Fuchs, Aschaffenburg):

Liebe Nachbars-Hilde!

Ist es nicht ein eigenartiger Zufall, daß ich zur Zeit eures Treffens in Wernersreuth war? Einmal wollte ich noch hin, es ist ja von hier sehr weit.

Die letzte Deutsche im Ort, die Frau Klaschka (neben Lederer-Tischer-Michel), ist auch schon 80 Jahre alt. Sie war im vorigen Jahr schwer gestürzt und lag lange Zeit in Asch im Krankenhaus. Ihre Tochter ist so alt wie ich und wohnt gegenüber vom Friedhof in einem der neueren Häuser, habe vergessen, wer früher drin wohnte. Überhaupt fällt das Erinnern schon sehr schwer. Ins Dorf kam ich seinerzeit nicht so viel, als ich nach Asch durch Nassengrub oder übers Gashäusel zur Schule ging. Immer wieder habe ich darüber gestaunt, wie klein die Stelle ist, wo einmal ein Hof stand. Das ganze Untere Dorf besteht ja nicht mehr, nur das Haus vom Sandner-Schuster steht noch. Am Hang, wo das Schloß stand, sind einige sehr schöne Bungalows gebaut worden, auch in der Nähe vom Beilschmidt (am Zinnbergfuß) stehen drei



Das Wernersreuther Schulhaus mit Kriegerdenkmal einst ...



... und jetzt

schöne Wochenendhäuschen, eines ist noch im Bau. Ein Teich ist angelegt von Milchmann Daniel (198) zum Knöckelsweg, Haus Daniel Berta (218). Ob der Teich für die Urlauber zum Angeln gedacht ist oder drauf Kahn gefahren werden soll, konnte ich nicht erfahren. Die

noch stehenden Häuser sehen alle gepflegt aus, bis auf das gegenüber vom Beilschmidt (ich glaube, das hat früher mal dem Wirt mit gehört) und das vom Tischler-Michel. Da war mal die Feuerwehr drin, sind zwei große Tore eingebaut, aber nun will es sich die Dorfjugend als Klub einrichten. Den Schweden-Laden baut sich auch jemand wieder aus. Neue Fenster sind schon drin. Sehr schön ist das Schulhaus geworden, das erkennt man gar nicht wieder. Es wurde mit großem Aufwand als Ferienhaus durch die ehemalige Fa. Geipel ausgebaut. Ein Ziegelzaun ist drum, das Kriegerdenkmal ausgespart. Es wundert mich, daß das noch stehen blieb, wo doch alles, was an uns Deutsche erinnerte, beseitigt wurde. Auch der Friedhof existiert noch, aber seit einigen Jahren wird in Asch beige-setzt. Durch die Jahre und starke Kälte des letzten Winters sind viele Grabsteine umgefallen und eingewachsen. Den von Bayer-Hilde habe ich zum Beispiel nicht mehr gesehen.

Zweimal bin ich mit unserem Steffen, er wird im Juli 10 Jahre alt, zu unserem Berg hinter. Es war gar nicht so einfach, bis zu der Stelle hinzufinden, wo mal unser Haus stand. Einmal bin ich über den Rain hinter, wollte bei Netsch rauskommen, aber dann war ich doch ein wenig zu weit links geraten. Es ist da eine Wildfütterung angelegt, ein Jägersteig, wo mal kein Weg war früher. Dann konnte ich mich lediglich an den hohen Bäumen orientieren bei unserem Holzplatz. Auf allen Vieren durchs Gestrüpp und Windbruch, dann steht man an ein paar von Gras und Brennesseln überwachsenen Steinen mitten im Wald. ohne Fernsicht und staunt, daß da mal ein Haus, Stall und Scheune standen. Ein Stück Kellergewölbe war noch zu sehen, im Keller lag sogar noch Schnee, weil durch die hohen Bäume die Sonne nicht durchkam. Unser halbverdorrter Apfelbaum bemüht sich mit ein paar neuen Zweigen ans Licht und etwas Stachelbeergestrüpp war neben dem rostigen Rest der Häckselmaschine noch zu sehen. Es ist alles so traurig.

Über den Lumberhau bin ich zurück, stand auch an der Stelle, wo Euer Hof stand. Aber da ist es auch sehr gefährlich, wo einmal der Brunnen war. Ebenso erging es mir bei Eberl, die Pumpenhäuser wurden zwar vor Jahren einmal mit Brettern abgedeckt, aber sie sind inzwischen verwachsen und verfault. Wenn man da einbricht, findet einen so schnell keiner. Ebenso deprimierend bei meinem Onkel am Lumberhau, auch nur ein paar überwachsene Steine und zwei große Bäume, an denen man sich orientieren kann, wo mal das Gehöft stand.

Das zweite Mal bin ich die Straße nach Oberreuth hoch. Vom Wagner-Schuster aus geht die Waldstraße Richtung Steingrün. Über dem Kalkofen ein großer Holzeinschlag, daneben viel



*Wie es auf der Wernersreuther „Hut“ einst war (Blick Richtung Kalkofen, Ploß)
(Foto: Herbert Ploß) ...*

Windbruch. Da lag noch viel Meter-Holz herum, sehr sparsam gehen sie nicht um mit dem Holz. Wir haben uns dann durchgeschlagen, bald über umgestürzte Bäume, bald drunter weggekrochen. Beim Rietsch kamen wir dann heraus, da stand ein Bauwagen, ein paar Ziegel waren aufgeschichtet. Niemand war zu sehen. Die Villa Martha schimmert auch nur noch ein bißchen durch die Bäume. Angeblich will sie einer ausbauen, aber was der in der Einöde will? Der Weg führt ja noch herauf, aber gerade bei meinem

Onkel am Lumberhau ist es sehr naß, der Bach hat sich seinen Weg gesucht, da ist ohne Gummistiefel schlecht durchzukommen. Das Grab über Stowassers Acker habe ich nicht gefunden, bin allerdings auch nicht weit hoch in Richtung Frank, sondern an Stowassers Acker (er ist bestellt) in unsere Richtung rüber. Aber das sagt sich leicht; wenn man im sumpfigen Gelände zwischen Erlen steht, fällt die Orientierung schwer. Ich bin aber tatsächlich über unser Schwedenholz wieder bis zu uns gekommen.

Auf dem Gelände der Goßler-Mühle stehen auch vier schöne neue Wochenendhäuser. Das Röder-Tischer-Haus im Dorfe ist ein Schmuckstück. Mir wurde gesagt, die haben Maschinen verkauft und davon das Haus modernisiert, Garage gebaut und den Garten schön angelegt.

Das Feiler-Wirtshaus ist auch sehr schön ausgebaut, die Leierei dazu. Es ge-



... und heute das Nichts: die Bäume stehen noch ...

hört jetzt einem Lehrer. Als wir dort waren, befanden sich gerade Urlauber aus Thüringen darin. Wir kamen ins Gespräch und die Leute haben sich gefreut, weil sie jemanden kennenlernten, der früher mal dort wohnte. Sie waren von den Tschechen eingeladen worden, dort ein paar Tage Urlaub zu verbringen.

Schönes Wetter war, und sie waren vor allem von der Ruhe angetan. Die Nickel-peter Linda haben wir mit besucht. Die wohnt doch an der Straße nach Asch in dem Haus, das dem Briefträger gehört hat. Wenn sie auch billig zu dem Haus gekommen sind, reingesteckt haben sie allerhand für die Erhaltung und Modernisierung. Sehr tüchtig muß die Linda sein, alles ist sehr sauber und gepflegt.

Weißt du übrigens, wer Michael Merz ist, der in Wernersreuth begraben liegt? Ist es der Onkel von Herta Merz aus Klatschhausen? Die Herta ging mit mir nach Asch zur Schule, ihr Vater ist gefallen, aber doch sicher nicht daheim begraben. Das Grab ist nämlich sehr gepflegt. Es käme immer aus Asch eine Frau, die das macht, wurde mir gesagt ...

Schulbezirk Asch.

Zahl 9
Schuljahr 18 98/99

Entlassungs-Zeugnis.



Wolfgang Braun

geboren am 10. Juli 1885 zu Wernersreuth in Böhmen,
katholischer Religion, hat die Schule besucht vom 1. September 1891
bis 15. Juli 1899, zuletzt die zweite Abteilung der dritten Klasse der
Drei classigen allgemeinen Volksschule in Wernersreuth,
und nachstehende Noten erhalten:

Eitliches Betragen vollkommen entsprechend
Fleiß ausgezeichnet

Leistungen in den einzelnen Lehrgegenständen:

Religion		<u>sehr gut.</u>
Unterrichts- sprache	Lesen	<u>sehr gut.</u>
	Sprachlehre	<u>sehr gut.</u>
	Rechtschreiben	<u>sehr gut.</u>
	Schriftlicher Gedankenaustruck	<u>sehr gut.</u>
Schreiben		<u>sehr gut.</u>
Rechnen in Verbindung mit geometr. Formenlehre		<u>sehr gut.</u>
Naturgeschichte und Naturlehre		<u>sehr gut.</u>
Geographie und Geschichte		<u>sehr gut.</u>
Zeichnen		<u>sehr gut.</u>
Gefang		<u>sehr gut.</u>
Turnen		<u>sehr gut.</u>

Außere Form der schriftlichen Arbeiten sehr gefällig

Da dieser Schüler hienach den gesetzlichen Anforderungen (§. 21 des Reichs-Volksschul-
Gesetzes vom 2. Mai 1883) entsprochen hat, so wird er kraft dieses ihm erteilten
Zeugnisses aus der Schule entlassen und der weiteren Schulpflichtigkeit enthoben.

Allgemeine Volksschule in Wernersreuth

den 10. Juli 1899.

Lehrkräfte:

A. Thoma
Leiter der Schule.

Oliver Rüstler,
Classenlehrer

Noten-Skala.

Noten	1	2	3	4	5
Eitliches Betragen	vollkommen entsprechend	entsprechend	minder entsprechend	nicht entsprechend	
Fortgang	sehr gut	gut	genügend	kaum genügend	ungenügend
Fleiß	ausgezeichnet	befriedigend	ungefährdählig	gering	
Außere Form der schriftlichen Arbeiten	sehr gefällig	gefällig	minder gefällig	nicht gefällig	ungefällig

Zur Gedächtnisauffrischung sollen von nun an Schulbilder veröffentlicht werden.

Als erstes bringen wir diesmal den Geburtsjahrgang 1922. Wer nennt die Namen? Und wer hat noch solche Bilder? Dieses wurde zur Verfügung gestellt von Hermann Flauger; der 1972 verstorbene Lehrer hieß Ernst Entian:



Robert Schreyer:

Ein Gschichtl aus dem Wernersreuther Klatschhausen

Den Südhang des Salerberges säumte die Klatschhausener Häuserzeile, leicht bergan steigend. Früher stand in jedem Haus ein Webstuhl, und das Klitsch-Klatsch des Weberschiffchens, wenn es zwischen Schuß und Kette hin und her flitzte, gab dem Ortsteil den Namen.

Aus Spaß sagte man, die Klatschhausener backen die Pfannenknödel nur „auf einer Seite“: auf der anderen Seite des Weges standen nämlich keine Häuser.

Am oberen Auslauf der Häuserreihe, zwischen dem Friedl-Friedrich und dem Röidl-Heisla, war ein Haus erdgeschos-sig in den Berg gestellt. Eine stockwerk-hohe Holzterrappe führte zum Wohnge-schoß, unten waren Keller und Stall; davor ein großer Holzplatz mit einem zweimannigen Hackstock. Hier wohnten fleißige Leute, und der Hausvater, ein langer, hagerer Mann mit einem zierlichen Kopf, ging nach Asch in die Arbeit. Weil im Wernersreuther Dorf-leben jeder einen Spitznamen bekam, nannten die Lausbuben der zwanziger Jahre den hochaufgeschossenen Mann „Zuckerstengel“ nach der damals be-gehrten Jahrmarktssüßigkeit: eine Stan-ge bunten Kristallzucker, 25 cm lang, 1,5 cm dick.

Seine brave Frau, die Katl, war er-heblich kleiner, aber dafür, wie viele Wernersreutherinnen, umso redebegab-ter. Brachte der Mann am Sonnabend, wie es öfter vorkam, einen zünftigen Rausch nach Hause, dann kam die Katl in Fahrt. Stundenlang war sie zu hören. Einmal, es war Anfang der dreißiger Jahre, wurde ihm das zu dumm. Im Rausch lief er schnurstracks zum nahe-gelegenen Rohrteich, um zumindest so zu tun, als wolle er sich das Leben nehmen. Er watete bis zur Kniehöhe hinein, tauchte den Kopf ein paarmal unters Wasser, wurde nüchtern und ging zähneklappernd heim zu seiner Katl.

Von etlichen Klatschhausener Buben war dieser Freitodversuch bis ins Detail beobachtet worden. Am anderen Mor-gen hieß es vor der Schule: „Du, weußt scha? Inn Râuhateich schmeckts Wasser söiß!“ „Vawaa?“ „Waal sich drinna ge-sterne der Zuckerstengl dasaffm wollt!“

Alkoholische Geschichten

Wir kehren ein im Gasthaus zum Grü-nen Frosch, an der Steingrüner Gemein-degrenze im tiefsten Tannich. Weil um die Fosnatszeit draußen der Schnee so jagt, horchen wir auf die Geschichtlein am Wirtshautisch. Von wem und was? Vom Alkoholgenuß und seinen Folgen.

Das Fronleichnamtsbad

Die „Roßbe“ (Künzel) sind ein starker Wernersreuther Stamm und Musikanten mit Leib und Seele, erzählt der Schreyer Robert. Stand- und trinkfest war die „Roßbe-Kapelln“, beliebt als Streichor-chester und noch mehr für die saubere Blasmusik. (Geprobt wurde in der Stube, wo der Säugling im Bettchen schlief — so wird der Nachwuchs angelernt).

Auch zum Fronleichnamtsfest 1935 in Katholisch-Himmelreich spielten sie beim Netsch auf und der Doppelliter Bier ging reihum. Erst spät „is oobläusn worn“. Ein wackerer Bläser, der Gäugl Hermann, nahm dann den Steig ins Dorf durch Unternassengrub, am „Welschen-adolf“ und der „Hoslnußstauan“ vorbei über die „Lâuh“, ein sumpfiges Tälchen oberhalb des Rohrteichs am Lerchenpöhl. Bei den Aschern heißt die Stelle „die kleu Oaschwelln“, als schriftdeutsch — nicht was Sie denken — „die kleine An-schwelle“. Zwei dicke Bretter überbrücken das Bächlein,

Ich ging Freitag früh zur Bergschule nach Asch. Da hörte ich am Lohbächlein grollendes Schimpfen. Ein Hut lag da, dort ein Stecken, etwas weiter ein Flügel-hörn. Und nun erblickte ich den Gäugl Hermann stangenlang im Bach, sein brei-tes Kreuz staute das Wässerchen, das ihn berieselte. Wild schimpfte er mit denen, die ihn vermeintlich in den Bach gestoßen

hatten. Ich nahm seinen Stecken und wollte ihm heraushelfen — unmöglich, er sah in mir einen der Bösewichte, ich mußte davonlaufen.

Einige Jahre später erinnerte ich den Hermann beim Beilschmidt an sein Fronleichnamtsbad. „Gäh ma weeg!“, sagte er, „dees is doch niat wäuha! Dees war ich niat!“

Klopfet, so wird euch aufgetan

Der Daniel-Wolf spielte auch bei der Roßbe-Kapelle. Eines Sonnabends war es wieder recht zugegangen, so daß er seinen Rausch in den Sonntagvormittag hinein ausschließ. Die Schlafstube lag neben der Küche, wo meine Mutter schon für Mittag die Schnitzel mit kräftigen Hammerschlägen klopfte. Da stand plötzlich der Wolf in seinen weißen „Gatterhosen“ in der Küche und rief entrüstet: „Ja häiert diats denn niat, daß äimat z eia will?“ Er meinte, es habe an der Haustür geklopft, und sprang auf den Hausplatz; vergaß dort alles und versuchte aus unerklärlichen Gründen durchs Kellerfenster ins Freie zu gelangen, wo er stecken blieb.

Jedara mou saa Packl trogn

Der Hultz-Merz war Zimmermann, erzählt seine Tochter Lydia, da gab es alle Zeitlang einen Hebschmaus zu feiern. Einmal tranken er und der Fuchsnickel-Maurer von den Neuen Häusern gewaltig einen über den Durst. Vor dem Heimgehen ist es passiert, da ging dem Fuchsnickel alles in die Hose. Das war ein Gefrett, schließlich wurde die Hose ausgezogen und zu einem Päckchen gerollt. Ein Ersatz-Beinkleid fand sich. Unterwegs aber wurde das Päckchen in der Hand immer klebriger, da warf es der Fuchsnickel oben beim Miramonte weg.

Wenn nur nicht die Frau vorbeigekommen wäre, die ihnen nun immerfort nachlief und sagte: „Moa, Sie hann fei a Packl verläuern!“

Der Schabernack

Der Wernersreuther Oberlehrer Pellar war in Schildern zuhause. Dort tranken sie eines Abends kräftig im Wirtshaus mit einem Ascher Fabrikanten und Sonntagsjäger. Der hatte seine Gemahlin dabei, die ein schönes Pelzboa trug. Jetzt

hing es am Garderobehaken. Einer aus der Runde ergriff es beim Hinausgehen und drapierte es draußen in eine Baumkrone. „Schau amal asse, däu sitzt a Vöich inn Baam“, sagte man nun zum Herrn Jäger. Der sprang ans Fenster und griff nach dem Gewehr. Pellar wollte ihn zurückhalten: „Dees is fei near a Schabernack“. Das aber verstand der Jagdmeister als Name für ein exotisches Tier. „Dearn schöiß e oia“, schrie er, stürzte hinaus und schoß mehrere Löcher in den wilden Schabernack (laut Adolf Grieshammer).

Zwischenbemerkung

Für den nicht so eingeweihten Leser: Die gewaltigen Räusche, die die Unseren gelegentlich heimtrugen, waren Teil des harmlosen geselligen Lebens und lassen sich nicht modisch-kritisch „problematisieren“. Man hatte nicht so viel Geld, daß man „alkoholabhängig“ werden konnte, und auch keinen Grund dazu. Die fettarme Ernährung ergab schon mit wenig Stoff einen tüchtigen „Zünder“. Oft reagierten die genügsamen Eingeweide mit natürlicher Abstoßung (so daß dieses Thema eine beliebte Zugabe darstellt). Auch wenn im Wirtshaus gerauft wurde und die Frauen schimpften — es ging fast immer glimpflich ab.

Allerdings deckt der Rausch versteckte Eigenschaften auf. Die einen Anekdoten offenbaren Gutmütigkeit, andere bringen einen Herrensinn an den Tag. Davon erzählt der alte Roßbacher Eduard Martin im Rb. 8. 9. 51:

„Es lebten früher die Bauern als freie Menschen, von keiner Industrie, keinem Kapital geknechtet, niemand ließ sich vom anderen bedrücken. Wenn mein Großvater nachts vom Wirtshaus mit einem „Zünder“ heimging, war er ein selbtherrlicher Mann. Er erwartete, daß die schlafenden Familienangehörigen ahnten, daß er jetzt komme, sie sollten die Türen öffnen, Licht machen, daß er ohne zu klopfen bequem hätte eintreten können, ihn empfangen. Als einmal nicht gleich aufgemacht wurde, schrie er: „Wenn e near wos passeds finnat, ich

stäuſat as alt Wandl ei“. Seine schulpflichtigen Töchter machten seinerzeit Roßbacher Meistern Kettenspulen: deren Spulräder trat er zusammen. Wer nicht auf den Dachboden flüchtete, jung wie alt, bekam Hiebe. Sobald er aber seinen Alkoholdampf ausgeschlafen hatte, richtete er das Zerstörte wieder her und war ein gütiger Hausvater.“

Wo Milch in „Honig“ fließt

Mein Großvater mütterlicherseits, der Schotten-Johann (Pöllmann), war ein hochherziger Mann, langjähriger Bürgermeister von Rommersreuth. Als einem Häusler die Kuh verreckte, schenkte er ihm eine. Seine sechs Kinder verehrten ihn. War er aber beim Kartenspielen im Hoyer-Wirtshaus, dann wurde es heller Morgen, ja einmal vergingen drei Nächte, ehe er heimkam. Als er früh den Stall betrat, saß die Ehefrau schon unter der Kuh und melkte. Sie machte eine bissige Bemerkung; da nahm er die vollen Milcheimer und schüttete sie in hohem Bogen in die Odelrinne.

Der „Huckauf“

Beliebt waren Spukgeschichten. Die Gespensterfurcht war in früheren Zeiten überall, besonders in unserem Waldland, verbreitet. Eine Mühle war für gruselige Erzählungen der rechte Ort, und dem Müller haftete wegen seiner besonderen Kenntnisse der Ruch der Magie an. Aber auch ein Gang durch nächtlichen Wald oder über einen Friedhof bei Nacht hatte es in sich!

Alpträume verdichteten sich zu Kobolden, die von einem Baum oder Felsen herunter Wanderern auf den Rücken sprangen und nur schwer abzuschütteln waren. In der Längenau bei Roßbach soll ein solcher „Huckauf“ sein Unwesen getrieben haben. Daran wollte ein Ziegenrücker Mann nicht glauben, erzählt das Ascher Sagenbuch (Fischer) S. 81. Immer wenn im Wirtshaus die Rede darauf kam, lächelte er nur spöttisch. Als er wieder einmal Besorgungen in Asch erledigt hatte, sagte er auf dem Heimweg halblaut vor sich hin: „Nun gehe ich heute zum zweitenmal an der Stelle vorüber und es

geschieht mir nichts.“ Sein spöttisches Lächeln umspielte dabei seinen Mund. Plötzlich erhob sich ein Rauschen in den Bäumen wie bei einem starken Sturm, etwas packte ihn von rückwärts an den Schultern und hockte sich auf seinen Rücken. Den Atem verschlug es ihm und nur mühsam kam er weiter. Mit einer unsäglichen Last beladen schleppte er sich bis zum Ende des Waldes. Da endlich fühlte er einen Ruck und der Huckauf sprang von seinem Rücken ab. Ein höhnisches Gelächter folgte. Der Mann sah sich um, ohne etwas zu erblicken. Schweißtriefend kam er daheim an, seine Frau entdeckte auf seinen Schultern den Abdruck von fünf Fingern. Einige Wochen lag er krank darnieder, aber sein Leben lang blieb sein Mund zu einem Spottlächeln verzogen.

Zwischen Niederreuth und Wernersreuth, wo das Elstertal, durch Felsen von Zeidelweide und Bühel eingengt wird, ragt der Katzenstein. Vielleicht haben dort einst Wildkatzen mit ihren feurigen Augen den Wanderer erschreckt. Der Sage nach sprang auch dort ein Huckauf den Frauen auf den Tragkorb.

Anscheinend machte sich manchmal ein Schlawiner diese Gespensterfurcht zunutze, hüllte sich in ein weißes Bettuch und erschreckte ängstliche Wanderer, ja erleichterte sie sogar um ihre paar Kreuzer.

Wurde ein solcher „Geist“ von einem Unerschrockenen entschleiert, so hatte dies nicht nur den unmittelbaren Nutzen, daß ihm das Handwerk gelegt war. Weitererzählt, diente es auch zur Aufklärung und Ermutigung furchtsamer Gemüter.

Eine solche Erzählung trägt den Titel: „Bist du ein Geist, so fliehe; bist du ein Mensch, so stehe“.

Bist du ein Mensch, so stehe!

(Frida Geipel)

Der Katzenstein im Elstertal zwischen Niederreuth und Wernersreuth war verrufen als Sitzplatz eines „Huckaufs“, und somit auch für das Erscheinen eines künstlichen Gespenstes bestens geeignet.

DER SPUK AM KATZENSTEIN

Am Katzenstein nach Niederreuth gab's manchen Spuk in alter Zeit: dort stand oft in der Dunkelheit ein Geist in langem weißen Kleid. Wenn dann ein Weiblein, abgehetzt, den Tragkorb dort zum Rasten setzt', ist dieser „Huckauf“ schnell gekommen, hat all ihr bißchen Geld genommen. So ging der Spuk jahraus, jahrein, am Niederreuther Katzenstein! Bis dann ein Mann aus Wernersreuth die Leute von der Angst befreit. Er zog sich einen Kittel an, war auch mit Kopftuch angetan, trug so, gebückt im Mondenschein, den Tragkorb hin zum Katzenstein. Und setzt ihn ab auf Felsenkant' — da raschelt's schon am Waldesrand: der Geist kommt in die Nähe.. — „Was Gott will, nun geschehe“, sprach unser Mann und schrie: „Bist du ein Geist, dann flieh!“ „Bist du ein Mensch, dann stehe, daß ich dich besser sehe!“ — Das hat den Geist verstört. Was er auch tat: *verkehrt!* Sollt' er — als Dämon — weichen? Dann konnt' er nichts erreichen. Somit als Mensch er stehen blieb. Da kriegt' er schon den ersten Hieb, nun flieht er um sein Leben, hats Laken hergegeben, verschwand rasch in der Dunkelheit. So ward dem Spuk ein End bereit'.

„Bist du ein guter Geist?“ (Robert Schreyer)

Eine andere Spielart der Geschichte hat das in unserem Grenzland beliebte Schmuggeln zum Hintergrund. Dichter Wald, enge Täler, schmale Bäche, überall Mulden und Büsche boten den „Paschern“ gute Deckung.

Nach Niederreuth konnte man entlang der Elster „af der Sträuß“ oder über den „Bial“ (Bühel) gehen. Dieser Weg zog sich vom Unterdorf an Hangwiesen und Äckern hinan, dann ging er oben ebemäßig dahin. Vor Niederreuth kam noch ein Waldstück, das vor der Prechtelmüh' endete.

Auf diesem Weg strebte einst zu mitternächtlicher Stunde ein Wernersreuther Mühlenbauer von Niederreuth aus heimwärts. Kaum war er hinter der Prechtelmühle in das Waldstück emporgestiegen, trat ihm ein weißer Geist entgegen. Mit beschwörenden Bewegungen wollte der Unhold den Handwerksmann in die Flucht treiben.

Dieser tat, als fürchtete er sich sehr, kniete nieder und flehte: „Bist du ein guter Geist, so trete näher ...“

Der Geist muß ziemlich verblüfft gewesen sein, denn er näherte sich tatsächlich seinem Opfer auf Reichweite. Da sprang der Mühlenbauer hoch, packte ihn und fuhr fort: „Bist du aber von Fleisch, dann laß es mich spüren!“ — und drosch auf das in ein weißes Bettlaken gewickelte Gespenst ein.

Dieses rannte schreiend fort. Es war ein Pascher gewesen, der für seine Kamraden, die einen Viehtransport nach Sachsen leiteten, Vorposten gestanden hatte.

Diese Geschichte kannte mein Vater von seinem Großvater Johann Schreyer, der um 1840 in Wernersreuth geboren wurde. Der Mühlenbauer soll ein Huster gewesen sein. Mein Schulfreund Max Huster zeigte mir 1934 Zeichnungen von schön bemalten Schränken und Truhen seines Großvaters, der Tischler gewesen war. Dessen Vater war „Kunsttischler“ und Mühlenbauer gewesen.

Der tödliche Schreck (nach Ida Braun)

Eine Wirtshauswette mit tragischem Ausgang schilderte mir die Märchenfee meiner Kindheit, meine Tante Ida Braun geb. Prechtel aus Niederreuth.

Wieder einmal wurden Spukgeschichten am Wirtshaustisch zum Besten gegeben, und ein Niederreuther Bauer lachte über alle. Es sei doch kein Kunststück, nachts auf den Friedhof zu gehen, meinte er; die Toten tun niemandem was.

Zum Beweis bot er die Wette an, daß er gleich auf dem Heimweg über den Friedhof nach Wernersreuth gehen würde. „Aber wenn niemand dabei ist, wer soll das bezeugen?“ Der Bauer griff zu dem Holzhäcklein, das er von der Waldarbeit bei sich hatte, nahm aus dem Holzkasten ein Holzscheitel und spitzte es an. „Das schlag ich bei einem frischen Grab in den Boden, dann kann es morgen jeder sehen, daß ich dort war!“

Am nächsten Morgen herrschte große Betroffenheit, denn der Bauer lag tot vor dem frischen Grabhügel auf dem Gottesacker. Seine blaue Schürze war mit einem Holzpfehl an die Erde genagelt.

Er hatte sich gebückt, als er das Holzschreit einschlagen wollte; hatte dabei seine Schürze unter den Pfehl gebracht, ohne es zu merken. Als er sich wieder erheben wollte, mußte es ihm vorkommen, als ob der Tote aus dem Grab ihn festhielt und niederzog. Da traf ihn vor Entsetzen der Herzschlag.

Die Klochamouter

Zum Schluß noch eine Sagenuntersuchung mit volkskundlich-wissenschaftlichem Anspruch.

Das Sagenbuch berichtet über eine pelzkugelige Sagengestalt, die „Klochamouter“ (= Klagemutter). Einem Roßbacher Fleischhacker kam sie mitternachts bei Gottmannsgrün als „große Kugel dahergerollt“ und wälzte sich vor seinen Füßen mit großem Gewimmer“ (S. 89). Der Mann kam nicht mehr vorwärts, obwohl er einen Fuß vor den anderen setzte.

Auch zwischen Oberreuth und Niederreuth sollte sie „wie ein Wickel Werg über den Abhang und geriet den Mädchen zwischen die Beine. Das bedeutete nichts Gutes“ (S. 28).

Eine andere Seite der Klochamouter ist ihr Geheul. Man sagt daher im Vogtland zu ihr auch Winselmutter. In Neuberger erscholl es aus dem Burgturm. Eine Markeukirchner Chronik erzählt 1804: „Kaum woar i daham i's Brett krochen,

dou gung 's Hain u's Kloung, s' Winln u Lamentiern lous ... Mei Groußmutter hout za mir gsagt, Kied, dös is die Klougmutta“ (Kulturbote aus d. Musikwinkel, März 54).

Kein Wunder, daß man dahinter auch vermutete „die Stimme des Käuzleins, von Abergläubischen als Verkünderin eines Todesfalls gefürchtet“ (Schmeller, Bayer. Wb. II, 355).

„Auch im Erzgebirge heult vor dem Haus eines Kranken die Klagemutter. Man muß ein Tuch in die Gegend des klagenden Geräuschs werfen. Ist das Tuch morgens verschwunden, dann muß der Kranke sterben“ (Gustav Grüner, Rb. 28. 5. 55). Von meiner Großmutter habe ich vernommen, beim Ableben ihrer Schwester heulte die Klochamouter mit dem Sturm um das Haus.

Die Klagemutter gilt also als Totengeist. Daß sie den Fleischer nicht mehr weiterließ, den Mädchen zwischen die Füße rollte, kann symbolisch bedeuten: der Lebensweg wird abgeschnitten.

Es ist nun interessant, daß in dieser Sage ein alter Brauch fortlebt. Rogler hat diesen Ursprung aufgespürt. Beim alten Haslauer Leichenweg heißt eine Stelle „Af da Klochamouter“: „Vielleicht war es die Stelle, wo die Klageweiber ihr Klagegeschrei anheben mußten“ (Rogler, S. 118).

Damit erklärt sich alles. In früheren Zeiten wurden bei einem Todesfall berufsmäßige Klagefrauen geholt, die mit herzzereißendem Jammern, ja sogar mit Wälzen auf dem Boden den Angehörigen trauern halfen. Dieses Jammern, dieses Wälzen lebt fort in der sich am Boden rollenden, heulenden Sagengestalt.

Wir können sogar erschließen, wie die echten Klagefrauen gekleidet waren. In den Sagen ähneln sie pelzigen Kugeln. Sie werden also in dicke wollene Umhänge gekleidet gewesen sein.

Sogar deren Farben dürfen wir mutmaßen. Sie war entweder weiß (wie ein

„Wickel Werg“). „Es wird auch gesagt, daß dasselbe Gespenst im Voigtlande die Gestalt eines großen weißen Ballen habe“, heißt es in einer „Voigtländischen“ Volkskunde von E. Köhler (G. Grüner, Rb. 28. Mai 55).

Oder die Farbe war rot-braun-schwarz. Dafür haben wir eine wundervolle Veranschaulichung in der wolligen, rostbraun-schwarzen Raupe des Bärenspinner-Schmetterlings. Diese ca. 6 cm lange Raupe — im Bayerischen auch „Brauner Bär“ querte bei uns daheim zur heißen Heuzeit gerne den Weg; und sie trug den Namen „Klochamouter“ — offensichtlich wegen der Ähnlichkeit im Aussehen!

Abschließend ist festzustellen, daß dieses Brauchtum aus jenen Schichten unserer Ahnen kommen muß, die den slawischen Anteil verkörpern. Denn überlauteres berufsmäßiges Klagegebaren war den Germanen fremd. Sie meinten, es störe die Ruhe des Toten, laut Tacitus: „Klagen und Weinen lassen sie bald sein; den (stillen) Schmerz dagegen erst spät“ (Germania Kap. 47). Bei den Serben, Russen, Sorben usw. aber ist die Klagefrau nicht wegzudenken. Die Klagemutter ist deshalb unter Deutschen hauptsächlich aus slawisch durchmischten Gebieten bekannt: aus Oberpfalz, Vogtland, Siebenbürgen.

Das erweist sich auch an den Farben der Kleidung. Erstaunlicherweise trauerten viele slawische Stämme in Weiß. Kam aber das Klageweib schon vor dem Ableben, so war sie noch nicht in die weiße Trauerfarbe gehüllt. Welche Farben waren dann üblich? In dem Ort Schleife im heutigen Sorbenland, wo die sorbische Tracht noch wunderbar erhalten ist, gilt folgendes Neujahrsorakel beim Backen: färbt sich das Salz braun, kommt Krankheit; schwarz, kommt Tod. (E. Schneeweiß, Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden, Leipzig 1931, S. 153). Daher wird die Klagefrau beim Herannahen eines Trauerfalls in diesen Farben gekleidet gewesen sein. Ihre tierische Namensvetterin hat uns davon gleichsam ein Farbfoto aufbewahrt.

Seit der Vertreibung habe ich aber in der Fremde wohl nie wieder eine Klochamouter-Raupe gesehen. Uns Kindern galt sie wie heilig; man durfte nicht auf sie treten.

Nachts am Hustersteich

Ilse Bischoff, Enkelin unseres Liedermachers Gowers, erinnert sich: Mitten im Dorf, im „Tempel“, lagen nebeneinander der Köhlers- und der Hustersteich. So ein Teich könnte allerhand erzählen!

Am Hustersteich, ich sag es gleich, da wurd gespielt so mancher Streich.

Im Winter war da Schlittschuhlaufen für Mädchen, die nicht wollten raufen, wie es am Schloßteich üblich war.

dann drohte andere Gefahr:

Wenn böse Buben über Nacht das Eis dort kurz und klein gemacht, dann war man nahe am Ersaufen.

Im Sommer gab es manchen Spaß, wenn Geiers Zieg' am Ufer fraß.

Scheinheilig fraß die Hex in Ruh, solange man tappte auf sie zu.

Ging man vorbei an Teiches Rand, dann aber wurde es riskant.

Kaum hast den Rücken ihr gewandt, sprang hinter dir sie her im Nu, hat dich ins Wasser rein gerannt.

Im Gowers-Wirtshaus einst ein Gast der hatte zu viel Bier gefaßt.

Er macht sich auf und wollt nach Haus, doch zog er sich am Teichsrand aus.

Man muß schon sagen, heikles Spiel, daß er da nicht ins Wasser fiel.

Am nächsten Morgen, welch ein Graun, die Kleidung hing am Gartenzaun,

ein Nackter lag am Hustersteich, und alles schrie: a Leich! a Leich!

Zum Glück ein Schutzengel hielt Wacht am Hustersteich in mancher Nacht.



Der verstorbene Ernst Martin hat einige besinnliche Erinnerungen an Lieb- und Freundschaften hinterlassen, ohne große Pointe, aber lebensecht:

Der Griff ins Ungewisse

An einem schönen Maitag nach dem 1. Weltkrieg schlug die „Neibricher Kirwa“ zum erstenmal wieder ihre Zelte

auf, und alles strömte hin.

Auch ein junger Maurergeselle aus Asch, seine Freundin und ich wanderten durch die Hain nach Neuberg. Im Gasthaus Paradies tanzten wir viel mit dem Mädels, in einer Bude kauften wir uns jeder eine schöne Taschenlampe.

Auf dem Heimweg merkte ich bald, daß einer von uns dreien zu viel war, und ließ mich von einer vorbeifahrenden Ascher Kutsche mitnehmen. Am nächsten Tag traf ich die beiden wieder am Prochers Eck und erfuhr, wie sich ihr Heimweg gestaltet hatte.

In der Hain hatten sie zum Rasten eine Bank gefunden. Dort ließen sie sich nieder, während es duster wurde. Das Mädels hingte seinen schönen Hut an die Banklehne...

Damals hatten die Mädchen noch langes Haar, das aufgesteckt wurde. Der Hut konnte mit einer Hutnadel, so breit wie der Kopf, daran festgesteckt werden. Als das Mädchen also seinen Hut wieder aufsetzen wollte, war die Hutnadel weg. Die konnte nur beim Abnehmen heruntergefallen sein! Da es inzwischen pechschwarze Nacht war, kniete sich mein Freund hin und tastete jeden Zentimeterbreit Boden ab. Die Nadel fand er nicht, doch raffte er dafür in etwas anderes hinein, womit er nun mit gespreizten Fingern zum Händewaschen bis zum Stein gehen mußte. Aus war es mit dem Techtelmechtel.

Er schlug sich an den Kopf, als ich ihn daran erinnerte, daß wir uns doch eine schöne Taschenlampe gekauft hatten!

Der unglückselige Stoff an seinen Händen erwies sich als Ehekit, so daß sie heute als brave Eheleute noch lachen, wenn sie an die kostbare, von der Patin geschenkte verlorene Hutnadel erinnere.

Auf der „anterischen“ Wernersreuther Straße

Vor dem ersten Weltkrieg war diese Straße nur ein gut ausgebauter Gemeindegeweg. Sie führte von Asch herauf, oberhalb der bürgerlichen Brauerei beginnend, vorbei an „Neuer Welt“ und der ehemaligen Töpfergasse auf einen

Bergsattel von genau 700 m Meereshöhe am „Steinernen Kreuz“, wo links der „Leichweg“ nach Niederreuth abzweigte.

Rechts lag der „Roglerpark“ des Fabrikanten und Naturfreunds Heinrich Rogler, der nach Ascher Fabrikantenbrauch rund um die Stadt Boden aufkaufte und bepflanzen ließ, um einen erholsamen Waldkranz um die Stadt zu legen. Auch die Töpfergasse, so geheissen nach der bis in die 80er Jahre im Schindler'schen Haus Nr. 30 dort befindlichen Töpferei, wurde deshalb 1913 zu seinen (und seiner wohlthätigen Schwester Berta) Ehren in Roglerstraße umbenannt. Nachdem die Gasse noch auf Veranlassung des berühmtesten Ascher Fabrikantenmäzens Gustav Geipel ausgebaut und gepflastert worden, standen bis dorthin auch die Ascher Straßenlampen. Nach der letzten Lampe aber wurde es abends auf der anschließenden Wernersreuther Straße finster und anterisch.

Es war an einem windigen Septemberabend, da stand unter der letzten Laterne ein junges Fräulein und hoffte, es käme jemand, der mit ihr in der Dunkelheit weiterginge; sie wohnte am Lärchenpöhl. Die Roglersche Parkanlage war vom Sturm aufgewühlt, Äste schlugen aneinander, Zweige brachen und knickten furchterregend.

Endlich kam ein Niederreuther Jüngling daher, der eben seine dreijährige Militärzeit abgeleistet hatte und heimwärts strebte. Von unten her sah er die zierliche Frau im Licht stehen und beschloß, sie anzusprechen. Es fiel ihm aber nichts besseres ein als: „Bitte Fräulein, können Sie mir sagen, wohin geht es nach Niederreuth?“ Sein höflicher und herzlicher Ton, sein schneidiges und weltgewandtes Auftreten kamen gut an; man ging nebeneinander her, der Weg wurde besprochen, Meinungen ausgetauscht, gemeinsame Ansichten festgestellt. Das führte so tief ins Gespräch hinein, daß beide an der Niederreuther Abzweigung vorbeilatschten und er sie geradeaus weiter Richtung Wernersreuth begleitete.

Nun kamen sie in die Nähe der Geigerschänke „Zur Erholung“ (späteres Gasthaus Trapp) und gingen hinein. Es war Montag abend und um den Wirtshaustisch in der Küche saßen nur vier Gäste, darunter der Strumpfwirkermeister Albrecht aus Asch, der eine Niederreutherin zur Frau hatte. Wie es am Dorfe ist, mußte man sich erst beschnupern, bevor man sich zu unterhalten anfang. Bald aber kam Albrecht darauf, daß die jungen Menschen beide aus Niederreuth und sogar Nachbarskinder waren. Sie hatten sich nicht mehr wiedererkannt, aber der so überführte junge Mann wurde wegen seiner Verstellung nicht mehr bestraft, weil inzwischen der Liebeskeim zwischen den beiden kräftig aufgegangen war. Sie sangen nun gemeinsam ein Kirchweihlied, das sie aus Niederreuth kannten:

Maa Durl is schäi dick,
häut Häuzöpfla wöi Saalerstrick...

So hatte die windzerzauste Wernersreuther Allee wieder einmal einen Liebesbund gestiftet. Florierte doch eine Zeitlang dort oben auf einsamer Höhe sogar eine Weinstube mit Barbetrieb („Miramonte“, d. h. „Wunder-Berg“), von wo der Heimweg (vor dem Bau der Neuen Häuser) immer recht einsam war. Besonders die Purucker-Scheune, deren offenstehender Laden bei starkem Wind immer auf und zu schlug, erschreckte die liebenden Paare und trieb sie einander in die Arme.

KRACH BEI DER „GOWERS-SCHRAMMEL“

In den „Lebenslinien eines Dorfes: Wernersreuth“ stand die Aufforderung zu lesen, man möge doch öfter einmal ein Geschichtchen von unserem Heimatdorf erzählen. Da ich die Tochter vom „Gowers“ bin (Frida Geipel, Bohlenstr. 58, 4990 Lübbecke/Westfalen, 72 Jahre alt), hier also eine wahre Episode von der Gowers-Schrammel. Vorausgeschickt sei, daß die Schrammel-Musiken nach dem österreichischen Musiker Johann Schrammel benannt wurden, der diese

Art von Volksmusik vor allem in Wien beliebt gemacht hat. Später hatte auch Wernersreuth seine Schrammel-Musik, nämlich „die Gowers-Schrammel“. Diese machte wieder einmal Musik im Gasthaus beim Glaßl-Karl, das an der Abzweigung der Kegelgasse von der Hauptstraße lag und bekannt war durch seine gute Küche und, damit verbunden, durch seine honorigen Stammgäste. Der dicke Glaßl-Karl war stark sehbehindert. Während der Gowers mit seinen Musikanten für Stimmung sorgte, wollte der Glaßl-Karl für ordentliches Benehmen seiner Katze sorgen, die, wie er meinte, auf dem Tresen saß, wo sie nichts zu suchen hatte. Es war aber nicht die Katze, sondern eine schöne Blumenvase: „Mistvieh, gehst runter!“ rief der Karl und sein Fausthieb knallte die Vase auf den Fußboden, wo sie zerschellte. Die Katze aber schnurrte ungerührt irgendwo in einer Ecke. Die Scherben wurden aufgeklaut, die Gowers-Schrammel spielte tüchtig weiter und sang ihre frohen Lieder. War es die kaputte Vase oder der reichlich genossene Alkohol, jedenfalls kam es zwischen meinem Vater und seinem Gitarristen, dem Schreier-Adam, auf dem sehr späten Heimweg nach Wernersreuth zu einem handfesten Streit. Nahe beim Trapp-Wirtshaus passierte es dann. Mein Vater nahm den Rucksack vom Buckel, zog die Ziehharmonika heraus und schlug sie mit Wucht – so wie der Glaßl-Karl seine Vase – auf die steinige Straße: „Schluß öitza mit da Gowers-Schramml!“ schrie er wütend dazu.

Damit war der Streit auch schon zu Ende. Nicht aber die Gowers-Schrammel, denn die Ziehharmonika war heil geblieben. Der Gitarrist, gutmütig wie er war, kam nach zwei Tagen zu meinem Vater und bat ihn, alles zu begraben. Mein Vater war einverstanden, es wurde weiter geschrammelt und alles ging ein paar Wochen gut. Als die Gowers-Schrammel dann einmal im Grüner-Wirtshaus zu Oberreuth aufspielte und dabei dem Alkohol halt

auch wieder ordentlich zusprach, gabs auf dem Heimweg wieder einen Heidenkrach. Diesmal schlug der Schreier-Adam sein Instrument mit Wucht an einen großen Straßenstein, was die Gitarre im Unterschied zu meines Vaters Ziehharmonika nicht aushielt. Das schöne Futteral war nur noch ein Sack voller Scherben. Wars nun wirklich zu Ende? Nein, aber nein, noch immer nicht. Der Schreier-Adam kaufte sich eine neue Gitarre und es wurde weitergeschrammelt bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Dann bereiteten die damaligen Umstände der Gowers-Schrammel ein ziemlich jähes Ende. Der Sack mit den Gitarre-Trümmern aber stand noch bis zur Vertreibung in einer Kammer-Ecke der Schreierschen Wohnung im Wernersreuther „Schloß“. Vielleicht steht er heute noch dort, denn das Haus, das den stolzen Namen trug, steht angeblich heute noch, wenn auch unbewohnt. Nun, wie dem auch sei — es ist alles vorbei.

Ernst Martin †:

Was sich so in alter Zeit ereignete

Weit elsterabwärts, in Adorf im Vogtlande, war sommers immer ein Jahrmarkt mit verkaufsoffenen Läden an Sonntagen. Dorthin fuhren immer auch Wernersreuther Einwohner, so auch der Samel Michel mit seiner Frau Maria.

Es gab immer Messeneuheiten an den Ständen, allerlei Gebrauchsgegenstände für den Haushalt, und was so ein Jahrmarkt eben an Kuriositäten bietet.

Sogar einen Stand mit exotischen Tieren! Da war ein Äffchen dabei, das allershand Fertigkeiten vorführte. Der Michel war sogleich begeistert, weil es auf dem Stand stehend in seine Brusttasche greifen wollte. Der Budenbesitzer merkte etwas und bot das Äffchen zum Preis von 10 Reichsmark an. Michel schaute seine Marie an, die sich auch von der Sonnenseite zeigte — und schon ging der Handel an. 10 Mark verlangte der eine, 5 Gulden bot der andere, bis einmal die Marie dazwischentrat und sagte: „Ja mit was fütterst du denn das Tier?“ Der Michel

wußte eine Antwort: „Wir haben doch so viele Holzbirnen!“ Da meinte der Besitzer: „Dann hat das Tier ja einen guten Platz! Das wäre ja meine Sorge, wenn das Tierlein nicht gut gefüttert würde, lieber gäbe ich es gar nicht her. Aber Ihnen gebe ich es, lieber etwas weniger im Preis, als hinterher diese Unruhe, wenn es an den Falschen kommt.“

So wurden die drei einig, der Michel, die Marie und der Standbesitzer. Wirklich auch die Marie?

Michel nahm das Tier auf den Arm und nun ging es zum Bahnhof. Da waren sie noch auf dem Weg, und es kam schon der Roßbacher Bockel herangedampft. Nun sagte die Marie: „Wegen euch Affen versehen wir noch den Zug, der uns vor der Nase wegfährt!“

Inzwischen wurde der Affe unruhig und stellte sich gegen Michel und der konnte ihn nicht mehr bändigen und so mußten sie umkehren, um den Affen an den Verkäufer zurückzugeben.

Dieser sträubte sich natürlich und wollte ihn nicht mehr zurücknehmen. Der Michel mußte noch betteln und zwei Gulden zahlen, dann hatte er es doch erreicht, sich wie Hans im Glück fühlen zu dürfen: weg mit Schaden, Hauptsache, man ist wieder frei.

Diese Geschichte erzählte mir der Held selber, der Samel Michel, mit Schreibnamen Merz, als ich einmal zu seinen Enkeln, meinen Schulfreunden Willi und Ernst Heinrich kam. Er war als guter Waidmann bekannt, so weiß ich bis heute nicht, ob es Jägerlatein war oder Wirklichkeit.

Ernst Martin: Die Bamberlnacht

Als das dörfliche Leben noch in seinem Schwerpunkt ruhte, kein Motorrad oder Auto die Jugend „mobil“ machte, versammelte sich die Wernersreuther Dorfjugend jeden Donnerstagabend am Kreuzweg beim Feilerwirtshaus.

Schlägt's abends halwer neiner
(= halb neun Uhr),
geht jeder Bub zu seiner.
Schlägt es zehn,
ist alles schon geschehn.

Und sollte es einmal sein,
fällt im Hof der Holzstoß ein;
und es ist wohl klar,
nur dort wo ein Mädchen zu Hause war.

Solche Sprüche könnte der Autor dieses Beitrags, nachfolgend einfach „ich“ genannt, viele sagen. Die Mädchen waren ja stolzer und gaben den wilderen Buben nicht immer Antwort, wenn diese sich anboten als Freiersmann. Sie hängten sich ein, gingen die Dorfstraße hinauf bis zum Pfeiffer und sangen Lieder. Auf Frechheiten der Buben sangen sie etwa:

Wenn na ich niat mooch,
und du ihn aa niat mogst,
wåu dan mern denn nåu hin?
Wir setznan in die Rowern ei
und fahn nan nach Berlin.

„He, hast du gehört, was dir passiert? Das hat dir gehört!“ rief dann eine Dorfschöne. Was sich liebt, das neckt sich. Der angesprochene Bursche gab darauf etwa zurück: „Du Tschotschgerl du, du bist ja noch nicht zeitig“, usw. Tschotschgerl, das ist eine Zwergpflaume, und wenn sie obendrein noch grün ist, ist es ein Bambern oder verkleinert: ein Bamberl. Daher die „Bamberlnacht“.

Das zahlten die Damen wieder mit Spottliedern heim. Da zu meiner Zeit einmal neun Schneider im Ort waren, sieben Gesellen und zwei Meister (Richard Schindler und ich), kamen die Schneider öfters dran:

Håuch affe steig e niat
keun Schneider mooch ich niat
a Schneider is a Frühgeburt:
marsch, Schneider, furt.

Konnten sie solche Lieder anbringen, lachten sie alle lautstark und das Tschotschgerl war quittiert. Später aber ging es dann aufs Bänkel vor dem Haus, ein paar Schmätzchen und die Wernersreuther Bamberlnacht war für diesmal aus, wenn nicht so ein Freier durch einen Fensterladen Einlaß auf den Boden in die Kammer gefunden hat. Licht und Taschenuhren gab es damals noch nicht und schnell verging die Zeit. So verspätete sich mancher Freiersmann, wenn er aufbrach, das Hühnerleiterl unter die Schupfen trug und am Hahnenschrei vernahm, welche Zeit es war: -

Der Hahna håut kraacht und die Hään
håut gatzzt,
dåu howe maa Meuderl zan letztmal
gschmatzt.

Bekam er dann daheim Vorwürfe, so konnte er das auch anderwärts bekannte Lied singen:

Ei Vater, ei Mutter, ihr habts gar leicht
redn,
ihr könnt euch mitnander ins Himmelbett
legn,
ich aber muß außē, obs stürmt oder
schneit

zu mein Mädlein am Berg auf die Freit.

Das war meinem Vater sein Liedl,
wenn er gut aufgelegt war; und das war er oft.

Die Ascher Bamberlnacht

Vielleicht kann man diese Schilderung als Dienstleistung an die Bezirksstadt Asch ansehen zur Erklärung des Wortes „Bamberlnacht“. Denn auch die Ascher hatten eine solche am Donnerstagabend, und natürlich viel volkreicher und gepflegter. Dr. Benno Tins hat sie unter der Überschrift „Die Bruck“ beschrieben: „Donnerstag, die Bamberlnacht. Hunderte von jungen Leuten paradierten wie auf zwei Fließbändern aneinander vorbei. Die Kehren waren das Wetterhäusl und die Fadenschänke, immer hinunter, immer hinauf, immer lebhafter, immer zielsicherer. Die Augen hatten eine noch wichtigere Aufgabe als die Beine. Wohl denen, die in den meist untergehakten Reihen die Reibungsflächen der beiden Fließbänder erwischte hatten — sie kamen fast in Tuchfühlung mit dem Gegenstrom und mußten ihre Augen nicht so arg anstrengen ... Man nannte dieses heitere Spiel des Blickekreuzens bündig ‚Kokettieren‘.“ (Rb. April 76, S. 41 f. und Ostern 59.) Man lese dort nach, wie es weiterging — übers „Anschmeißen“, „Heimführen“, „Standerln“, alles nach geraumer Anstandszeit — bis möglicherweise zum Bund für's Leben (was zu beschreiben aber den Rundbriefrahmen in jedem Falle sprengen würde).

Altes Brauchtum

Warum gerade am Donnerstag? Vom Rhythmus der Arbeitstage her ist es nicht

zu erklären; wurde doch in den Fabriken auch Freitags, ja Samstags voll gearbeitet. Nicht also, daß man von nächtlichen Eskapaden am folgenden Tag hätte „auschlafen“ können.

Oder wollte man die allzu eintönige Woche ungefähr in der Mitte ein wenig auflockern? Mir scheint hier keine Gewohnheit des industriellen Zeitalters, sondern mittelalterliches, bäuerliches Brauchtum vorzuliegen: aus katholischer, vor-reformatorischer Zeit. Donnerstag liegt vor dem kirchlichen Fasttag. Wie man im großen Jahresablauf vor der österlichen Fastenzeit noch einmal närrisch „Fastnacht“ feierte, so neigte man im kleineren, wöchentlichen Takt dazu, die Nacht vor dem Freitag zur „Bamberlnacht“ zu machen.

Bräuche in neuerer Zeit sind oft nur der schwache Abglanz von drastischen, auch abergläubischen aus alter Zeit. Der Egerer Rat Sebastian Grüner beobachtete ab 1807 in den „ältesten Sitten und Gebräuchen der Egerländer“, daß die Wöchnerinnen ihre Kindlein nur an gewissen Tagen, hauptsächlich Donnerstag, „einsegnen“ ließen: „Es bestand der Aberglaube, daß die am Montag, Mittwoch oder Freitag (Mädchen auch am Samstag) zur Einsegnung getragenen Kinder entweder sterben oder ihr Leben lang nicht glücklich sind“.

Ob man deshalb auch das „Bettfreien“ vorzugsweise auf den Donnerstag legte? Rat Grüner schildert dieses „Bettfreien“ jedenfalls als altes Brauchtum: „Als eine seit undenklichen Zeiten eingeführte Gewohnheit; damit entschuldigt, daß man nicht wolle, daß etwas Sündhaftes dabei geschehe, sondern bloß beabsichtigt, daß sich die jungen Leute zusammengewöhnen sollen ... daß auch in der strengsten Kälte, bei der ungestümsten Witterung der Jüngling mehrere Stunden in der Nacht zurücklegt, sehr hoch hinaufklettern, öfters äußerst gefährliche Sprünge machen und nicht selten, ohne Erfolg, mit Schlägen beladen wieder nach Hause kehren muß. Allein, weder Wächter noch Hunde können ihn von seinem Vorhaben abschrecken, besonders, wenn er sich vom Mädchen begünstigt weiß.“

Die Ascher Pascher

Was schleicht so sacht
durch die Winternacht?

Es knistert und wispert und raunt,
der Vollmond ist gut gelaunt
und er lacht.

Doch dann verhüllt er schnell sein Gesicht:
Nein, zum Verräter wird er nicht.
Nun dürfen sie im Schatten schleichen,
damit sie doch ihr Ziel erreichen.

In langer Reihe, Mann für Mann,
wackelt's heran,
einmal langsam, dann wieder rascher,
das sind die Ascher Pascher.

Der erste schleppt eine Nähmaschine,
der zweite eine Glasvitrine.

Der dritte, ihr werdet's kaum erraten,
hat einen Gasherd aufgeladen.

Der nächste trägt als Huckepack
ein Radio und eine Uhr im Sack.

Und nun schleift einer gar, o weh,
ein veritables Kanapee.

Und dann zum Schluß, ach Gott, die
Weiber,

was haben die für dicke Leiber!
Doch sind es keine Nachwuchssorgen.
Ihr könnt sie schlank und rank schon

morgen

in alter Herrlichkeit betrachten,
sobald sie ledig sind der Frachten,
mit denen sie umwickelt waren

vom Fuße fast bis zu den Haaren.
Und außen dann am Mantelknopf
hing triumphal der Kaffeetopf.

Das sind die lieben Ascher
im Geisterzug der Pascher.

Da plötzlich raunt der Vordermann:
„Bleibt stehen, Ruhe, haltet an!“

Ein Lichtstrahl geistert durch den Wald,
gleich wird es rufen: „Alles halt!“

Doch siehe, der Alarm war blind:

Denn was da kommt, fürwahr, es sind
ja auch nur Ascher
als Pascher.

Und weiter geht's, es winkt zum Lohn
ganz nah die grüne Grenze schon.

Nun ist's geschafft. Wie sie sich strecken!
Der Tscheche kann am — Abend sie

besuchen.

(Verfasser unbekannt)

Hochsommer im Tannichwald

Wie daheim jetzt wohl das Sommerwetter ist? Nun haben bald auch die Ältesten mehr Sommer in der Fremde als daheim verbracht. Früher waren die Sommer heißer, die Feierabende lauschter, die Gewitter gewaltiger und dann rascher vorüber. Über den „Elsterbergen, wo die Blitze zucken“, brauten sich die Wernersreuther Gewitter zusammen; denn in den windstillen Waldschneisen brütete die Hitze.

HOCHWALDSOMMER 1946

Auf lichtem Hau
die Sonne glüht;
der Hitzestau
die Heide brüht.
Es flirrt die Luft!
Wie auf der Stelle
in Glutenduft
schwirrt Waldlibelle.

Die Waldidylle
steht stille.

Da zuckt überm Rain
ein Wetterschein,
scheucht in den Schotter
die Kupferotter,
beengt dir die Brust.
Vorbei geht August!
Bald wird es schnein —
Weit fort wirst du sein.

Altes Brauchtum sind jedenfalls die Spottverse zwischen der Jugend beiderlei Geschlechts. Davon berichtet auch der

Gowers: Wernerschreither Löila

„Wenn fröiha in Wernerschraath Tanz war, dåu hann die Meula selta Löila gsunga:

Ei Dane, ei Dane, gäih va mein Bett weeg,
du bist ja a Maurer, du schmierst me vull
Dreeck.

Und as Gspaß hann se aa gsunga:
Wöi mir ma Herzerl lacht,
s Hanserl kinnt heit af d'Nacht,
und wenn er kinnt, ma Bou,
gäiht's luste zou.
Kinnt er niat, grein e niat,
liegt mir nex droa ... usw.

Seahts Leitla, selta Löila hann fröiha die Meula gsunga. Selwichsmal war halt nu a glückliche, zafriena Zeit gwesen.“

Hoffentlich verstehen wir den Spaß, ja?

Sammlung

Die Liedersammlung des Gowers reicht ja von romantischen und besinnlichen bis zu recht drastischen Liedern. Es ist höchste Zeit, daß sie gesammelt und aufgefrischt werden! Die sangesfreudige Gowers-Tochter (Frida) und Enkelin (Ilse) haben mir bereits ein unschätzbares Tonband zur Verfügung gestellt. Bald wird unser Schreyer Robert wieder gesund sein und seine Schätze beitragen können. Dann wird ein Ascher Liederbuch hervorgebracht werden müssen (z. B. hat mir Lm. Franz Sticht aus Neuberg auch schon Lieder zur Kenntnis gebracht, lustig zum Kugeln!) Es gibt viel zu tun, packen wir's an!

Die Schildkröte

Wie im Sept.-Oktober-Doppelheft des RB angekündigt, hier jetzt das Gedicht „Die Schildkröte“ aus der Feder von Dr. Herbert Braun:

Ich fuhr hinüber nach Wernersreuth nach fünfunddreißig Jahren, zu suchen letzte Heimat-Leut', die dort verblieben waren.

Fand niemand mehr. Mit Häuserschutt auch sie: dahingegangen.

Zerstört war'n Salerberg und Hut, das Haus am Erlenrangen.

Und was noch steht, dem bin ich fremd: dort wohnen nur noch Tschechen.

Das Schicksal hat es leergekämmt mit einem schweren Rechen.

Schon will ich gehen. Doch da rührt sich hinter einer Gardine ein fragend Antlitz: das verliert die eisig böse Miene.

Das Mädchen K... vom Nachbarort hat man hier bleiben lassen!

Sie kommt heraus, gibt mir das Wort. Ein Jammer, nicht zu fassen.

Ratlos steh ich auf dem Asphalt, sie steht am Zaun dahinter.

Wir kennen uns nicht und sind nun alt.
 „Damals“ waren wir Kinder.
 „Ja du“, sagt sie dann, „bist mir bekannt,
 von dir war vor Jahren die Rede:
 ich ging einmal am Tannich-Rand,
 da stand ein Steinpilz am Wege,
 der war sehr groß, absonderlich.
 Ich wollt' ihn zum Braten pflücken.
 Da schrak ich zurück, er bewegte sich:
 es war ein Schildkrötenrücken!
 ‚Dem Bub vom Braun‘, sagte damals wer,
 ‚tat man dies Vieh einst kaufen.
 Eines Morgens war dann der Käfig leer,
 das Tier ist ihm entlaufen‘.“
 Da fiel mir das Kindheits-Ereignis ein.
 Ich hatte solch Tier gefüttert.
 Dann lief nur noch seine Spur am Rain;
 es hatte die Freiheit gewittert.
 Nun hat's überlebt! Die Winterszeit
 überstand es unter der Erde,
 bis es nach jeder Verborgenheit
 zur Sonn' jährlich wiederkehrte.
 Das ist mir Trost! Solch Tier lebt lang!
 Vielleicht noch nach vielen Jahren
 wird ein Wanderer, rastend am Erlenrang,
 entsetzt in die Höhe fahren.
 Die totgeglaubte Gerechtigkeit
 steht mir auf im Bild dieser Kröte
 und kämpft sich ans Licht einer neuen Zeit
 und grüßet die Morgenröte!

Mundartliche Reime

Wie im letzten Rundbrief dargetan,
 wollen wir die uns zugegangenen Mund-
 art-Reime hiermit fortsetzen:

Rutsch hie, rutsch her,
 rutsch ei za mir ins Fädabett,
 rutsch hie, rutsch her,
 rutsch ei za mir ins Bett.
 Na, in da Bett, dâu moch e niat,
 dâu sänn ja Leis u Fläih.
 Rutsch hie, rutsch her
 rutsch ei za mir ins Bett.

☆

Is ma a Fläuch af d'Achsl ghupft,
 bal af döi, bal af döi.
 Issa wieda eucheghupft,
 kirzagrod afs Knöi.

☆

Draa Fouda Wickn,
 vöia Fouda Kläi.
 Die Huasn sänn zrißn
 van Oarsch bis zan Knöi.

☆

Beim Beerenpflücken, der Name der oder
 des Gehänselten wurde jeweils eingesetzt:
 Alla hamma vullabiirt, (vollgebeert)
 nea die (da) faula . . . niat.

☆

Schlâuf, Kinnerl schlâuf,
 in Gartn sänn die Schâuf,
 die schwarzn und die weißn.
 Wenn ma Kinnerl niat schlâufn wll,
 kumma de schwarzn und beißn.

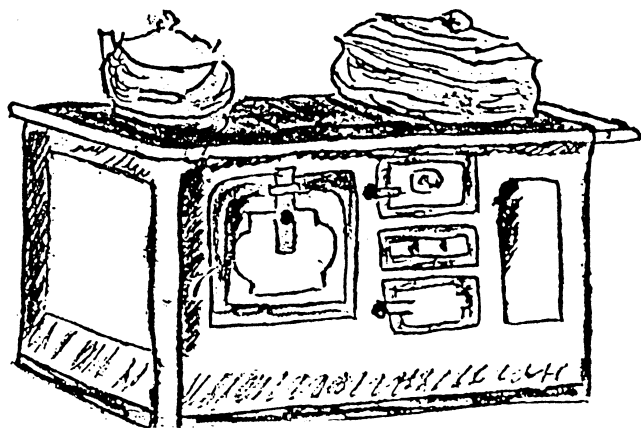
☆

Ränga, Ränga, Tropfn,
 wöi schäi blöiht da Hopfm,
 wöi schäi blöiha die Manglkern,
 löiwa Gott, läuß schänna wern!

Der gute alte Küchenherd

Als nach dem letzten Krieg die Hei-
 zung ihren Siegeszug antrat, ver-
 schwand er immer mehr, „der gute
 alte Küchenherd“. Für unsere beschei-
 dene Wohnkultur zu Hause war gerade
 er oft der Mittelpunkt im familiären
 Leben, wo doch die Mahlzeiten der
 nicht wenigen Familienmitglieder zube-
 reitet werden mußten. Unser Küchen-
 herd war eigentlich ein Schmuckstück;
 ganz in weiß bis auf den Boden stand
 er in der Ecke, mit einer vernickelten
 Herdstange. Im Winter konnte man
 immer die nassen Wollsachen zum
 Trocknen aufhängen, vom Schal, Pul-
 lover bis hin zu den Socken, und im
 Herbst hingen über dem Herd, auf
 einer Schnur aufgezogen, die Äpfel- und
 Birnenringe zum Trocknen. Die Herd-
 platte, mit herausnehmbaren Ringen
 versehen, hatte außerdem noch einen
 eingelassenen Wasserkessel. So war
 ständig heißes Wasser verfügbar und
 wenn meine Mutter die Menge Wäsche
 zu bügeln hatte, wurde im Herdfeuer
 der Eisenbolzen für das Bügeleisen er-
 hitzt. Freilich mußte dann schon mal
 von Zeit zu Zeit der Ruß entfernt wer-
 den, damit der Herd die „Brennkraft“
 behielt. Um an den Durchzug zu

kommen, wurde eine weitere Platte abgenommen und aus einem Türchen der abgestreifte Ruß geschaufelt. Die Backröhre war eigentlich die größte Öffnung. Wenn an den Sonntagen die „Häfferkniala“ drin gebacken wurden, durchzog ein ganz besonderer Duft unsere Küche. Nicht zu vergessen, daß darin auch die Weihnachtsgans in jedem Jahr schön goldbraun schmoren durfte. Natürlich gab es auch manchmal arme Weihnachten ohne Gänsebraten; da tat es dann ein Stück Fleisch vom Schwein. War das Holz einmal durchnäßt, wurde es kurzerhand in der Backröhre gestapelt und dort für den anderen Tag getrocknet.



An den langen Winterabenden versammelte sich die ganze Familie um den Herd, Geschichten wurden erzählt oder auch das Neueste vom Tage kundgetan. So konnten wir Kinder auch Erlebnisse unserer Eltern in Erfahrung bringen und wenn Vater ein Lied anstimmte, sangen wir alle mit, schauten dem roten Lichtspiel zu, das die Flammen durch die kleine Öffnung in der Herdplatte hervorzauberte, oder man lauschte einfach auf das Knistern und Prasseln des Herdfeuers. Ja, man kannte damals noch das Abschalten von des Tages Arbeit, das Ausspannen am häuslichen Herd.

Oft kam es vor, daß die Herdplatte rotglühend wurde, weil man zuviel „aufgelegt“ hatte. Dann wurde eben die Luftzufuhr gedrosselt, indem man die Klappe unterhalb der Feuerstelle zumachte oder den Schieber im Ofenrohr ein Stück hineinschob.

Sollte der Herd sein gutes Aussehen behalten, bedurfte er ständiger Pflege. Dies ging bei uns immer reihum und wenn wir Kinder es manchmal nicht gut genug machten, half halt Mutter selbst immer mit nach. Man nahm in den meisten Fällen Schmirgelpapier, war einmal keins da, wurde einfach Asche dazu verwendet. Am besten ging die Putzerei, wenn der Herd noch ein bisserl warm war. Zum Schluß wurde mit einem weichen Lappen schön nachpoliert. Alles erforderte viel Kraft und Ausdauer; jedenfalls habe ich es so als kleiner Knirps empfunden.

Unsere heutigen Elektro- und Gasherde haben unbestritten ihre Vorteile, aber engere Beziehungen – wie zum alten Küchenherd – haben wir nicht mehr zu ihnen. Sie sind lediglich ein Gerät, ein Objekt. Fortschritt und Wirtschaftswachstum haben auch hier ihren Tribut gefordert. Der gute alte Küchenherd hat ausgedient, er gehört der Vergangenheit an, wie so vieles Erlebte. Und so werde ich schon mal ein bisserl traurig und frage mich des öfteren, ob wir Menschen in dieser Generation das wirkliche Glück gefunden haben, das wir nach den Jahren des Krieges erhofft hatten. Freilich, wir können uns heute viele Wünsche erfüllen, ob aber dies genügt, glücklich zu sein, möchte ich dahingestellt lassen. So wandern eben doch die Gedanken oft in die Vergangenheit, wo wir heute wissen, daß diese eine schöne, zufriedene Zeit war.

Anekdoten:

Warum die Wernersreuther so pünktlich waren

Eine Ascher Näherin kam öfters zu spät zur Arbeit in die Fabrik. Eines Tages wurde sie vom Chef vorgeladen. Etwas unruhig stand sie vor dem Gewaltigen. Der sprach: „Frau A., es wurde mir gemeldet, daß Sie des öfteren zu spät zur Arbeit kommen. Nehmen Sie sich doch ein Beispiel an den Wernersreuthern, die haben so einen weiten Weg und kommen doch nicht zu spät.“

Darauf die Näherin: „Herr B., das ist es ja gerade, daß ich gleich gegenüber der Fabrik wohne. Die Wernersreuther können die verspätete Zeit wieder hereinflaufen.“ (*Adolf Griebshammer*)

Schöne Ausflüge

Die zwei Wernersreuther Ernst W. und Ernst B. waren unzertrennliche Freunde. Einmal hatten sie einen feuchtfröhlichen Ausflug nach Brambach gemacht. Aber auf dem Heimweg kam ihnen der Katzenjammer an, da vereinbarten sie angesichts des Oberreuther Dorfteichs: „Kumm, öitz dersaffn mer uns“. Seite an Seite wollten sie in den schlammigen Gänseteich rennen.

Sie nahmen nebeneinander Aufstellung und kommandierten: „Eins, zwei, drei!“ Doch nur W. rannte los; B. blieb, aus welchen Gründen auch immer, wie angewurzelt stehen. Erst als W. bis zur Brust in den grünen Schlammfluten stand, bemerkte er das Fehlen seines Mitläufers; watete nun wieder heraus und ließ sich wie ein begossener Pudel heimführen. Ihre Unterhaltung dabei ist nicht überliefert.

Daheim erkannte sich W., schlammbedeckt, in dem großen Stubenspiegel nicht wieder, schrie: „Öitz zeigt er nu falsch oa aa!“ und hieb mit der Faust hinein. Worauf er ein zweitesmal vor dem Absterben, diesmal infolge Verblutens, gerettet werden mußte.

Das Schlammbad war aber doch eine gute Vorübung gewesen. Denn als er einige Zeit später, es war schon gegen Kriegsende, ein hübsches Schlesiermädchen zum Urlaubsausflug auf das „Gasthaus zum Grünen Frosch“ führte, fiel dieser die Handtasche in die dortige — sehr einfach gebaute — Wirtshaustoilette. W. stürzte sich so heldenhaft in den Abtritt, daß er die Tasche rettete, selber aber vom Duft her nicht mehr wiederzuerkennen, jedenfalls kaum auszuhalten war. (*Adolf Riedl*)

Dankschäi fürs Heumföihern!

Der Wolfengustl (Braun) vom Wernersreuther Salerberg war ein stolzer Mann. Im Rausch aber warf er mehrmals sämtliches Geschirr an die Stubendecke. Einmal hatte er im Beilschmidt-Wirtshaus schwer geladen. Der Heimweg ging gut vonstatten bis zum Fuß des Salerberges; doch nun kam der Steilhang. Glücklicherweise wohnte da der Roßbe-Hermann, sein Schwiegersohn. Er klopfte und holte ihn aus dem Bett, „heumföihern!“.

Der Roßbe-Hermann zog sich gehorsam an und führte ihn auf die Salerberghöhe. Dort oben wurde es wieder ebener. Da drehte sich der Wolfengustl um und sagte statt eines Dankeschön: „Öitz leckst me am Oarsch!“.

Hermann Schöner:

Die Mühlen im Ascher Ländchen

„Der Müller ist ein adelig Kind, es mahlt für ihn das Wasser und der Wind.“ 1846 hatte der Ascher Bezirk ohne Haslau und Umgebung 39 Mühlen und vier Papiermühlen. Im Ascher Bezirk wurde die Wasserkraft schon frühzeitig und gründlich genutzt. Die Bäumel- oder Jäckelmühle zu Schönbach bestand schon 1413. Acht Bäche trieben Mühlen an: Die Äsch und Elster, der Hainbach, Regnitzbach, Selbbach, Wiesenbach, Ziegenbach und der Zinnbach. Die Herrschaft als Besitzer der meisten Mühlen bekam den Mühlzins, der höher war als der Hofzins und die Schätzungstaxe von 383 Gulden, wenn ein Müller starb. Auch der Müller verdiente gut. Er bekam den Mahlmetzen, einen Teil des zu mahlen- den Getreides. Das Mehl war früher gröber, das Getreide wurde nicht so oft gemahlen. Die Müller waren Gewerbetreibende mit eigener Zunft. „Unehrliche“ Berufe wie Bader, Schäfer, Totengräber, Schinder u. a. durften nicht Müller werden. Die Lehrzeit, zwei Jahre,

bezahlten die Eltern; konnten sie das nicht, mußte der Lehrling einige Monate umsonst arbeiten. Als Urlaub galt die Wanderzeit der Gesellen von einem Müller zum anderen.

Zu den Mühlen zählten auch die Hammer- und Drahtmühlen. In den Hammermühlen wurden aus Eisenstangen Lanzen, Spieße, Hacken, Schaufeln, Sichel, Sensen und Nägel hergestellt. Mit dem 150 kg schweren Eisenhammer formte der Schmied die Gegenstände. In den Drahtmühlen wurden glühende Eisenstangen zu Draht gezogen. Bis zu zwölf Gesellen fanden Arbeit, da es viele Drahtsorten gab. Um 1850 gab es schon moderne Walzwerke, die schneller, gleichmäßiger und billiger arbeiteten. Auch die Hammermühlen konnten mit den Maschinen in den Stahlwerken nicht mehr Schritt halten. Sie wurden in Mahlmühlen, Spinnereien, Knochenstampfen umgebaut oder gingen ein. Über die Papiermühlen wurde schon im Ascher Rundbrief 1969, Seite 58 geschrieben.

Seit 1904 gab es am Lerchenpöhl die Dampfsäge Erh. Hopfmann. Schönbach hatte auch eine Windmühle, die leider zu oft still stand. Am Kaiserhammer gab es sogar um 1500 einen primitiven Hochofen mit Holzkohlenfeuerung, der das vorgefundene Erz schmolz.

Nun die Mühlen im einzelnen: An der Aesch in *Asch*: Obere Mühle, stillgelegt 1907, bestand schon 1555; Nonnen- oder Baumgärtel-Mühle, stillgelegt 1916; in *Schönbach* die Bäumel-Mühle an der Straße nach Neuberg, 1413 bis 1919. Auf dem Eingangstor wuchs ein Fichtenbäumchen, daher der Name; die Rothen- oder Hoppermühle seit 1675; Fuchs- oder Lohmühle, Besitzer Färberei-Inhaber Jäger, bestand schon 1688; *Neuberg*: die Neumühle, errichtet 1700; Sorgmühle, Russen- oder Dössenmühle, entstanden um 1800; Stichtenmühle, 1908 abgebrannt; Obere Mühle, Teichmühle

mit Brettsäge. Papiermühlen: Obere Papiermühle von 1722 — 1821; Untere Papiermühle 1710 — 1855, beide also schon im vorigen Jahrhundert eingegangen. — *Grün* die Hammermühle, seit etwa 1660, nach 1840 Baumwollspinnerei; Drahtmühle, hatte 1783 zwölf Gesellen; die Postmühle, die von 1600 bis 1945 bestand. — *Wernersreuth*: Obere Hädlermühle, gegründet 1650, Untere Hädlermühle, eingestellt vor 1900, Goßlermühle, Sandmühle, Zinnpochwerk, Seegermühle. — *Niederreuth*: Pfaffen- oder Neumühle, 1807 abgebrannt, Prechtelmühle, Schallermühle, Steinelmühle, Passmühle, gegründet 1662, abgebrannt 1913. — Am *Hainbach* die Hainmühle mit Knochenmühlerl. — Am *Regnitzbach* in Kaiserhammer die obere Hammermühle 1502 — 1740, dann Mahlmühle; Untere Mühle mit Knochenstampfe und Ölmühle, nach 1600 entstanden, Hartensteinsche Drahtmühle, Jakobs Mühle mit Farbholzraspel. Sie belieferte Färbereien. — Am *Selbbach in Neuenbrand*: Bärenmühle mit Brettsäge, Kuhpöhlmühle. — Am *Wiesebach* in *Thonbrunn* die Neunteicher Spinnerei, die Bahnelmühle. —

Niederreuther Mühlengeschichte

Im September-Rundbrief fragte Lm. Hermann Schöner am Schluß seines Beitrags „Die Mühlen im Ascher Ländchen“ nach Müller-Ahnenlisten. In großer Ausführlichkeit wußte darauf Lm. Ernst Keil, der am 30. Dezember übrigens sein 84. Lebensjahr vollendet (unseren Glückwunsch!) Bescheid zu geben. Er stammt selbst aus Niederreuth und befaßt sich in seiner Erwiderung mit zwei Niederreuther Mühlen. Seinen Darlegungen entnehmen wir:

Die älteste Niederreuther Mühle war wohl die *Pfaffenmühle*, auch Pläußn- und zuletzt Neumühle genannt. Schon für 1660 ist ihr Brand verzeichnet, dem der Müller Adam Lang selbst und sein zweieinhalbjähriger Sohn zum Opfer

fielen. Die Witwe Elisabeth heiratete 1669 den Witwer Lorenz Wagner vom Hainhaus.

Lm. Keil weiß hier wie auch im Folgenden genaueste Jahreszahlen von der Geburt der Söhne anzugeben; ihre Wiedergabe würde aber, so erstaunlich sie hinsichtlich der Kenntnisse des Verfassers sind, wohl zu weit führen. Daher zusammengefaßt weiter:

Nach dem Verkauf von drei Vierteln des Hauses geht die Mühle 1771 zur Gänze an Meister Wolf Rogler, Müller und Zimmermann, über. Nach seinem Tod heiratet seine Tochter unter Mitnahme des Besitzes zweimal. Ihr einziger Sohn Christoph Bergmann (* 1801, † 1876) gibt die Mühle weiter an seinen Sohn Wolfgang. Dieser verkauft sie 1885 um 7500 Kr. an den Niederreuther Härtel-Mühl-Pächter Lorenz Baumgärtel. Der wieder gibt den Besitz 1896 käuflich weiter an Hermann Wolfram, dessen Witwe Lydia ihren früheren Gesellen Eduard Patzak aus Nordböhmen heiratet. (Seit Hermann Wolfram heißt der Besitz nur noch „Neumühl“.) Im Jahre 1934 übergibt Lydia Patzak Haus und Zubehör um 100 000 Kr an ihren jüngeren Sohn Hermann Patzak, der die Neumühl bis zur Vertreibung 1946 führt. 1933 ließ er eine Turbine einbauen. Überlieferungen zufolge war die Mühle 1807 mit allen Gemeindeakten und dort lagernden Folterwerkzeugen einmal abgebrannt, aber wieder aufgebaut worden.

Die *Rangmühle* in Niederreuth Nr. 47 gehörte im 16. und 17. Jahrhundert den Familien Künzel, Gottfried, Voit, Ploß und Fuchs. Dann wechselte der Mühlenbesitz weiter mehrmals, zum Teil wegen Überschuldung: Heinrich, Prechtel Vater, Prechtel Sohn, unter dem die Mühle neu- und umgebaut wurde. Auch der Wasserlauf wurde geändert, der Mühlenbetrieb auf Lederwalken und Brettschneiden ausgedehnt. Die Rangmühle hatte zuletzt ein Ausmaß von 46 Hektar: 25 ha Wald und 21 ha nutzbare Fläche. Letzter Besitzer vor der Vertreibung war Emil Riedl, geboren 1891.

Ernst Kell:

Der Niederreuther Säuerling

Im Mai-Rundbrief stellte Ldm. Ernst Keil aus Niederreuth in einem Leserbrief unsere irrige Meinung von einem alten und einem neuen Säuerlingshäusl zu Niederreuth richtig. Nachstehend nun seine angekündigten näheren Darlegungen:

Die alte Fassung der Quelle war mit Letten (Ton) ausgestampft, die von den Fachleuten gelobt wurde. Der Säuerling mußte nach Hochwassern öfters neu gefaßt werden, z. B. im Jahre 1853. Die letzte Fassung war i. J. 1884. Früher einmal nach einer großen Überschwemmung blieb der Säuerling aus und kam später bei Schmied Nr. 61 neben dem Bache wieder heraus. *Die Chronik schreibt:* „Anno 1689 ist die große Wasserflut gewesen den 23. July und ist so groß gewesen, daß es in unseren Gerichtshaus (auf dem Wall) in die Stuwten geloffen.“

Am 5. Juni 1853 war ein Gewitter, das Häuser und das Seilinghaus mit fortgenommen hat. (In den Anmerkungen von H. Nr. 5 [Papiermühle] heißt es am 3. 6. 1853 um 12 Uhr Mittag.) Auch die Scheune vom „Siemasmichl“ Burgmann Nr. 13 (zuletzt Ploß Gottlieb) hat es mit weggerissen.

Als vom 23. zum 24. November 1890 starkes Hochwasser auftrat, war der Seidel Nikol Nr. 80 (Seideltischer) vom Samstag auf Sonntag im oberen Wirtshaus Nr. 51 (Geipel). Da er auf dem Heimweg nicht mehr über den Bach konnte, mußte er nachts über Neuberg, Krugsreuth und Grün gehen und kam dann Sonntag Vormittag vom Leithenweg her wieder heim.

Dir. Rich. Rogler schreibt u. a., daß schon in Bauers Landkarte von 1716 bei dem Ort Niederreuth ein Trinkglas als Zeichen für einen Sauerbrunnen verzeichnet war. Das Ursprungsgebiet vermutet man nicht weit neben dem des berühmten Brambacher Sauerbrunnen, nämlich in dem Basaltgebiet bei Oberreuth.

AUFRUF

Liebe Wernersreuther, hiermit wage ich den Aufruf, eine *Heimatgruppe Wernersreuth* aufleben zu lassen. Schaffen wir eine Gemeinschaft, die den alten Zusammenhalt aufrecht erhält und ihn den Jungen weitergibt!

Warum jetzt? Weil es höchste Zeit dafür ist, wenn nicht der Name Wernersreuth bald sang- und klanglos vergessen sein soll. Unsere Eigenart, Erfahrungen, Einsichten sind zu wertvoll, um einfach ausgelöscht zu werden. Das wäre eine Sünde gegen die Alten und ein Versäumnis gegen die Jungen.

Was ist anzustreben? Zunächst:

- Eine neue und erweiterte Adressenliste
- Unterstützung bedürftiger Dorfgenossen, hier und jenseits der Grenzen
- Ein eigenes und baldiges Treffen der Wernersreuther in alter Geselligkeit und mit viel Jugend!

Später könnte sich daraus ergeben:

- Neuer Zusammenhalt der Jüngeren und regelmäßige Jahrestreffen an einem festen „Patenort“
- Vielleicht können wir sogar eines Tages an einem zentralen Ort Einrichtungen schaffen, die unsere Dorfgemeinschaft als geistiges Band weiterleben lassen.

Was kann der Einzelne tun? Zunächst die Ohren spitzen und mir möglichst die Adressen von sich und eventuell von Bekannten schreiben. Mitmachen beim Treffen müssen möglichst alle, aber anstoßen müssen es ein paar Aktive. Diese müssen sich für die Arbeitsgemeinschaft melden. Also fort mit der althergebrachten Bescheidenheit, sonst kommt vor lauter Abwarten nichts zustande oder nur ein Strohfeuer. Ich warte auf Zuschriften!

Die Aussichten sind gut, weil die Zeit reif ist. Beim letzten Ascher Treffen in Rehau ist gesprächsweise vielfach so etwas gewünscht worden und mancherorts ist man Feuer und Flamme dafür. Zwei Landsleute haben mich sehr ermutigt, die

ich beim Namen nenne. Der *Schreyer Robert* macht mit („Gowers-Schrammel“) — „aber ohne Nimbus“, wie er schreibt, „halt um die Wernersreuther zu erfreuen“. Ähnlich *Riedl Adolf* (samt *Anni*); sie unterstützen den Aufruf (was ich im stillen gehofft habe!). Von uns allen aber hängt es ab, ob etwas daraus wird. Also muß das neue Wernersreuther Motto lauten: „*Wernerschreither tats enk zamm*“ — zur Wernersreuther Ortsgemeinschaft!

Herbert Braun,

Brunnenstraße 4, 8913 Schondorf

1980

Unsere Heimatgruppe

Bereits 47 Mitglieder sind seit Weihnachten der Wernersreuther Heimatgruppe im Ascher Heimatverband beigetreten, und es werden laufend noch mehr. Der Rundbrief-Platz ist knapp, also werden alle durch einen Mitteilungsbogen angeschrieben. Hier kann nur allen der herzlichste Dank für ihre Bereitschaft ausgesprochen werden. Sie unterstützen damit in besonderer Weise die Ziele der Rettung und der Gemeinschaft.

Damit es nicht falsch verstanden wird: Zum Treffen im Frühling in Marktbreit sollen „alle Wernersreuther“ (und alle anderen willigen Heimatleute) kommen. Der Verein, das ist nur der Stamm; alle Wernersreuther usw. zusammen, die sind die Zweige am Stammbaum.

Unnötig eigentlich zu sagen, daß die für den Verein Tätigen keinen Pfennig erhalten von den Beiträgen und Spenden. Diese dienen ausschließlich gemeinnützigen Zwecken, über die die Gesamtheit öffentlich abstimmt.

Im nächsten Rundbrief erscheinen die Einzelheiten (Anfahrtsmöglichkeit usw.) zu dem Treffen. Unterkünfte (gastwirtschaftliche und private) vermittelt: 8713 Marktbreit, Rathaus (Frau Heringer), Tel. 09332/34 18 oder 7 12 (vormittags).

Wernersreuther Treffen 1984

Liebe Wernersreuther, schon lange werdet ihr aufgeschaut haben, ob es mit der Ortsgemeinschaft Wernersreuth weitergeht. Das Wernersreuther Treffen findet nun statt: im kommenden Frühling, am 28./29. April 1984 in Marktbreit am Main, Nähe Würzburg.

Ort: Es mußte ein zentraler Ort gefunden werden. Marktbreit ist ein schönes Weinstädtchen in ländlicher Umgebung, nicht zu groß, mit den nötigen Gaststätten versehen. Aus allen Richtungen ist leicht hinzukommen über Autobahnen oder Eisenbahn. Der Ort ist so attraktiv, daß er auch unseren jüngeren Jahrgängen einen Anreiz geben kann, in Geselligkeit mitzumachen. Die freundlichen Bewohner und das Entgegenkommen des Bürgermeisters und Stadtrates lassen für die weitere Entwicklung das Beste hoffen.

Zeit: Am Sonnabend/Sonntag, 28./29. April, sind noch Osterferien. So können jung und alt mit Kind und Kegel kommen. Ein Quartierverzeichnis erscheint demnächst. Für Unterhaltung und Geselligkeit ist gesorgt (Schreyer Robert). Alles Nähere wird noch bekanntgegeben.

Organisation: Einer allein kann das nicht auf seine Kappe nehmen. Gottseidank haben sich schon einige Wernersreuther zu einer Arbeitsgemeinschaft bereit erklärt. Wir brauchen eine feste Vereinigung („Heimatgruppe Wernersreuth“), wenn das alles kein Strohfeder sein soll. In dieser Heimatgruppe sollte möglichst aus jeder Familie ein Name dabeisein. Die Arbeit aber muß eine gewählte Vorsteherchaft machen („Ortschaftsrat“ — nach Häsler Vorbild, oder wie man ihn sonst nennen will). Nur eine solche Mannschaft kann als Gesprächspartner für den Marktbreiter Stadtrat usw. auftreten.

Aus den Freiwilligen, die am 1. Okt. 1983 in Marktbreit zusammengerufen wurden, hat sich folgender vorläufiger Arbeitskreis gebildet: Vorstand: 1. Braun Herbert, 2. Riedl Adolf, 3. Bischoff Ilse

geb. Geipel; Geldangelegenheiten Schreyer Alfred; Schriftführer Heinrich Horst; Kultur Schreyer Robert. Erweiterter Vorstand und Sachgebiete: Fuchs Max, Ploß Herbert, Schreyer Irma, Braun Richard.

Beim Treffen im Frühling soll — neben der Geselligkeit — alles einer „Wernersreuther Vollversammlung“ vorgelegt werden und, wer Interesse hat, zum Mitarbeiten gewonnen werden.

Niemand hat ja einen persönlichen Vorteil, alles soll im Dienst der Erhaltung unserer Gemeinschaft geschehen. So wird jeder Gutwillige zustimmen, daß etwas geschehen mußte, bald vierzig Jahre nach der Vertreibung und vier Monate nach dem Rundbrief-Aufruf.

Wernersreuther, jetzt zeigt einmal, wozu wir fähig sind! Es geht um die Rettung unserer Ortsgemeinschaft!

gez.
Adolf Riedl

gez.
Herbert Braun



Nicht im „Grünen Frosch“ zu Wernersreuth, sondern im „Goldenen Stern“ zu Marktbreit trafen sich am Weißen Sonntag die Wernersreuther (wie berichtet).

(Foto: W. Schrafnagl)

1985

Auf zum Treffen in Marktbreit

Das große Treffen mit Patenschaftsfeier rückt näher: am 27./28./29. April in Marktbreit, Nähe Würzburg/Ochsenfurt, Landkreis Kitzingen. Kommt alle!

Programm:

Freitag, 26. April

ab 19.00 Uhr: Geselliger Abend im Gasthaus „Goldener Stern“. Unterhaltung durch die Wernersreuther Stimmungskanonen.

Sonnabend, 27. April

11.00 Uhr: Heimat-Ausstellung in den Räumen der Sparkasse Marktbreit

12.00 Uhr: Mittagessen („Goldener Stern“)

ab 14.00 Uhr: Großes Heimattreffen im Schützenhaus

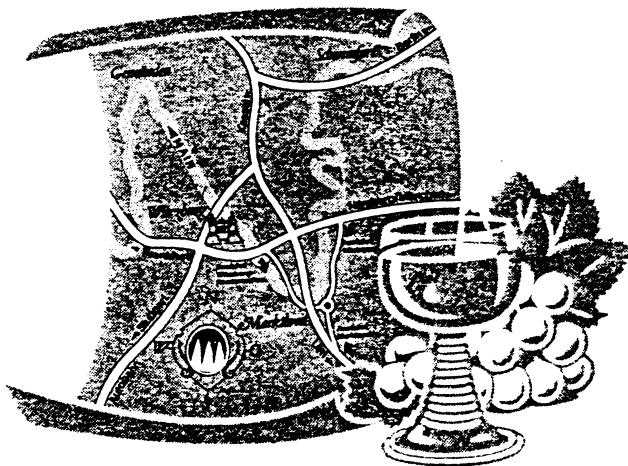
16.00 Uhr: Stadtrundführung durch Stadtrat Troll, anschließend weiter im Schützenhaus

ab 19.00 Uhr: Gesellige Feier der Ortschaften im Schützenhaus

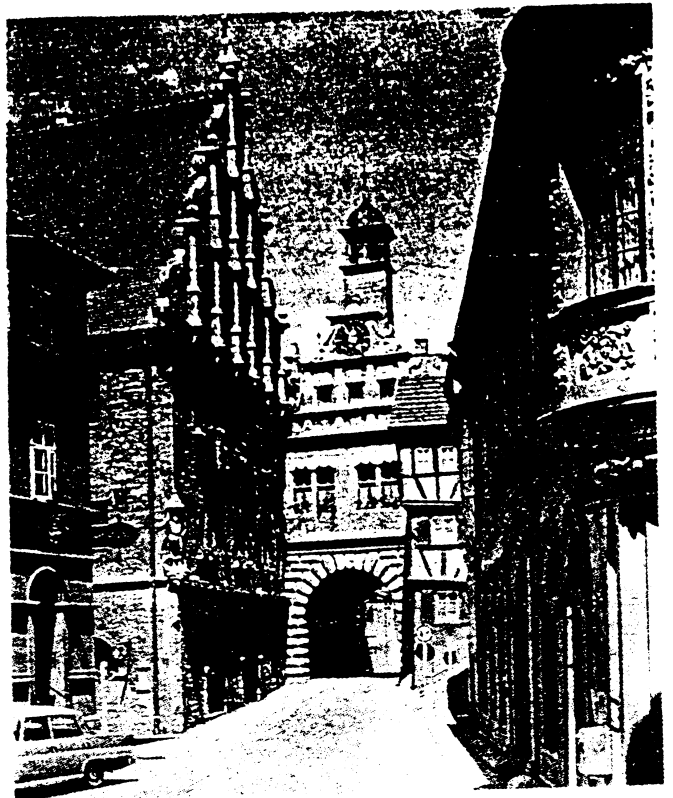
Sonntag, 28. April

11.00 Uhr: nach der Kirche offizielle Patenschaftsfeier in der Rathausdiele mit Ehrengästen

ab 13.00 Uhr: Mittagessen und Ausklang



Die Zufahrt nach Marktbreit



Das Rathaus zu Marktbreit

Einzelheiten:

Diesmal soll es schon am Freitag losgehen, so daß zwei Übernachtungen vorzusehen sind. (Wem es zuviel ist, der kann es sich auch kürzer einteilen. Aber es ist ja heuer kein Rehauer Treffen — und so jung kommen wir nicht mehr zusammen. Außerdem ist die „Patenschaftsfeier“ ein würdiger Anlaß, und die Zeit vergeht eh schnell.)

Unterkünfte besorgt wie voriges Jahr: Frau Heringer, Rathaus, 8713 Marktbreit, schriftlich oder telefonisch (Tel. 0 93 32/34 18 oder 7 12 vormittags). Die Unterkünfte werden direkt mitgeteilt, sind aber auch einer Liste, die im „Goldenen Stern“ ausliegt, noch zu entnehmen. Marktbreit hat Autobahnanschluß aus allen Richtungen, auch Eisenbahnverbindung.

Patenschaftsfeier in Marktbreit

Nun haben sie es erreicht, die Wernersreuther, daß der Lebensfaden ihrer Ortsgemeinschaft nicht abreißt. An drei Tagen, von Freitag, 26. April bis Sonntag, 28. April 1985, feierten sie in Marktbreit die Übernahme der Ortspatenschaft durch die schöne Mainstadt.

„Wernerschreither Abend“

Schon am Freitagabend war der „Goldene Stern“ gerammelt voll. „Echt Wernerschreitherisch“ verlief der Abend nach munterer Begrüßung durch die Gowers Frida (Geipel) voller Gemütlichkeit bei Sang und Klang. Die Wernersreuther Volkssängertradition ist gerettet: Gowers-Tochter (Frida) und Enkelin (Ilse) singen, Gowers-Mitspieler Robert Schreyer begleitet dessen alte und immer neue Lieder! („Wenn mir des Glück nu amal blöiha töit“, „Franzensbad“ usw.). Dazu die umwerfenden Deklamationen unserer Hedwig (Hudetz), die wunderschönen Stimmen der Röder-Meudla (Ella Adler, Gerti Höfer) und andere! Rührung und Heiterkeit waren in einem Töpfchen, zum Schluß sangen alle mit bis zum Ausklang.

Heimatausstellung

Am Sonnabendvormittag wurde, was manche nicht für möglich gehalten hätten, die Heimatausstellung im Rathaus eröffnet! Der getäfelte Trausaal faßte kaum die Besucher. Robert Schreyer und die beiden Max Wunderlichs hatten arrangiert: Fotos an Stellwänden, Dokumente von vielen Wernersreuthern schnell noch mitgebracht, die historische Gowers-Zither, Gesteine, Truhen, Geräte, Gesangbücher, Weberschiffchen, Gemälde (Alfred Sreyer)! Aus der DDR war die Schneider-Wirtin (Martha Wölfel) eingeladen und brachte Geschirr aus dem „Wirtshaus zu den drei Staffeln“. „Wer hätte das vor ein paar Jahren gedacht, daß sich Wernersreuth so herausstellen könnte“, sagte Julius Geipel mehrmals kopfschüttelnd. Prompt stellten die

Stadtvertreter einen festen Raum für die Heimatstube in Aussicht. Allen Leihgebern sei hier herzlichster Dank gesagt.

Fest im Schützenhaus

Am Samstagnachmittag wurden es noch mehr Teilnehmer. „Wo kommen nur so viele Wernersreuther her?“ — Sie haben sich vermehrt, Angeheiratete sind voll „eingebürgert“ — und mehrere Landsleute aus dem Elstertal und aus Asch sind den Wernersreuthern beigetreten, getreu dem Wahlspruch: Wernersreuth ist nicht nur ein Ort, sondern ein geselliger Zustand.

Nach einer Stadtführung durch die Stadträte Troll und Rausch kam es am Samstagabend zum großen Stimmungsfest im Schützenhaus, das fast aus den Nähten platzte. Robert Schreyer und Sepp Komma machten die Stimmungsmusik. Was am Vortag erklingen war, kam zur Aufführung im noch größeren Kreise. Die fernsehbekannten Maintalsänger unter Adi Schermer boten fränkische und egerländer Lieder. Viele Vertreter der Stadt gaben den Wernersreuthern die Ehre, auch unser Alterspräsi-



Ein Bild aus Marktbreit: Der 1. Bürgermeister Karl Schubert und Prof. Herbert Braun unterzeichnen die Patenschaftsurkunde zwischen Wernersreuth und Marktbreit

dent Emil Lederer war wieder angereist. So wurde ein großes Verbrüderungsfest mit den anwesenden Marktbreitern daraus.

Feierliche Unterzeichnung der Patenschaftsurkunde

Am Sonntagvormittag ereignete sich dann, unvergeßlich, die feierliche Beurkundung der Ortspatenschaft in der Rathausdiele. Darüber berichtete der Marktbreiter Anzeiger (Kitzinger Zeitung):

Im Rahmen einer Feierstunde, zu der auch MdB Rudolf Müller und Landrat Dr. Siegfried Naser gekommen waren, wurde gestern in der Rathausdiele die Patenschaft der Stadt Marktbreit für die heimatvertriebenen Bürger der Gemeinde Wernersreuth besiegelt.

In seiner Begrüßungsansprache erklärte dazu der zweite Vorsitzende der Heimatgruppe Wernersreuth, Adolf Riedl, für die Heimatvertriebenen bestehe am Jahrestag des Kriegsendes kein Grund zum Feiern. Vor 40 Jahren seien sich die Soldaten der Wehrmacht, zu denen Riedl gehörte, „um den Hals gefallen, als sie sich des Schutzes durch die US-Armee vor den Grauen der sowjetischen Gefangenschaft sicher waren“.

Nicht auf Politiker verlassen

Beim Beginn in der neuen Heimat habe jeder daran gut getan, der den Versprechen der Politiker auf eine baldige Rückkehr keinen Glauben geschenkt habe. Riedl unterstrich, es dürfe nicht verschwiegen werden, daß schon 1939 liebe Menschen Wernersreuth verlassen mußten. „Die Vollendung der Grausamkeit war 1945 die totale und brutale Vertreibung durch die Tschechen!“ Aus dem damals zugefügten Unrecht erwüchse aber kein Rachegefühl. Ein Anliegen der Heimatgruppe sei es vielmehr, im geselligen Rahmen die Erinnerungen an die alte Heimat auszutauschen.“

Ein historischer Rückblick

Im Mittelpunkt des Festvortrages von Professor Dr. Herbert Braun, dem ersten Vorsitzenden der Heimatgruppe, stand

der historische Rückblick auf die Entwicklung von Wernersreuth. Diese Gemeinde, die urkundlich auf das Jahr 885 zurückgeht, war mit 1200 Einwohnern die größte Dorfgemeinde des ehemaligen Bezirkes Asch. Wälder, Hochmoore und Mineralquellen kennzeichneten die besondere Atmosphäre dieser einst sudeten-deutschen Landschaft.

Professor Braun sprach den Wunsch aus, daß nun die kulturelle Tradition nicht mehr abreißen möge. Die Patenschaft mit Marktbreit biete die Möglichkeit, einen neuen Mittelpunkt zu erschließen, in dem Liedgut und kulturelle Schöpfungen einen sicheren Platz für die Zukunft finden.

Die Verbindung zu Marktbreit geht bis auf das Jahr 1355 zurück. Damals hatte Karl V. nicht nur viele Steinmetze aus dem Maintal in seine Residenz nach Prag geholt, sondern ein Neuböhmisches Reich bis an die Grenzen von Iphofen und Mainbernheim in Erwägung gezogen. „Nach Herkunft und Tradition sind wir eigentlich Blutsverwandte“, sagte Professor Braun.

Neues Heimatgefühl in Marktbreit

Braun wies darauf hin, daß die Patenschaft mit Marktbreit den Heimatvertriebenen „ein neues Heimatgefühl vermittelt, das sich in der kommenden Zeit noch mehr festigen wird!“

Bürgermeister Karl Schubert erinnerte an die ersten Begegnungen im April 1984. Der Übernahme der Patenschaft hatte daraufhin der Marktbreiter Stadtrat einhellig zugestimmt. „40 Jahre nach dem Krieg ist dies daher ein Tag, der bei uns allen ganz besondere Empfindungen auslöst. Auch die Sieger von einst würden heute vieles anders machen, denn Haß war noch nie ein guter Ratgeber“, erklärte Schubert. Es sei ein Tag, an dem alle geloben sollten, daß Vertrauen zueinander die Wiederholung der furchtbaren Ereignisse unmöglich mache, forderte Schubert.

Anschließend unterzeichneten Professor Dr. Herbert Braun und Bürgermeister Karl Schubert die Patenschaftsurkunden.

Als äußeres Symbol der freundschaftlichen Verbindung zur Stadt Marktbreit überreichte Professor Braun ein Landschaftsbild von Wernersreuth, das künftig im Marktbreiter Rathaus seinen Platz haben wird.

Der Kreisbetreuer aus Haslau, Rudolf Mähner, wünschte dieser Patenschaft, daß sie, wie Asch und Selb und wie Dettelbach und Haslau, vom Band der Freundschaft umschlossen sein möge.

In Grußworten brachten Landrat Dr. Siegfried Naser und Heimatverbandsvorsitzender Karl Tins ihre Freude über die nun gefestigte Beziehung zu Marktbreit zum Ausdruck.

Elstersymphonie uraufgeführt

Ein besonderer Höhepunkt der Feierstunde war die Uraufführung des ersten Satzes der Elstersymphonie von Walter Kutscher. Das Marktbreiter Streichquartett unter der Leitung von Herbert Reusch interpretierte den ersten Satz mit beachtlichem Einfühlungsvermögen. Die Symphonie vermittelt einen ausgezeichneten Eindruck von der Landschaft um Wernersreuth, die von dem Flüschen Elster geprägt ist. Die Festgäste belohnten die Neuschöpfung und eindrucksvolle Wiedergabe mit langanhaltendem Beifall. Mit einem gemeinsamen Lied schloß die Feierstunde nicht mehr ganz pünktlich zum Mittagessen.

Zukunftsperspektiven

Wenn auch ein solches Ereignis unwiederholbar ist, hat es uns doch gezeigt, daß mit Stetigkeit und Ausdauer die einmal errichtete Gemeinschaft weitergepflegt werden muß. Noch sind wir Vertriebenen lange nicht am Ende, sondern es beginnt vielleicht etwas Neues. Neue kulturelle Schöpfungen, Heimatstube, Volksmusik, die — inzwischen schon berühmte — „Elstersymphonie“ und alles, was noch geschaffen wird, soll uns neuen Anlaß zur Geselligkeit auf „echt Wernerschreitherisch“ geben, auch wenn einmal der alte Gesprächsstoff erschöpft ist. Es haben sich ja viele erst wieder und von neuem kennengelernt!

Dafür, daß alle mitgemacht haben, und allen Unterstützern aus Wernersreuth, dem Kreis Asch und Marktbreit: Herzlichen Dank!

„Jetzt weiß ich erst, daß ich stolz darauf sein kann, aus Wernersreuth zu stammen“, sagte Ilse Putz, die zum erstenmal da war. Wir kommen wieder!

Aufruf

Viele „Jüngere“ haben Zweifel und sagen: „Ich kenn ja doch keinen mehr“. Falsch! Ihr werdet staunen, wie schnell Ihr wieder „wie daheim“ seid — Ihr kennt Vergessene wieder, und vor allem:

Damit nicht das Mißverständnis aufkommt, hier ginge es um Sonderinteressen: Wir sitzen alle im gleichen Boot. Die Wernersreuther machen es nicht, „wie sie selber wollen“. Das Selberwollen hat sich aufgehört, sagt der Gowers.

1986

Auf nach Marktbreit!

Auch heuer wieder ruft uns unsere Patenstadt Marktbreit, Landkreis Kitzingen am Main, zum jährlichen Treffen! Das Programm, im März-Rundbrief veröffentlicht, sieht kurzgefaßt vor:

Freitag, 6. Juni:

ab 19.00 Uhr im „Goldenen Stern“:
„Wernersreuther Abend“

Samstag, 7. Juni:

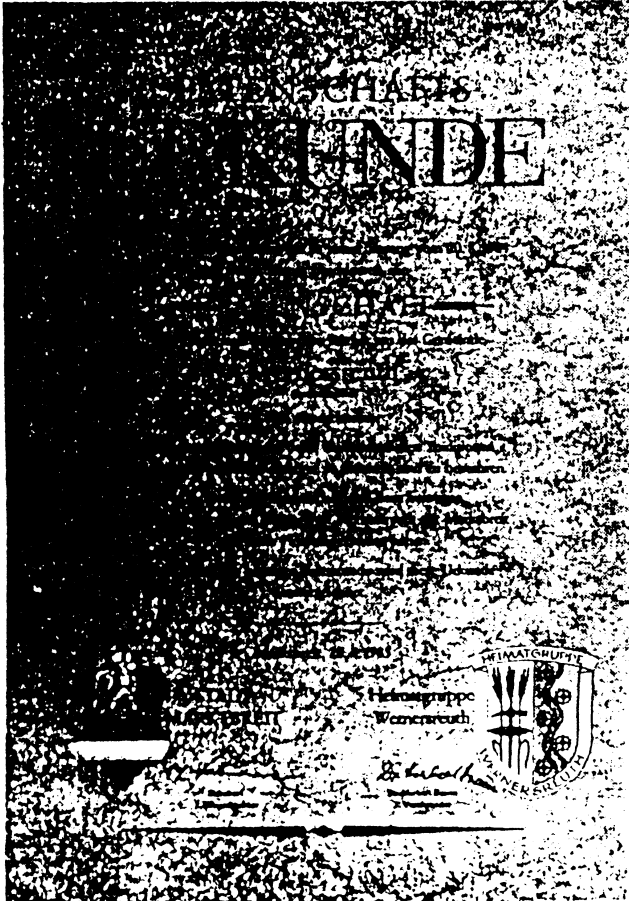
Mittag im „Goldenen Stern“, anschl. Mainfahrt auf Ausflugsdampfer.
Ab 19 Uhr Heimatabend im Schützenhaus

Sonntag, 8. Juni:

ab 10.00 Uhr Vollversammlung ...
Unterkünfte besorgt Frau Heringer, Rathaus, 8713 Marktbreit, Tel. 0 93 32/34 18 oder 7 12 vormittags.

Patenschaft verpflichtet

Hier die Patenschaftsurkunde, wie sie voriges Jahr feierlich überreicht wurde:



Laßt den Lebensfaden, den diese Urkunde zu einem „Band der Freundschaft“ verstärkt hat, nicht abreißen! Eine Patenschaft muß durch jährlichen Besuch erneuert werden! Wiederum sind dazu auch aufs herzlichste eingeladen alle Landsleute aus Asch, Niederreuth und dem ganzen Umland!

Wenn euner meunt, heier fahre niat:
Wer weuß denn, wöi's afs Gâuha wird!
Sie schauen doch aaf. die goutn

Marktbreiter,
aaff Ascher Leit, aaff Wernerschreither!
Daß jederer sagt: ma häiats. ma siahts:
dasta mäiherer kumman, asta schenner
wirds!

Eindrücke vom letzten Treffen:



Wennst fräigst: Sölle kumma, sölle niat?
Nâu kumm! Daß's imsua schenner wird!

Drittes Großtreffen in Marktbreit

Vom 6. bis 8. Juni trafen sich nun schon zum drittenmal die Wernersreuther in ihrer Patenstadt Marktbreit. Der Zustrom war überwältigend; es hatte sich herumgesprochen, daß diese Tage echte Begegnung und frohe Unterhaltung erlauben. Man sah viele neue Gesichter, die man teilweise 40 Jahre nicht mehr geschaut hatte. Sogar aus der DDR waren wieder Wernersreuther angereist. Auch auf die Jugend wirkt der Magnet — man trifft jetzt Nachkommen, die, nicht mehr drüben geboren, sich ein Bild machen wollen, was „Wernersreuth“ war und ist.

Freitag: „Wernersreuther Abend“

Schon am Freitagabend war der Saal im „Goldenen Stern“ gerammelt voll. Mit Auftritten, Gesang und Unterhaltung verging der gesellige Abend.

Samstag: Ausflug und Heimatabend

Am Samstagmittag traf noch einmal eine Welle von Besuchern ein. Nun ging es in drei großen Omnibussen Richtung Würzburg, wo im Mainhafen ein Ausflugsdampfer wartete. Oder besser: warten sollte! Die Regenfälle der vergangenen Wochen hatten den Main anschwellen lassen, das Hochwasser verzögerte die Ankunft des Schiffes und verlangte eine Geduldsprobe. Doch dann füllte sich der verglaste und überdachte Luxusdampfer auf zwei Etagen mit einem heiteren Volk, und „Wernersreuth“ dampfte mit Sang und Klang drei Stunden lang hinter schäumendem Bug durchs Mainland. Landsmann Sepp Komma brachte mit Heimat- und Seemannsliedern auf seinem Akkordeon alles in Schwung.

Höhepunkt wurde dann der große Heimatabend im Schützenhaus. Der Marktbreiter Bürgermeister Karl Schubert, die Stadträte Knöchel, Rausch, Russek, Ehrenvorsitzende und Gäste, als Mitwirkende die fernsehbekannten Leiter der Maintalsänger Adi Schermer und Frau, konnten begrüßt werden. Die bewährte Frau Heringer vermittelte noch während der Veranstaltung Unterkünfte.

Das Unterhaltungsprogramm verdient Beachtung. Der legendäre Wernersreuther Unterhaltungskünstler „Gowers“ hat zahlreiche Nachfolger gefunden.

Robert Schreyer, daheim noch jüngstes Mitglied der „Gowers-Schrammel“, führte zusammen mit Sepp Komma durch den Abend. Seine verbindenden Worte ließen den Ort Wernersreuth, seine Ortsteile und Geschichte in der Erinnerung der Alten, in der Einbildungskraft der Jungen und Gäste lebendig werden. Er wußte auch den Spitznamen „Gowers“ zu erklären — eigentlich „Jakobus“. Besonders verdienstvoll seine aus Gowers-Tradition stammende Kenntnis des erzgebirgischen Volkssängers Anton Günther, dessen Texte halb ins Wernersreutherische übernommen wurden:

„wuu die Wälder haamlich rauschen ...
Mit keun König möcht ich tauschen —
weil däu druabm a Heiserl stäiht.“

Eine schier größere Sensation ist es, daß des Gowers leibhaftige Tochter (Frida Geipel) und Enkelin (Ilse Bischoff) schon zum zweitenmal Gowers-Lieder erfolgreich durch ihren Vortrag neu beleben! Der geplanten Heimattube stellten sie die kunstvoll mit Einlegearbeiten verzierte original Graslitzer Zither vom Gowers sowie ein Tonband mit seiner Stimme zur Verfügung.

Weiter erklangen schöne Stimmen! Das Duo der beiden Röder-Meudla (Ella Adler, Gerti Höfer) brachte die „Wernerschreither Gmeu“ und andere Lieder. Alles wartet nun schon jedesmal auf die Auftritte, besonders auch wenn die Tischer Hilde (Hilde Fuchs) ihre Sketche (diesmal: „Der Wernersreuther Herrenschneider“) darbietet und unsere Hedwig Hudetz (diesmal über die „nutzlosen Männer“) deklamiert.

Eine Uraufführung boten die Töchter unseres Ehrenvorsitzenden, die Lederer-Meudler (Hildegard Hofmann und Schwester). Von ihnen erklang folgendes, von Sepp Komma vertontes „Wernersreuther Heimatlied“:



Auf dem Heimatabend

Ich weuß a schäi's Fleckerl
 zwischn Wiesn u Wold,
 des is a stats Eckerl
 für Gung und für Old.
 Dazwischen die Elster,
 sua klåua und staat —
 des is unner Heumat,
 des is Wernerschraath.
 Die Leit döi hann garwat,
 va fröh bis znachts spaat,
 als ob sichs af dera Welt
 im des Fleckerl ner draagt.
 Inn Wirtshaus hanns' gsunga,
 hann tanz und sich gfraat —
 sua war's in da Heumat,
 sua war Wernerschraath.
 Oft kinnt's holt ganz annerscht,
 als wöi ma sich's denkt;
 uns häut holt des Schicksal
 van Glück unta glenkt.
 Uns hann se vertrieb'n,
 in die Welt ganz verstraat:
 doch es bleibt unner Heumat,
 des alt Wernerschraath ...

Mit ergreifenden Worten erhob sich da
 unser Ehrenvorsitzender Emil Lederer

(84) und gab der Stimmung rechten Ausdruck: Wie schön, daß die Wernersreuther Gemeinschaft solchen Aufschwung erlebt — denn man hat uns elend und unrecht vertrieben!

So wechselten Ernst und Heiterkeit, bis die Stimmung durch die Anekdoten von Sepp Komma in Trubel überging. Kostprobe:

Ein Wernersreuther wollte Brennholz aus dem Tannich holen, der dem Grafen gehörte. Erlaubt waren nur Reisigäste bis zu einer gewissen Stärke.

Der Wernersreuther aber belud sein Wägelchen mit schönen dicken Knipfeln.

Da kam der Forstaufseher. „Was haben Sie denn da aufgeladen?“

„Hosafoutter“, sagte der Wernersreuther.

„Aber diese Knipfel fressen die Hasen doch nicht!“

„Probiern tou es“, sagte der Wernersreuther. „und wenn se's niat fressn, nãu schüre se ei!“

Vollversammlung

Die Vollversammlung am Sonntagvormittag konnte dank der Marktbreiter Gastfreundschaft wieder feierlich in der Rathausdiele ablaufen. Sie brachte einen erfreulichen Kassenbericht des Kassiers Alfred Schreyer, Wiederwahl aller Vorstandsmitglieder (unter Leitung von Max Fuchs) und etliche Beschlüsse, darunter:

Landsleuten, die aus der DDR anreisen, soll ein Zuschuß gewährt werden.

Eine Heimatchronik soll in Angriff genommen werden.

Eine Ortskarte soll in großem Maßstab gezeichnet und gedruckt werden.

Die „Elstersymphonie“ soll in größerem Rahmen aufgeführt werden ...

„Schäi war's wieder“ — hörte man überall, und: „afs Gäuha wieder“ — und: „Auf Wiedersehen in Rehau!“

Noch lange ging den Besuchern das einfache Lied nicht aus dem Sinn, das so recht auf Wernersreuth paßt und mit Vorliebe gesungen wird:

Wo's Dörflein traut zu Ende geht,
wo's Mühlenrad am Bach sich dreht,
da steht im duft'gen Blütenstrauß
mein liebes, altes Elternhaus.

Dahin, dahin, verlangt mein Sehnen ...

1987

Marktbreit ruft!

Liebe Wernersreuther — und alle interessierten Landsleute, denkt an das heurige Treffen in Marktbreit vom Freitag, 19. Juni, bis Sonntag, 21. Juni!

Da am Samstag früh gegen halb elf ein Busausflug zur Vogelsburg mit Empfang und Weinprobe in Volkach auf dem Programm steht, ist Anreise am Freitag abend besonders empfehlenswert.

Marktbreiter Treffen: „Wernersreuth leuchtet“

Das diesjährige Treffen in Marktbreit schlug alle Rekorde. Was man vom großen München sagt, daß es „leuchte“, möchte man in aller Bescheidenheit auch auf unser Dörflein anwenden, wenn sich seine Bewohner in Marktbreit alljährlich (heuer 19.-21. Juni) zusammenfinden.

Die „Kitzinger Zeitung“ berichtete:

„Bereits zum viertenmal veranstaltete die Ortsgemeinschaft der Wernersreuther ihr großes Jahrestreffen in ihrer Patenstadt Marktbreit. Für viele Wernersreuther ist diese Zusammenkunft ein fester Brauch geworden, auf den sie sich schon das Jahr über freuen.“

Unterbringung und Bewirtung durch die vorzügliche fränkische Gastronomie haben sich so gut eingespielt, daß beide Seiten ihre Freude aneinander haben. Auch wird die Zahl der Teilnehmer an diesem Treffen immer höher, zumal durch Mundpropaganda immer neue und auch junge Landsleute aus dem Heimatort und den umliegenden Dörfern angelockt werden.

Bereits am Freitagabend versammelten sich an die 200 Teilnehmer im ‚Goldenen Stern‘ zu einem ‚Wernersreuther Abend‘, einer eigenen Mischung aus zwanglosem Gespräch, Ansagen, Stegreifdarbietungen und Auftritten heimischer Musikanten und Volkssänger. Die Stadtväter Rolf Troll und Karl Schubert wurden lebhaft begrüßt.

Am Samstag wurde ein Tagesausflug unternommen über Volkach und Sommerach zur Vogelsburg. Ein großer Heimatabend füllte am Abend wieder das Marktbreiter Schützenhaus. Darbietungen des Mitglieds der alten Wernersreuther Volkssängertruppe, Robert Schreyer, der viel Volkskundliches beizusteuern wußte, leiteten durch den

Abend. Besonders ergreifend das Lied von der ‚Aarwat‘ (Arbeit), dem ‚fünften Evangelium‘ der alten Heimat, wie er sich ausdrückte. Gleichrangig neben ihm sorgte Sepp Komma, der Pfiffikus unter den heimischen Musikern, für stürmische Heiterkeit. Unter der Regie dieses Duos brachten die Nachkommen des ‚Gowers‘ (Frida und Ilse Geipel/Bischoff), Lieder, Stegreifauftritte (Hilde Fuchs, Hedwig Hudetz) Besinnlichkeit und Trubel in den Saal.

Beifallsstürme ernteten die Maintal-sänger, die mit fränkischem Liedgut seit Anbeginn der Patenschaftsbeziehungen musikalische und stimmungsmäßige Harmonie verschaffen. Allgemein wurde bedauert, daß die Platzverhältnisse es nicht erlauben, gleichzeitig die Marktbreiter Bevölkerung einzuladen. Als deren Repräsentanten wurden umso herzlicher willkommen geheißen Bürgermeister Schubert und die Stadträte Knöchel, Rausch, Russek, Troll.

Der Sonntagvormittag war der Hauptversammlung in der Marktbreiter Ratsdiele vorbehalten. Unter dem Vorsitz von Dr. Herbert Braun wurden die üblichen vereinstypischen Tagesordnungspunkte abgehandelt, ein Lichtbildvortrag aus der alten Heimat (Erna Wunderlich) vorgeführt und insbesondere die geplante Heimatstube und die Abfassung eines Heimatbuchs erörtert. Wegen großer Verdienste um die Gemeinschaft wurde Max Fuchs im Beisein der oben genannten Stadträte zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Die Wernersreuther, deren Vorfahren einst auch aus dem Fränkischen in ihre hochgelegene Heimat um die Elterquellen einwanderten, fühlen sich in ‚Frankens gemütlicher Ecke‘ wohl. Sie möchten auf diesem Weg einmal der gesamten Bevölkerung der Marktbreiter Verwaltungsgemeinschaft für die freudliche Aufnahme ein herzliches ‚Dankeschön‘ sagen.“



In der Ratsdiele zu Marktbreit wird Max Fuchs zum Ehrenvorsitzenden der Heimatgruppe Wernersreuth ernannt.

Was an besinnlichen und heiteren Stückchen geliefert wurde, kann nicht auf einmal erzählt werden. Die Ausführungen Robert Schreyers zum „Zinnberg“ finden Eingang in untenstehendes Kapitel.

Hier nur eine Kostprobe vom „lachen den Wernersreuth“ aus dem Munde des genannten „Pfiffikus“ Sepp Komma:

Ein egerischer Bauer sollte dem Häs-Nigl vom Wernersreuther Salaberg eine Kuh bringen.

Der Egerländer trieb das Tier über Haslau, Steingrün herauf durch den Tannich zum Salaberg.

Ausgerechnet einen Steinwurf vor dem Ziel spreizte das Tier die Beine und wollte keinen Schritt weiter. Weder gutes Zureden noch Schläge konnten das bockige Vieh wieder in Bewegung setzen.

Aber wo die Not am größten, ist Hilfe am nächsten. Man stand ja direkt vor dem Haus des Wunderheilers Prex am Salaberg! Der wurde nun aus dem Haus geholt, besah sich die Lage und brachte aus seinem Schränkchen eine Tinktur: davon solle der Bauer dem Tier etwas unter den Schwanz pinseln.

Hei, wie das wirkte! Die Kuh tat einen Satz, riß sich los und stürmte davon.



Hochbetrieb im Schützenhaus am Samstagabend

„Um Himmels willen“, sagte der Bauer, schob seine Hose herunter und streckte dem Prex sein Hinterteil entgegen: „Tu mir nur schnell auch etwas hinein, daß ich sie wieder erwisch!“

Das erwähnte Lied von der „Aarwat“ wird uns Robert Schreyer nachliefern. Bemerkenswert aber ist auch, daß nicht nur die leibliche Enkelin des Gowers-Musikus, sondern nun auch Anton Robert (Adam) Schreyer junior auf der Bühne stand und die Gowers-Tradition zeitgemäß fortsetzt. Unsere heimische Musik, unser Wesen, unsere Arbeit werden noch lange fortleben, fortleuchten!

Das Wernersreuther Treffen

in Marktbreit findet heuer vom

Freitag, 3. Juni, 19.00 Uhr (Gasthaus „Goldener Stern“) bis Sonntag, 5. Juni, 12.00 Uhr (Rathaus-Diele) statt!

Einzelne Programmpunkte sind:

*Freitagabend: „Wernersreuther Abend“
Samstag ab 12.00 Uhr: Gemütliches Beisammensein, Mittagessen, Kurzvorträge und Fragen zur Heimatkunde („Goldener Stern“).*

*Samstagabend: „Bunter Heimatabend“.
Sonntag ab 10.00 Uhr: Vollversammlung und Vereinssitzung in der Marktbreiter Rathaus-Diele.*

Anfahrt und Unterkünfte: Anfahrt ist bekanntlich mit der Eisenbahn möglich (Bahnhof nur einen Katzensprung vom „Goldenen Stern“) — oder mit dem Auto (Marktbreit hat eine bequeme Anfahrt von der neuen Nord-Süd-Autobahn über Würzburg).

Unterkünfte vermittelt unsere bewährte Helferin Frau Heringer, Rathaus Marktbreit, neue Tel.-Nr. 0 93 32/30 57, oder schriftlich, oder schließlich auch noch an Ort und Stelle.

Inhaltsverzeichnis

2	Vorbemerkung zur Artikelserie	Kurz erzählt: Persönlichkeiten
3	Lage des Ortes - Die Elster	132 Ernst Martin †
5	Bewohner	132 Ernst Bloss †
6	Gesinnung	133 Der W' Volksänger Gustav Künzel
7	Tüchtigkeit	136 Der "Schinderhannes"
10	"Da Wernerschreitha Schneida"	136 Johannes Watzal, Bildhauer
11	Unsere Mundart	137 Ein Kämpfer gegen die Not: Albin Dötsch
16	Spaß an der Mundart	145 Berta Braun geb. Kuhn
17	Herkunft der Siedler	145 Die "Oberreuther Geipel"
19	Kulturleistung auf Sumpfdickicht	147 Das Geipel-Denkmal
20	Die Flurnamen von Wernersreuth	147 Ein Wahrzeichen der Heimat
24	Was bedeutet "Schwarze Gelten" ?	149 Eine Reise in die Heimat
25	Was bedeutet "Kaltes Eck" ?	152 Schulzeugnis von Wolfgang Braun von 1899
26	Ausblick vom Robischberg	153 Ein Klassenfoto (Jahrgang 1922)
26	Die Ortsgründung von Wernersreuth	Geschichten - Anekdoten
28	Drei Siedlungskeime	154 Aus Klatschhausen
30	Haben im Ascherland Slawen gesiedelt ?	154 Alkoholische Geschichten
37	Die Hausnummerierung	156 Der "Huckauf"
37	Die Ortskarte von Wernersreuth	156 Bist du ein Mensch, so stehe !
40	Ortschaftswappen	157 Bist du ein guter Geist
41	Wernersreuther Gemeindevorstände	157 Der tödliche Schreck
43	Vereinsleben - von Max Fuchs	158 Der Klochamouter
47	Hinauf aufs Himmelreich	159 Nachts am Husterteich
50	Beim "Frank"	159 Der Griff ins Ingewisse
51	Der Schneider-Girch	160 Auf der "anterischen" Wernersreuther Straße
51	Die Himmelreicher Anwesen	161 Krach bei der Gowers-Schrämmel
53	Mönchsgruft in Himmelreich ?	162 Was sich so in alter Zeit ereignete
55	Brunnenstollen statt Mönchsgruft	162 Die Bamberlnacht
56	Das Wirtshaus im Tannich	164 Die Ascher Pascher
60	Die Elster - Naturbegeisterung	165 Hochsommer im Tannichwald
61	Wo liegt die Elsterquelle	165 Die Schildkröte
62	Der Weg zum Denkmal	166 Mundartliche Reime
63	Der Elsterlauf als Lebenslauf	166 Der gute alte Küchenherd
69	Die Villa Martha	167 Anekdoten
70	"Frauendiplomatie" ?	168 Die Mühlen im Ascher Ländchen
72	Erinnerungen: an die Vogelweber	169 Niederreuther Mühlengeschichte
74	Die Heidhäuser	170 Der Niederreuther Säuerling
76	"Der Lumpenhau"	Heimatgruppe und Heimattreffen
87	Das Vogelweberhaus	171 Aufruf zur Bildung einer Heimatgruppe
88	Die untere Hällermühle	172 Wernersreuther Treffen 1984
90	Nassengruber Straße/Kaltes Eck	173 Auf zum Treffen 1985 in Marktbreit
92	Kaltes Eck	174 Patenschaftsfeier in Marktbreit
96	Klatschhausen	176 1986 : Auf nach Marktbreit
99	"Veteraner"	178 Bericht vom 3. Großtreffen in Marktbreit
100	Der Petersbrunnen	180 1987 : Einladung und Bericht vom Treffen
100	Die Brückensäulen	182 1988 : Das Wernersreuther Treffen
101	Das Leben auf der Goßlermühle	183 1989 : Neues Leben, neue Lieder
101	Zwei Niederreuther in Wernersreuth	183 Zum Heimatbuch von Wernersreuth
103	Rund um den Flaugerhof	
112	Das Schloß	
114	Der "Herrenhof-Ortsteil"	
115	Die "Schweden"-Höfe	
117	Die Hausnummern 30, 31, 39	
120	Die Zedwitz-Grafen	
124	Der Zinn-Bergbau im Ascher Land	
126	Familiennamen aus dem Zinn-Bergbau	
131	Wunderlich, ein häufiger Name !	